Indische Reiseskizzen

Richard Garbe

Indische Reiseskizzen.

0

Indische Reiseskizzen

von

Richard Garbe.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1889.

Vorwort.

In echt indischer Weise eröffne ich dieses Buch, indem ich erkläre, was es nicht ist. Es ist nicht, wie die meisten populären Werke über Reisen in dem „Lande der Wunder", ein Erzeugniß der sentimentalen Schwärmerei, der alles und jedes in rosenfarbiger Verklärung erscheint, noch eine publicistische Spekulation auf den Geschmack des großen, solche Darstellungen liebenden Publikums. Daß es mir an warmem Gefühl für das wirklich Schöne und Großartige, das Indien in reicher Fülle bietet, nicht gefehlt hat, beweisen unter andern meine Beschreibungen der mohammedanischen Prachtbauten, der Landschaft des Himalaya und des herrlichen Ceylon. Andererseits habe ich mich bemüht, die Beschwerden des Lebens in Indien und die vielen Schattenseiten, welche Land und Leute Demjenigen zeigen, der sie nicht verkennen will, in möglichster Objektivität zu schildern. Wenn ich bemerke, daß die nachfolgenden Skizzen keine bewußte Unrichtigkeit oder Uebertreibung enthalten, so sage ich damit etwas, das selbstverständlich sein sollte, aber wegen der Menge des wissentlich Falschen, das in verschiedenen beifällig aufgenommenen Reisewerken über Indien nachweisbar ist, leider einer nachdrücklichen Versicherung bedarf. Auch hoffe ich, daß diese Aufsätze wenig thatsächlich Unrichtiges enthalten werden; denn sie sind nicht aus der Erinnerung geschrieben, sondern auf Grund sorgfältig geführter Tagebücher, in welche ich in den Stunden,

in denen die Kraft zu wirklicher Arbeit versagte, mit aller Ausführlichkeit eintrug, was ich Bemerkenswerthes gesehen oder gehört. Ferner ist diese Hoffnung dadurch begründet, daß mein verehrter Kollege, Herr Professor J. Jolly in Würzburg, ein ausgezeichneter Kenner Indiens und Verfasser einer vortrefflichen Reisebeschreibung, die Güte gehabt hat, eine Korrektur meines Buches zu lesen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse meiner Reise habe ich natürlich aus diesen nicht nur für den engen Kreis der Fachleute berechneten Skizzen fern gehalten.

Wenn ich schon die vielen Freundlichkeiten, welche mir während des ganzen Verlaufs meiner Reise von neu erworbenen Gönnern und Freunden erwiesen worden sind, in stets dankbarer Erinnerung behalten werde, so bin ich doch den hohen Beamten, die mir meine Studienreise ermöglichten, zu einem noch weit größeren Danke verpflichtet, dem ich auch an dieser Stelle ehrerbietigen Ausdruck zu geben nicht unterlassen darf: Ihren Excellenzen nämlich, den Königlich Preußischen Ministern des Kultus und der Finanzen, auf deren gemeinsamen Antrag Se. Majestät der Hochselige Kaiser Wilhelm I. die Gnade gehabt hat, mir die zur Reise erforderlichen Mittel aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds zu bewilligen. In gleicher Weise habe ich auch der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin meinen gehorsamen Dank für die namhafte Unterstützung auszusprechen, welche mir aus dem Ertrage der Boppstiftung im Jahre 1886 zur Verlängerung meines Aufenthalts in Indien gewährt wurde.

Königsberg i./Pr. im Januar 1889.

R. Garbe.

Inhaltsverzeichniß.

Anm. In indischen Worten ist c und ch wie tsch, j wie dsch, s scharf wie unser ß auszusprechen.

1. Von Triest nach Bombay.

—×—

Wer heut zu Tage nach Indien reist, hat die Wahl zwischen einer ganzen Reihe vortrefflicher Dampferlinien. Unter denselben nehmen den ersten Rang ein der Norddeutsche Lloyd (von Bremen oder Triest), die englische Postlinie der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company (von Venedig oder Brindisi) und die französische der Messageries Maritimes (von Marseille). Sehr gute Linien zweiten Ranges sind außer den fünf von England laufenden die des österreichisch-ungarischen Lloyd (von Triest) und die italienische Florio Rubattino (von Marseille, Genua oder Neapel). Wem es nicht darauf ankommt, eine Woche länger unterwegs zu sein oder gar daran liegt, das ganze Behagen einer bequemen stärkenden Seefahrt gründlich auszukosten, wer etwa die Vorschrift der englischen Postdampfer, täglich beim Diner in Gesellschaftstoilette zu erscheinen, als lästig empfindet, wird gut thun, eine der letztgenannten Linien zu wählen. Auf den Dampfern derselben findet man freilich im Allgemeinen nicht die gute Gesellschaft, deren man auf den deutschen, englischen und französischen Postdampfern nahezu gewiß sein kann, dafür aber gewöhnlich mehr Raum für sich selbst und sein Gepäck und hat fast nie seine Kabine mit anderen Reisegefährten zu theilen. Zudem ist der Fahrpreis auf den Linien zweiten Ranges ein wesentlich geringerer; er beträgt nach Bombay, die Verköstigung einbegriffen, tausend Mark. Diese Erwägungen bestimmten mich, als ich im September 1885 vor

1*

der Erfüllung meines langjährigen Wunsches stand, eine Studienreise nach Indien zu unternehmen, einen Platz auf dem österreichischen Lloyddampfer Amphitrite zu bestellen, der am 1. Oktober Triest verlassen sollte. Ich hatte besonderes Glück gehabt: die Amphitrite gehört zu den neuesten, schönsten und größten Schiffen des Lloyd und dürfte an Komfort hinter wenigen Dampfern zurückstehen.

Wenn ich abergläubisch wäre, hätte ich meine Ankunft in Triest als ein böses Omen betrachten können; doch war ich von zu frischem Jugendmuth beseelt, um auch nur an die Gefahren und Beschwerden zu denken, welche mir in den kommenden anderthalb Jahren bevorstanden. Als mein Bahnzug in einer der letzten Septembernächte des genannten Jahres auf der Höhe über Triest, der prächtigen, in einem Lichtmeer strahlenden Stadt, anlangte, sah ich die Adria in furchtbarer Bewegung: Blitz auf Blitz zuckte aus dunkelschwarzen Wolken, das unablässige Gebrüll des Donners mischte sich mit dem Tosen des Meeres. In jener Sturmnacht scheiterte ein amerikanisches Schiff an den Molen, dessen aus dem Wasser ragende Masten am folgenden Tage fast zu greifen waren. Bei der Einfahrt in die Stadt hörte ich von allen Seiten Klagerufe erschallen, italienisch und deutsch: „Ach der Scirocco, der Scirocco! . . . das Meer kommt in die Straßen!"; der Hotelwagen mußte vor den heranrollenden Wasserfluthen umwenden. Und schon am nächsten Morgen lag das adriatische Meer spiegelglatt bei dem herrlichsten Sonnenschein, der mir drei Wochen lang geleuchtet hat bis nach Bombay.

Das imposante Leben im Hafen war zu jener Zeit ungewöhnlich rege; wegen der in den italienischen Häfen damals herrschenden Cholera drängte der ganze Verkehr nach dem Orient über Triest. Auf unserer Amphitrite war nicht nur die erste Klasse mit über siebzig Reisenden, sondern auch die zweite vollständig besetzt; hauptsächlich durch Passagiere nach Alexandria. Die Indienfahrer des Lloyd gehen fahrplanmäßig direkt nach

Port Said; wegen der großen Nachfrage nach Billets für Alexandria, die durch einen gleichzeitig dorthin abgehenden Dampfer nicht gedeckt werden konnte, sollte ausnahmsweise auch die Amphitrite in dem ägyptischen Welthafen anlaufen. Die Amphitrite ist ein Schiff von fünftausend Tonnen, d. h. sie trägt in ihren Laderäumen hunderttausend Centner Waaren, und legt gewöhnlich zwölf Knoten (gleich drei deutschen Meilen in der Stunde) zurück, obwohl die Lloyddampfer durch die Regulationen nur zu zehn Knoten verpflichtet sind. Jene Geschwindigkeit von zwölf Knoten wird durch eine Dampfkraft erzeugt, welche eintausendsiebenhundert Pferdekräften gleichkommt. Dieselbe kann bei der Amphitrite auf dreitausenddreihundert Pferdekräfte gesteigert werden, doch geschieht das nur in Zeiten der Gefahr; dadurch wird die Geschwindigkeit aber nicht etwa verdoppelt, sondern nur von zwölf auf fünfzehn Knoten erhöht, dagegen der Kohlenkonsum ungefähr verdreifacht. Da eine Fahrzeit von fünfzehn bis sechszehn Knoten bei den deutschen, englischen und französischen Postdampfern vorgeschrieben ist, kann man leicht ermessen, mit wie viel geringeren Kosten die österreichischen Dampfer arbeiten. Der dem Passagierverkehr dienende Theil der Amphitrite macht durchaus den Eindruck eines großen eleganten Hotels; jede der beiden Klassen hat ihre eigenen Speisesalons, Musik-, Rauch-, Spiel-, Badezimmer ꝛc. Alles ist mit elektrischem Licht erhellt: der Speisesaal erster Klasse, an dessen Tafeln wir zu etwa achtzig Personen bequem Platz hatten, durch sechsunddreißig Flammen, jede Kabine durch deren zwei.

Man ist auf alle Eventualitäten eingerichtet und zur Genüge mit Kanonen und Gewehren versehen, welche den Seeräubern im chinesischen Meer das Verlangen nach den reichen Ladungen (wir führten damals nach der Angabe des zweiten Kapitäns Waaren im Werthe von mehreren Millionen Gulden mit uns, darunter viel baares Geld) gründlich benehmen dürften. Zwischen Singapore und Hongkong, dem Endziel der Linie, sind gewöhnlich drei- bis fünfhundert Chinesen als Deckpassagiere an

Bord; Reisende von solcher Verdächtigkeit, wie die Söhne des himmlischen Reiches, werden beständig von Matrosen bewacht, welche mit scharf geladenen Büchsen auf und ab patrouilliren; auch werden ihnen beim Besteigen des Schiffes die Waffen, welche sie etwa bei sich tragen, abgenommen und erst beim Landen wieder ausgehändigt. Die Sicherheit der Lloyddampfer ist eine sehr große: die Statistik, welche die Gesellschaft vor einigen Jahren bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Jubiläums veröffentlichte, zeigt, daß der Lloyd innerhalb jenes halben Jahrhunderts mehr als zehn Millionen Passagiere befördert und daß keiner derselben je durch ein Schiffsunglück an seinem Leibe oder Leben Schaden genommen hat. Die Gefahr, welche der Reisende auf solchen Dampfern läuft, ist also eine weit geringere, als bei der Benutzung von Eisenbahnen, Tramways, Omnibussen und ähnlichen Beförderungsmitteln.

Das Leben auf großen Dampfern ist für Denjenigen, der an kleinere bürgerliche Verhältnisse gewöhnt ist, ein wahrhaft fürstliches. Um sechs Uhr Morgens wird es auf dem Schiff lebendig; man erhebt sich in seinem bequemen Bett, schlägt die Vorhänge zurück, drückt auf den Knopf der elektrischen Klingel und bestellt bei dem dienstfertigen Kellner Kaffee oder Thee. Da die Damen ihre Kabinen nicht vor acht Uhr verlassen, sieht man in den ersten Morgenstunden die wunderbarsten männlichen Kostüme aus leichter Wolle und höchst primitive, meist auf Strohpantoffeln sich beschränkende Fußbekleidungen. Von älteren Indienfahrern lernt man bald, wie wohl es thut, sich im Nachthabit in die bequemen Stühle zu legen und die nackten Füße auf den Schiffsrand in die Höhe gelehnt der schönen Morgenbrise entgegenzustrecken. Eine solche die Blutzirkulation fördernde Ruhelage, welche die unteren Extremitäten besonders begünstigt, wird dem Europäer im Orient immer mehr zum Bedürfniß.

Zwischen sechs und acht Uhr Morgens pflegen die Reisenden ihr Seebad zu nehmen, für das uns auf der Amphitrite fünf

geräumige Badezimmer zur Verfügung standen: Marmorbassin und Douche. Darauf macht man Toilette und fängt bald an mit Ungeduld auf das Läuten der Glocke zu warten, welche um neun Uhr das Zeichen zur ersten Mahlzeit gibt; denn der Appetit erreicht auf der See einen Grad, den man bei menschlichen Wesen zu Lande für unnatürlich erachten würde. Es wird ein vollständiges Diner von mehreren Gängen servirt; der Tisch ist dicht besetzt mit Delikatessen und Früchten. Um ein Uhr folgt das indische Tiffin, ein déjeûner à la fourchette, und um sechs Uhr die große Hauptmahlzeit des Tages, die aus fünf bis sechs Gängen besteht; um neun Uhr Abends Thee. In die tägliche Verköstigung einbegriffen sind zwei kleine Flaschen trefflichen niederösterreichischen Weines; wer daran nicht genug hat, kann zu mäßigen Preisen allerhand weitere Getränke an Bord bekommen. Das Fleisch ist stets schön und frisch: die Stallungen des Schiffes sind gefüllt mit Ochsen, Kälbern, Hämmeln, Hunderten von Puten, Hühnern, Enten und Tauben; nach Bedarf wird der Vorrath in den Halteplätzen ergänzt. — Auch die Schiffsleute haben es gut auf den österreichischen Dampfern; denn der geringste Matrose und Kellner erhält dasselbe Essen wie die Passagiere, wenn auch nicht in der gleichen Reichhaltigkeit, und täglich seinen Wein zu den beiden Hauptmahlzeiten.

Die Arbeit des Tages, welche sich bei fast allen Passagieren auf Musikmachen, Karten-, Schach- oder Domino-Spielen, etwas Briefschreiben u. dergl. beschränkt, wurde auf meiner Fahrt fast ausnahmslos durch einen Tanz auf Deck abgeschlossen, der öfter bis weit in die Nacht hinein sich ausdehnte; wir hatten dafür eine nach Indien reisende böhmische Kapelle von siebzehn Personen zu unserer Disposition. Mehrfach wurde das Deck des Abends durch bengalische Flammen erleuchtet. Darüber strahlte der Sternenhimmel in bisher ungekannter Klarheit; ringsum rauschte die schwarzblaue Adria mit ihren phosphorescirenden schäumenden Wellen, und gleich großen Leuchtkäfern umsprühten den Schiffskörper ihre funkelnden Thierchen — ich

denke noch jetzt mit wahrem Entzücken an jene Nächte zurück. Mancherlei Nationalitäten waren unter den Passagieren vertreten: Deutsche, Engländer, Franzosen, Holländer, Italiener, Griechen, Aegypter — unter diesen ein Pascha — und drei Parsis aus Bombay. Die ganze südländische Gesellschaft, mit Ausnahme der Parsis, verließ uns in Alexandria, und wir waren nicht böse darüber; denn sie hatte sich an Bord laut und wenig gesittet betragen. Wir Deutschen bildeten eine Gesellschaft von zwölf Personen, unter denen sich zwei allein nach Indien reisende junge Damen befanden, die eine auf dem Wege zu ihrer Hochzeit, die andere, um ihren Bruder zu besuchen; ferner drei als Missionare herausgehende Jesuiten, mit denen ich mich viel und gut, auch über unsere Gegensätze in Religion und Kirche, unterhalten habe, und von denen einer namentlich ein feiner, gründlich gebildeter Mann und deutscher Patriot war, der als Krankenpfleger den Feldzug 1870—71 mitgemacht und ohne einen Anflug von Bitterkeit davon sprach, daß das Staatsgesetz ihm verboten, sich auf deutschem Boden zu bewegen. Wir hatten uns schnell mit den Engländern zu einer Art geschlossenen Kreises zusammengefunden; und schon am ersten Tage konnte man den ruhig auftretenden Indienfahrer germanischer Herkunft mit tiefer Verachtung von den „Alexandria-Leuten" reden hören, gegen welche er in der That wohlthuend abstach. Selbst beim abendlichen Tanze bildeten wir im Allgemeinen eine getrennte Gruppe und sahen mit Würde, wenn auch etwas neidisch zu, wie auf der Alexandria-Seite das Schlußkommando der Quadrillen „Embrassez votre dame" ausgeführt wurde. In Indien gewöhnt man sich, wie ich später erfuhr, eigentlich nur den Germanen als einen Vollblut-Europäer und den Romanen als ein Wesen niederer Gattung anzusehen.

Die Geschäftssprache ist auf den Lloyddampfern italienisch; doch pflegen sowohl einige Schiffsoffiziere als auch ein Theil des diensthuenden Personals deutsch oder englisch wenigstens etwas zu sprechen. Auf der Amphitrite waren die Offiziere in der denk-

bar liebenswürdigsten Weise bemüht, uns Passagieren die Fahrt so angenehm wie möglich zu machen, namentlich der zweite Kapitän Casa und der treffliche Schiffsarzt Dr. Sannig, ein Deutsch-Oesterreicher, den ich das Glück hatte auf meiner Rückreise von Bombay anderthalb Jahre später wieder auf der Pandora anzutreffen. Dr. Sannig erklärte, er habe während seiner langen Dienstzeit nie eine Reise gemacht, auf der eine so ungetrübte herzliche Harmonie zwischen dem Personal und den Passagieren geherrscht, wie im Oktober 1885. Man darf also die geselligen Freuden meiner Fahrt auf der Amphitrite ebensowenig wie den Komfort dieses Prachtschiffes als Regel für die österreichischen Lloyddampfer betrachten. Meine Rückreise auf der Pandora war langweilig und ungemüthlich, die Offiziere reservirt bis zur Unhöflichkeit, vor allen Dingen der Kommandant, ein panslavistischer Dalmatier, dem schon die Sprache der maledetti Tedeschi — so nannte er uns, wie wir zufällig erfuhren — ein Greuel war.

Wenn man von Indien kommt, halten sich die Dampfer, um günstige Strömungen zu benutzen, auf der Seite der Balkanhalbinsel, und man erfreut sich des Anblickes der Schneeberge von Albanien und Montenegro, des dalmatischen Inselgewimmels, der ortschaften- und weinbaureichen Küste von Istrien. Auf der Herausfahrt dagegen wenden sich die Schiffe gleich hinter Triest mehr nach der italienischen Küste, so daß man bis zu dem seeschlachtberühmten Lissa fast zwei Tage lang kein Land sieht; von da an verliert man es aber lange Zeit nicht aus den Augen: Fano, die herrlichen ionischen Inseln Korfu, Kephalonia, Zante, die Küste von Morea, Kap Matapan, Cerigo, Cerigotto, die bergige West- und Südseite von Kreta — alles das erscheint in prächtiger südlicher Beleuchtung, rothbraun des Tages und silbergrau des Abends. Schon in diesen Gegenden fängt man an zu merken, was die südliche Sonne bedeutet und setzt sein Haupt nicht mehr ihren stechenden Strahlen aus. Das ganze Schiffsdeck ist sorgsam mit Schattendächern versehen; Tag und

Nacht sind alle Fenster geöffnet; denn das Thermometer geht auch im Herbst nicht mehr unter 20° R. herunter.

Die fünfte Nacht, seitdem wir Triest verlassen, mußten wir auf Schlaf verzichten; denn die „Alexandria-Leute" packten ihre Koffer unter entsetzlichem Lärm. Um zwei Uhr vierzig Minuten früh wurde der Leuchtthurm von Alexandria sichtbar, und um halb sechs Uhr Morgens fuhren wir in den Hafen ein: vor uns die weiße schimmernde Stadt, gleich zur Linken der Palast des Khedive, zur Rechten zahlreiche Windmühlen massiver Bauart. Eine Unmenge von Booten kam unter unverhältnißmäßig großen weißen Segeln zur Amphitrite herangeflogen, und bald wimmelte es von braunen und schwarzen Gaunergesichtern an Bord; Träger, Bootsleute, Händler, welche Stöcke, Perlenschnüre, Straußenfedern u. dergl. anboten, Jongleure, die allerhand Taschenspieler-Kunststücke vormachten und außer jungen Krokodilen auch Skorpione herumlaufen ließen, belästigten uns in so aufdringlicher Weise, daß wir uns öfter nur mit Stößen retten konnten. Ich lernte zum ersten Mal aus eigener Anschauung die ungeheure Kluft kennen, welche zwischen dem Sâhib und dem Nicht-Europäer gähnt; der erste betrachtet den letzteren nicht eigentlich als eine Spezies des Genus homo sapiens Linné. Nach dem Frühstück nahmen wir Deutschen ein Boot und fuhren zur Stadt; der Hallunke, dem wir uns anvertraut, beeilte sich, uns zu erzählen, daß man ihn eben aus dem Gefängniß losgelassen, in das er ungerechter Weise bloß deshalb eingesperrt worden sei, weil er einen Kollegen vom Bord eines Dampfers heruntergeworfen; er nannte sich, wie die meisten Männer in ägyptischen Städten, Muhammed Ahmed, erklärte aber, jeden Tag einen anderen Namen zu führen. Kapitän Casa begleitete uns und führte uns vom Landungsplatz durch die Eingeborenen-Viertel, deren schmale Straßen mit ihren unendlich schmutzigen Läden — mir fielen die zahlreichen griechischen Kapheneions auf —, mit ihrem Durcheinander von Aegyptern, Nubiern, Arabern, Türken, Armeniern, Negern und mit dem Farben-

gewimmel der Trachten mir den ersten Einblick in das bunte Leben und Treiben des Orients gewährten. Vorherrschend waren in der fast ausnahmslos besudelten und zerrissenen Kleidung Gelb, Blau und Weiß. Ganz Alexandria ist jetzt mit großen weißen Quadersteinen gepflastert; nicht nur die Pflasterung von Triest ist nachgeahmt, sondern auch das Material von dorther genommen. Die Spuren des Bombardements, jener englischen Großthat, waren noch sehr wahrnehmbar, namentlich in dem europäischen Viertel; ganze Straßen in der Nähe der Place des Consuls bildeten noch wüste Trümmerhaufen. Wir fuhren aus der eigentlichen Stadt heraus vorbei an hübschen europäischen Häusern und Gärten, für deren Vegetation am charakteristischsten die Banane und die fruchtschwere Dattelpalme war, an einem Beduinenlager vorüber, einen Nilkanal entlang, auf dessen anderem Ufer ein arabisches Dorf liegt. Nichts ist für die nächste Umgebung von Alexandria so bezeichnend, als die trostlose Dürre; wohin nicht Süßwasser künstlich geleitet wird, wächst kein Grashalm. In dem Garten des Khedive, der als die erste tropische Parkanlage auf mich einen großartigen Eindruck machte, rafften meine Begleiter dicht unter den Augen der Hüter sofort Blumen zu großen Sträußen zusammen, um unseren Eßtisch auf der Amphitrite zu schmücken. Meine Frage, ob man denn hier etwas abpflücken dürfe, wurde mit einem Gelächter beantwortet: „Natürlich ist das nicht erlaubt, aber der Europäer darf im Orient Alles thun."

Schon in Alexandria machten sich die ersten Vorboten der Schattenseiten einer Orientreise bemerklich: vor allen Dingen die große Hitze, welche alle meine Erwartungen überstieg und doch später in Indien so und so viele Monate hindurch von mir als eine namenlose Erquickung empfunden worden wäre; dann das blendende Licht, um dessentwillen fast alle Europäer graue Gläser tragen; und schließlich die Fliegenschwärme, die sich mit einer Schwere und in einer Fülle, daß man wild werden möchte, auf Alles setzen, was Haut heißt. Dabei muß man

noch beständig darauf achten, daß keine Fliege ins Auge geräth, weil dadurch hauptsächlich die bekannte ägyptische Augenkrankheit übertragen wird; man mag selten irgendwo so viele Blinde antreffen als in Alexandria.

Zum Tiffin waren wir wieder an Bord, um zwei Uhr setzte sich die Amphitrite in Bewegung, und die köstliche Seeluft erfrischte den durchglühten Körper. Ich hatte die erste Thorheit meiner Reise begangen, damit nämlich, daß ich nicht — wie ein englischer Oberst that — zu Lande über Kairo und die Pyramiden nach Suez gereist war, wo ich bequem nach einigen Tagen den Anschluß an unseren Dampfer hätte gewinnen können; der interessante Suez-Kanal war mir ja so wie so für die Rückreise sicher, dagegen die Tour über Land verschlossen, weil, wie schon zu Anfang gesagt, die Lloyddampfer nur ganz ausnahmsweise in Alexandria anlaufen. Die letzte Reise-Thorheit beging ich später in nächster Nähe, in Port Said, indem ich dort nicht einen Dampfer überschlug, wodurch ich die Zeit zu einem Abstecher nach dem nahen Jerusalem und dem todten Meere gewonnen haben würde. Ich erwähne dies, weil die Notiz unter Umständen dem einen oder anderen Leser dieser Blätter zu Gute kommen kann.

In Port Said empfing uns am 7. Oktober früh ein ähnliches Getümmel wie in Alexandria, aber das Auge fesselt dort gar nichts. Pelikane machen auf dem öden Lande ihre unförmlichen Sprünge, wie im Hafen die Delphine, deren Treiben uns übrigens schon vorher auf dem adriatischen Meere ergötzt hatte. Ein bis zwei Dutzend Schiffskolosse liegen zur Einfahrt in den Suez-Kanal bereit, langsam kommt der eine oder andere aus demselben angeschlichen. Ein arger schwarzer Staub erfüllt die Atmosphäre, denn in Port Said versehen sich die Dampfer mit neuen Kohlen. Der Reisende muß sich, wenn er nicht etwa eine für das Leben unter den Tropen gefertigte Ausrüstung mit sich bringt — und die Engländer, auch wenn sie zum ersten Male hinausgehen, thun es meist — in Port Said dünne

leinene oder baumwollene Kleidung anschaffen und vor allen Dingen einen Sonnenhut aus Kork oder leichtem Holz; denn die Sonnenstrahlen sind die größte aller tropischen Gefahren: das Haupt in ungenügender europäischer Bedeckung oder gar entblößt denselben auch nur eine oder zwei Minuten aussetzen, kann raschen Tod oder lebenslanges Siechthum bedeuten. Port Said, in seiner Bauart etwas an den Schweizerhaus-Stil erinnernd, ist ein trostloses Nest, das ausschließlich von den passirenden Dampfern lebt; es besteht fast nur aus Läden, französischen, griechischen und italienischen, in denen man für sehr theueres Geld sehr schlechte Sachen kauft und auf seiner Hut sein muß, nicht betrogen zu werden. Man kann schon dort überall getrost die Hälfte des geforderten Preises bieten. Die Geldwechsler versuchen türkische, rumänische und dergleichen Münzen an den Mann zu bringen, auch blechene Stücke unterzuschmuggeln. Die Stadt erfreut sich einer Spielhölle und scheint besondere Anziehungskraft für den Abschaum Europas zu besitzen; die Weißen sehen arg verlebt aus und tragen vielfach den Stempel des Lasters auf ihrem Angesicht. An den Straßenecken kann man Einladungen zum Ball lesen mit einem Schlußpassus, in welchem die Herren dringend gebeten werden, keine Waffen mitzubringen! Ganz à la Texas! Zerlumpte Aegypter bieten Führerdienste an, indem sie in frecher Weise die Fremden je mit ein paar Brocken ihrer Muttersprache anreden: „Guten Tag, Landsmann!“ „Wie geht es Ihnen, meine Herren?“ „Auch ein Deutscher!“ u. s. w.

In wenigen Minuten erreicht man die Eingeborenen-Stadt, welche wesentlich aus schiefen unproportionirten Holzbuden besteht und ein abschreckendes Bild von Schmutz und Verfall bietet; die auf der Straße spielenden, häufig mit Schorf bedeckten Kinder machen den Eindruck nicht freundlicher. Ringsum die vollkommenste Dürre. Nur ein Rondel, das ein paar verkümmerte verstaubte Sträucher aufweist und deshalb der „Garten der Stadt“ heißt, befindet sich in dem europäischen Stadttheil.

Hier spielt Nachmittags eine ägyptische Kapelle, und in der Nähe kann man in einem deutschen Restaurant eine Flasche Bier für 1½ Francs bekommen. In Port Said war es heißer als in Alexandria; beim Mittagessen an Bord wurde zum ersten Mal auf der Reise der Pankha, der große wagerecht an der Decke hängende Fächer, gezogen, dessen kühlende Schwingungen in Indien sieben bis acht Monate des Jahres für den Europäer eine absolute Nothwendigkeit sind, in der Nacht wie am Tage. Von Port Said an fuhren wir unter doppelten, durch einen handbreiten Zwischenraum getrennten Schattendächern.

Die sechsundachtzig englischen Meilen des Suez-Kanals kann man günstigen Falles, d. h. wenn man nicht gar zu oft oder zu lange an den Ausweichestellen (Gares) auf entgegenkommende Dampfer zu warten hat, in anderthalb Tagen zurücklegen. Es darf nur langsam, mit einer Geschwindigkeit von fünf englischen Meilen in der Stunde, und bei Nacht gar nicht gefahren werden. Die Wüstenscenerie ist für Denjenigen, der sie zum ersten Male sieht, höchst interessant, obwohl man stundenlang nach der Einfahrt in den Kanal auf der asiatischen Seite nichts als hügeligen graugelben Sand erblickt und auf der afrikanischen das seichte Wasser des Mensaleh-Sees, belebt durch Scharen von Pelikanen; bald hinter Port Said sahen wir mehrere Tausend in einer langen Reihe zusammen stehen. In der Nähe der Stationen waren arabische Lager aufgeschlagen, mit Pferden, Kameelen und Eseln. Händler fahren in Booten an den Dampfer heran und offeriren Datteln, Kürbisse, Fische u. dergl. Stellenweise laufen Kinder und halbwüchsige Burschen, in allen Tonarten „Johnny*), Bakhschisch, Bakhschisch" schreiend, das Ufer entlang, bis ihnen ein Zwieback oder ähnliches hinübergeworfen wird. Die Stationen selbst, von denen aus schon von Weitem den herankommenden Schiffen durch Aufziehen von Bällen und

*) So pflegt der Europäer den Asiaten der unteren Volksschichten zu nennen; jene Burschen geben in ihrer Einfalt diese Bezeichnung dem höheren Wesen zurück.

Fähnchen die Erlaubniß zum Weiterfahren gegeben oder verweigert wird, sind saubere weiße Holzhäuser, in deren Nähe ganz vereinzelt ein paar Sträucher nothdürftig fortkommen; an diesem bißchen Vegetation arbeitet man offenbar viele Jahre lang mit der berühmten, den Kanal entlang laufenden Süßwasserleitung, von der so viel in den Kämpfen mit dem Mahdi die Rede war. Mit den entgegenkommenden Schiffen werden Grüße und Fragen, zuweilen jubelnde Zurufe ausgetauscht. Eine freundliche Abwechselung der Scenerie bietet Ismailia mit seiner Waldung und dem Palast des Khedive, sowie die Bitterseen, an deren Ufern etwas Strauchwerk gedeiht. Durch den größeren See fahren die Dampfer mit voller Kraft und pflegen, wenn mehrere dicht hintereinander im Kanal sich bewegen, hier einen tollen Wettlauf anzustellen, weil es eines jeden Vortheil ist, auf der anderen Seite früher in den Kanal einzulaufen. Unerfreulich sind die Nächte im Kanal, welche das Heulen der Schakale und Hyänen belebt, und in nächster Nähe das ungleich fatalere Summen der Mosquitos, das dem Orientreisenden fast peinlicher ist als die durch dasselbe in Aussicht gestellten Stiche.

Die ununterbrochene Arbeit zur Erhaltung des Kanals, dessen Breite von achtundfünfzig bis hundert Meter variirt und dessen Tiefe acht Meter beträgt, das Baggern, die Sicherung des Uferdammes durch Faschinenwerk oder Steine, welche auf Kähnen herangeschafft werden, besonders aber die zur Zeit meiner Rückreise schon in Angriff genommene Verbreiterung, erweckt eine Vorstellung von der fast übermenschlichen Arbeit, welche die Herstellung dieses Riesenwerkes erfordert haben muß. Entsprechend glänzend ist aber auch der äußere Erfolg; wenn nicht der Stand der Suez-Kanal-Aktien bekannt wäre, könnte man sich die enormen Einnahmen der Gesellschaft nach den Durchfuhrtaxen ausrechnen, welche dieselbe von den oft in dichter Folge hinter einander passirenden Dampfern erhebt: nach dem jetzt herabgesetzten Tarife noch zehn Francs für jede Tonne, auf welche das Schiff registrirt ist, und ebenso viel für jeden Passa-

gier. Da die Pandora, auf welcher ich die Rückreise machte, etwas über dreißigtausend Francs für die Durchfahrt zu zahlen hatte, mußte die Summe, welche von der viel größeren und mit mehr Passagieren besetzten Amphitrite erhoben wurde, über fünfzigtausend Francs betragen haben. Der österreichische Lloyd deponirt zweihunderttausend Francs in einer Pariser Bank und, sobald ein Schiff desselben den Kanal passirt, telegraphirt der Agent in Suez, resp. Port Said, nach Paris die Summe, welche die Kanalgesellschaft für die Durchfahrt zu erheben hat.

Am 9. Oktober Nachmittags langten wir vor Suez an und haben dort sechsundvierzig Stunden festgelegen, weil wir eine beträchtliche Ladung zu löschen hatten, namentlich große Massen Holz, die für Suakim bestimmt waren. Nach Suez ging keiner von uns herüber, da ein Segelboot von dem Halteplatz des Dampfers nach der Stadt, die zudem keine Sehenswürdigkeiten bietet, mehrere Stunden gebraucht; das Ausladen der Fracht wird dort wie in allen anderen Häfen durch große Holzbarken vermittelt. Unmittelbar vor uns lagen die ins Meer abfallenden und bis zu einer Höhe von zweitausend siebenhundert und fünfzig Fuß sich erhebenden kahlen Felsmassen des Dschebel Atakah, die in der Morgensonne die eigenthümlich-ägyptische rothgraue Beleuchtung zeigen, aber gegen Sonnenuntergang tiefblau erscheinen. Im Osten erkennt man auf der Küste der Sinai-Halbinsel mit dem Fernrohr die Vegetation, welche den Brunnen des Moses umgibt. Die Farbe des Wassers ist dort das bekannte Grün, während das Mittelmeer ultramarin-blau aussieht und das rothe Meer ganz hellblau.

Als am 11. Oktober während des Tiffins die Anker gelichtet wurden, konstatirten wir unter dem Pankha 26° R. Die Fahrt im rothen Meer ist wegen der zahlreichen Klippen, an denen schon viele Schiffe gescheitert sind, gefährlich, und es wird deshalb bei der Leitung des Dampfers, namentlich Nachts, die größte Vorsicht beobachtet. Die Enge des rothen Meeres wird gewöhnlich überschätzt; es ist so breit wie das adriatische,

und vier bis fünf Tage lang wird die Küste nicht sichtbar. Eine Tagereise hinter Suez steht ein Leuchtthurm mitten im rothen Meer auf einem gerade bis über den Meeresspiegel reichenden Felsen; dort führt ein Europäer in der Gesellschaft zweier Araber seine beneidenswerthe Existenz! Nichts als Himmel und Wasser und hie und da ein Schiff am Horizont! Zum Glück wird der Bedauernswerthe alle Vierteljahre abgelöst. — Die Hitze des rothen Meeres ist berüchtigt; der von Europa kommende Reisende leidet arg unter ihr. Doch ist das, was ich im folgenden Sommer in der nordindischen Ebene, dem heißesten Landstrich des Erdballs, zu ertragen hatte, so unvergleichlich viel furchtbarer gewesen, daß ich nicht in die üblichen Verwünschungen des rothen Meeres einstimmen will. Wir haben mehrfach beim Essen unter dem Pankha 30 ° R. gehabt, die Temperatur des Wassers stieg auf 28 °. In der Kabine war es nicht mehr möglich zu athmen, und Alles schlief deshalb in der Nacht auf Deck. Die Zurüstungen dazu sind rasch getroffen; eine Schiffsmatratze und ein Kopfkissen ist Alles, dessen man bedarf, da die in jenen Gegenden übliche leichte Nachtkleidung den ganzen Körper verhüllt. Für die Damen pflegt ein Theil des Decks durch Segeltuch abgesperrt zu werden. Nirgends schläft es sich schöner ein, als im Freien auf dem weiten im Mondschein leuchtenden Meere, dessen Geplätscher am Schiffsrand die lieblichsten Schlafweisen aufspielt. Die Nächte, welche ich so in tropischen Gewässern, auf dem rothen Meer, dem indischen Ocean und später auf dem bengalischen Meerbusen von mildwarmer Luft umfächelt zugebracht, gehören zu den wenigen Erinnerungen ganz ungetrübter Wonne, die ich aus dem Orient mitgebracht.

Die Inseln des rothen Meeres, nackte Felsen, sind ausgebrannte Vulkane; die bemerkenswerthesten sind die auf der Ostseite dicht bei einander stehenden, mehrere hundert Fuß aus dem Wasser emporragenden „zwölf Apostel", etwa vierzehn Stunden vor der Straße Bab el Mandeb, und einige Stunden

später die Insel Dschebel Zugur, welche schon für viele Schiffe verhängnißvoll geworden ist. Bald folgt das durch das Fernrohr erkennbare kaffeeberühmte weiße Mokka auf dem flachen Strande. Von da ab werden die Küsten immer deutlicher sichtbar, bis sie sich zu der schmalen Wasserstraße Bab el Mandeb verengern, durch die nichts passiren kann, ohne von den Befestigungen der in ihr liegenden Insel Perim mit bloßem Auge sichtbar zu sein und in der Schußlinie der britischen Kanonen sich zu befinden. Der Platz ist für die Engländer von der eminentesten militärischen Wichtigkeit, aber die Abordnung dorthin von den Offizieren, obwohl sie stets nach wenigen Monaten durch andere ersetzt werden, im höchsten Maße gefürchtet. Die Insel ist todter Stein, auf dem nicht ein Strauch wächst und kein lebendes Wesen freiwillig haust. Wüst und starr liegt sie da in der glühenden Tropensonne, so daß man mit Schaudern an den Aufenthalt in den Befestigungen oder den paar unter denselben errichteten Eingeborenen-Hütten denkt.

Nachdem die Meerenge passirt ist, fährt man so nahe an der südarabischen Küste entlang, daß alle Linien des Ufergesteins deutlich sichtbar sind. Um drei Uhr Nachmittags — es war der 16. Oktober — rasselte der Anker vor Aden herunter; wir hatten wiederum einen längeren Aufenthalt wie üblich, bis zum nächsten Mittag nämlich; denn es gab viel zu thun: die ganze Zeit über, auch die Nacht hindurch, wurde unausgesetzt ein- und ausgeladen. Der Tumult und die erstickende schwüle Gluthluft Adens erhöhten natürlich nicht das Vergnügen des Nachtwachens; denn von Nachtruhe war keine Rede. Triefend von oben bis unten, den ganzen Körper mit juckenden Hitzpickeln übersäet, habe ich in jener Nacht sieben Mal die Stätte meines Lagers gewechselt, bald auf einem Stuhl, bald auf einer Bank oder auf den Bohlen des Deckes gelegen, in dem Wahne, irgendwo ein Atom von Kühlung gewinnen zu können.

Die Lage von Aden bietet einen der wunderbarsten Blicke, namentlich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang oder wenn

der Vollmond über den steilen zerklüfteten Felsmassen aufgeht und auf die wilde Landschaft sein zauberhaftes Licht ausgießt. Ueber eintausendsechshundert Fuß hoch erhebt sich aus dem Meere das Felsengebirge, kahl und grotesk, in grauer oder braunrother Färbung, und an dem Abhange desselben sind die weißen Häuser der Stadt und Feste Aden erbaut, wohl der unfruchtbarsten Stadt der Welt. Kein Baum, kein Strauch, kaum ein schüchterner Grashalm. Das Trinkwasser wird, wie andere Lebensmittel, auf Kameelen aus dem Innern von Arabien gebracht; vor einer Reihe von Jahren ist zwar eine Süßwasserleitung von den Engländern gebaut, doch ist sie lange nicht ergiebig genug. Außerdem sind etwa eine Stunde von Aden riesige Reservoirs (tanks) in die Felsen gehauen, um das Regenwasser aufzufangen für den Fall, daß es regnen sollte, was früher oft zwei Jahre lang nicht ein einziges Mal geschah. Jetzt regnet es etwas häufiger, nachdem durch den Bau des Suez-Kanals die klimatischen Verhältnisse jener Gegenden wesentlich verschoben sind. Aden gehört der Administration nach zu der Präsidentschaft Bombay, daher dort indische Soldaten stehen und indisches Geld, sowie indische Briefmarken cirkuliren. Das Innere der Stadt selbst bietet nichts; die Läden sind dürftig und die Hotels so schmutzig, daß man sich scheut, ein Glas an den Mund zu setzen. Lohnend dagegen ist es, über Aden hinaus ins Land zu fahren nach den eben erwähnten Reservoirs oder wenigstens nach dem etwa drei Viertelstunden entfernten Felsenthor, durch welches man einen Blick auf die Eingeborenen-Stadt auf der anderen Seite gewinnt. Dasselbe ist mit ungeheuer starken Befestigungswerken versehen, unter denen eine Wache indischer Sepoys vor jedem Europäer salutirt. Die Landschaft ist todt und starr, aber großartig wild und romantisch. Abgesehen von den englischen Regierungsbeamten und Offizieren ist die kleine aus Franzosen, Griechen, Türken u. s. w. bestehende europäische Bevölkerung ähnlichen Kalibers wie die von Port Said. Die Kaufleute sind der

2*

großen Mehrzahl nach Bombayer Parsis; einer derselben, ein vielfacher Millionär, der bald in Bombay, bald auf seiner Filiale in Aden lebt, hat die Agentur für sämmtliche Dampfschiffgesellschaften. Auch einige Hindus treiben Handel in Aden. Somali-Knaben bringen hübsche Sachen zu billigen Preisen zum Verkauf: Deckelkörbe in origineller Form aus starkem bunten Strohgeflecht, Korallen, Seesterne, Muscheln und dergl. Zu vergessen sind auch nicht die jüdischen Händler mit ihren schmutzigen Locken auf beiden Seiten des Angesichts, deren Typus ganz der unserer polnischen Juden ist: sie handeln hauptsächlich mit Straußenfedern und fordern zuerst das Fünffache des Preises, den sie rechtmäßig erwarten. Nach der ersten Forderung pflegt der Reisende ihnen einen gelinden Stoß oder Schlag zu versetzen, worauf eine namhafte Preisermäßigung erfolgt. Ich bin zarter mit dem anstürmenden Pack umgegangen, habe aber doch nicht vermeiden können, sie mit meinem Schirm von mir abzuwehren. An Bord sah ich einen Schiffsjungen von etwa zehn bis zwölf Jahren ganz allein circa acht solcher jüdischen Händler, als dieselben das Deck erster Klasse bestiegen hatten, die Treppe hinunterwerfen: lächelnd erhoben sie sich auf dem unteren Deck – um sofort wieder den Aufstieg zu beginnen!

Araber sieht man nicht viele in dem europäischen Aden. Die arbeitende Klasse besteht fast ausschließlich aus afrikanischen Negern, namentlich Somalis, weniger aus Nubiern. Sie sind kräftige fleißige Männer mit glänzender Hautfarbe und zum Theil geradezu schönen charakteristischen Gesichtern; mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch eines Aden Water Policeman, der mit seiner Amtstracht — Dienstmütze mit den Buchstaben A. W. P., weiße Leinwandhosen und Jacke, Bambusstock und nackte Füße — in ruhiger Würde dastand und nur hie und da seinen ankommenden Landsleuten gemessene Direktiven gab. Alle anderen Neger gehen nur mit einem Schurz bekleidet. Des Abends kann man an Bord ihre wilden und doch rhythmischen

Nationaltänze sehen. Mehr Aufmerksamkeit jedoch als die erwachsenen Arbeiter nehmen die Somali-Knaben in Anspruch, welche in ausgehöhlten Baumstämmen das Schiff umringen. Kaum naht ein Dampfer, als auch schon die Naturboote herangeeilt kommen; in jedem sitzt ein Negerknabe — höchstens einmal zwei —, das rohgeschnitzte kurze Ruder bald nach rechts, bald nach links mit fabelhafter Gewandtheit handhabend. Diese Burschen scheinen ebenso sehr Fisch als Mensch zu sein; ihre Schwimmkunststücke sind im Anfang förmlich beängstigend. Sie tauchen auf der einen Seite des über zwanzig Fuß tief im Wasser liegenden Dampfers unter und kommen auf der anderen Seite wieder hervor. Am liebsten tauchen sie nach Silbermünzen, welche von den Reisenden ins Meer geworfen werden. Der Junge springt vom oberen Deck vielleicht dreißig, vierzig Fuß hoch kopfüber der Münze nach und erreicht sie nicht weit unter dem Wasserspiegel; dann steckt er sie in seine Backentasche, in der oft eine ganze Handvoll Münzen, auch große Kupfermünzen, aufbewahrt werden, ohne im geringsten das Sprechen oder vielmehr das Brüllen zu beeinträchtigen; denn mit entsetzlichem Lärm geht einmal Alles im Orient zu. Unausgesetzt schreit die ganze Gesellschaft unten, theils im Boot, theils im Wasser: „O hó, have a dive, have a dive, o hó, o ho, o hó, o ho! (Lassen Sie mich tauchen!) Yes, Sir, yes, Sir! Sixpence, Sir! Shilling, Sir! Bakhshish, Sir! O ho, o ho!“ Der Aufforderung eines Passagiers: You fight that boy, I give you a sixpence (Wenn Du jenen Jungen durchprügelst, gebe ich Dir einen Sixpence), entspricht Jeder mit Vergnügen: er stürzt sich auf seinen Kameraden, ein Scheinkampf entspinnt sich, die Boote werden umgeworfen, und die Ringer verschwinden unter dem Wasser, um bald wieder zu erscheinen, ihre Boote umzudrehen und das Wasser in denselben kunstfertig mit Händen und Füßen auszuschöpfen. Zu Anfang war ich in beständiger Sorge, daß die Haifische, deren es gerade im Meerbusen von Aden sehr viele gibt, und gewöhnlich mehrere in der Umgebung

des Schiffes, dem lustigen Treiben ein jähes schreckliches Ende bereiten würden; aber man beruhigte mich: die Haifische fressen nur Europäer, Natives fast nie; als eine außerordentliche Seltenheit wird ein Eingeborener in Aden gezeigt, dem ein ganz besonders hungriger Hai ein Bein abgebissen hat.

Die wilde gebirgige Küste, welche man entlang fährt, nachdem man Aden verlassen, ist einstmals, wie diese ganzen Gegenden, vulkanisch gewesen und gewährt durch die Stimmung, rothbraun mit tiefschwarzen Schatten im grellen Sonnenlicht, einen so eigenartigen Anblick, daß ich sie mit früher gesehenen Gebirgen nicht vergleichen kann. Hinaus in den freien, herrlichen, indischen Ocean! Die unendliche Wasserfläche liegt spiegelglatt und doch weht eine erfrischende Brise; die Hitze wird erträglich, denn die Schattentemperatur geht auf 24° R. herunter. Sechs Tage lang erblickt das Auge kein Land, keinen Mast, kein Segel, nichts, das von Menschenhand geschaffen ist. Die fliegenden Fische, die öfter zu Hunderten erscheinen, und gelegentlich die Wassersäule eines Wals sind die einzige Unterbrechung der großartigen, beruhigenden und erhebenden Meeresstille.

Der 18. Oktober war ein großer Fest- und Freudentag für uns, der Geburtstag des damaligen deutschen Kronprinzen, des hochseligen Kaisers Friedrich. Der Kommandant der Amphitrite hatte die Artigkeit besessen, schon vor Sonnenaufgang am Hauptmast die deutsche Flagge aufziehen zu lassen, welche stolz den ganzen Tag über wehte. Fern von der Heimath fühlt man sich doppelt als Patriot, wie ich auch keinen Anstand nehme, unsere Landsleute im Orient im Allgemeinen für die besten Deutschen zu erklären: ich habe sehr viel glühende Vaterlandsliebe bei ihnen gefunden und nicht einen kleinlichen Nörgeler. Die Schiffsoffiziere wurden von uns zum Dank für ihre Aufmerksamkeit beim Diner des 18. Oktobers nebst einigen anderen geladenen Gästen mit dem feinsten Champagner bewirthet, der an Bord zu bekommen war. Ich war aufgefordert, den Toast auf

den Kaiser von Oesterreich auszubringen, den als ersten die Etikette erforderte, da wir an Bord eines österreichischen Schiffes so gut wie auf österreichischem Grund und Boden unter dessen Schutze standen. Kapitän Casa dankte und antwortete mit einem Toast auf den Kaiser von Deutschland. Dann folgte der Aelteste unseres Kreises, ein deutscher Kaufmann aus Calcutta, mit dem Haupttoast des Abends, einer Rede auf den Kronprinzen. Einer der Jesuiten, die bereitwillig unserer Einladung zur Theilnahme an der patriotischen Festlichkeit gefolgt waren, toastete auf die deutsche Gesellschaft des Schiffes. Als wir uns erhoben, um auf Deck zu gehen, erschallten über uns die rauschenden Klänge der Wacht am Rhein, eine neue Ueberraschung unserer liebenswürdigen Offiziere, der noch eine weitere folgen sollte. Wie wir das Deck betraten, strahlte dasselbe in dem magischen Lichte vieler bengalischer Flammen; Dutzende von Raketen und Leuchtkugeln rauschten in die helle tropische Vollmondsnacht empor. Die Schiffsoffiziere hatten die Vorbereitungen zu der glänzenden Illumination in aller Stille getroffen. Unsere Kapelle ließ „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deuschland über Alles“ folgen; daran schloß sich ein bis Mitternacht währender Tanz, welcher uns die Hitze völlig vergessen ließ, bei der man in einem europäischen Ballsaale jede Bewegung lächerlich finden würde.

Am Morgen des 23. Oktobers schwamm ein Bambusstock an uns vorüber und, so nichtig das Stück Holz war, lenkte es doch die allgemeine freudige Aufmerksamkeit auf sich; war es doch das erste Zeichen, daß wir uns dem Lande näherten. Um halb ein Uhr wurde uns ein blaugrauer Schatten am Horizont gezeigt; die indische Küste war in Sicht. Um halb drei Uhr konnten wir mit dem Glase deutlich die weißen Häuser von Bombay erkennen. Ein reges, ja unruhiges Treiben entstand unter den Passagieren; die Nonchalance der letzten Wochen war plötzlich wie in den Brunnen gefallen. Es wurde fünf Uhr, bis der Anker in dem prachtvollen Hafen von Bombay herab-

gelassen wurde. Vor uns lag die schöne, üppige, geschäftige Stadt, ringsum wimmelte es von Masten und dahinter winkten halbkreisförmig die Berge in abwechselnd hellgrünem und tiefblauem Licht. Wie mein Blick ernst auf dem Lande ruhte, dem gluth- und gifthauchenden Lande der Cholera und der tödtlichen Fieber, der Schlangen und Skorpione, und doch dem von mir so lange heiß ersehnten Lande der uralten Kultur und des tiefsinnigen Denkens, da legte mir der schon erwähnte englische Oberst, den ich später in Jeypur, im Herzen der Rajputana, wiedersah, freundlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie werden sehr viel glücklicher dreinschauen, wenn Sie wieder an dieser Stelle nach vollendeter Reise stehen werden.“ Er sollte Recht behalten.

2. Bombay.

Das erste Betreten des indischen Bodens ist ein Ereigniß, welches das Gemüth eines jeden Deutschen mächtig bewegen wird, in dem etwas von der unserer Nation eigenen Empfänglichkeit für die Märchenwelt des Orients lebt, für den Indien nicht allein das Land der Baumwolle, des Indigo und des Weizens ist.

Als ich gegen Sonnenuntergang die Steinstufen des Landungsplatzes in Bombay hinanstieg, der offiziell Wellington-Pier heißt, aber im Volksmunde noch immer den schwer zu erklärenden Namen Apollo-Bandar führt, trat mir zum ersten Mal das bunte, malerische Gewimmel indischen Volkslebens entgegen, das sich dort allabendlich entfaltet, wo der Bombayer nach des Tages Last und Hitze hofft, durch einen Hauch von der See her erfrischt zu werden – und so oft diese Hoffnung getäuscht sieht. Erst seit Kurzem hatten die periodischen Regen ihr Ende erreicht, und die zweite heiße Zeit war für Bombay angebrochen; denn so kann man den Monat Oktober in jenem Theile Indiens nennen. Noch ballten sich in der Abendstunde Wolken am Horizont zusammen, in denen es wetterleuchtete, und von der in der Luft verbliebenen Feuchtigkeit zeugte beim Sinken der Sonne der großartige Farbeneffekt, den man unter den Tropen sonst an klaren Abenden während der Regenmonate mit Staunen beobachtet. Als ich meinen Fuß in Bombay aufs Land setzte, empfangen von schwüler, treibhausartiger Gluthluft, war der

Himmel bis zum Zenith in flammendes Roth gehüllt, ein magisches Halbdunkel verschleierte leicht die mächtigen nahegelegenen Bauten, die wunderbare, gerade in jener Jahreszeit in größter Ueppigkeit dastehende Vegetation und die farbenreichen Gewänder des Volkes. Von meinen Reisegefährten hatte ich auf dem Dampfer Abschied genommen, da ich nicht, wie sie, in dem großen, nur einige hundert Schritt vom Wasser entfernten Esplanade-Hotel, welches das erste Absteigequartier des Indienfahrers zu sein pflegt, zu logiren beabsichtigte. Das Verlangen, baldmöglichst von echt indischem Leben und Treiben umgeben zu sein, trieb mich in das Herz der Eingeborenenstadt, nach dem Viertel Byculla, wo ein Parsi Palanjee Pestonjee ein Hotel unterhält, das sich eines leidlichen Rufes erfreut.

Der erste Eindruck von Bombay ist ein überraschend großartiger, da in dem Stadttheile, den man zunächst passirt, dem sogenannten Fort, sich sämmtliche öffentliche Gebäude, sowie die meisten Geschäftslokale der europäischen Firmen beieinander befinden: gleich rechts am Wasser der Yacht-Club, das Hauptvergnügungslokal der europäischen Gesellschaft, bald darauf das imposante Sailor's Home, dann jenseits eines großen freien Platzes links das vierstöckige Esplanade-Hotel mit seinen luftigen Verandas und, sobald man dieses hinter sich gelassen, der Stolz von Bombay, die Esplanade. In der That kann kaum eine europäische Großstadt sich rühmen, etwas Aehnliches zu besitzen: die Esplanade ist eine weite Fläche, etwa eine englische Meile lang, mit Blumenanlagen, sauber gehaltenen Grasflächen und tadellosem Pflaster, zur Linken eingerahmt durch die offiziellen Prachtbauten aus graubraunem Stein, die, nach einem einheitlichen Plan in frühgothischem Stil errichtet, ein harmonisches Ganze bilden: das Secretariate, University-Hall, Highcourt, Public-Works-, Post- und Telegraph-Office. Die übereinander liegenden Säulenhallen geben diesen herrlichen Gebäuden ein ungemein gefälliges und luftiges Aussehen. Plötzlich rollt der Wagen des Ankömmlings, der auf einen solchen jähen Wechsel

der Raumverhältnisse nicht gefaßt ist, in die schmalen Straßen der Native-Stadt hinein; die Häuserreihen werden immer enger, das Gedränge und Getümmel immer größer, die Luft beklemmender und unreiner. Fast eine halbe Stunde ging der Weg noch durch dieses Labyrinth, schon fing ich an zu bedauern, den Sprung in das indische Leben doch ein bißchen zu plötzlich gemacht zu haben, als der Wagen durch einen niedrigen Steinwall in einen Hof einfuhr, in dem der kleine Palanjee in seiner Nationaltracht mich mit vielen Bücklingen empfing, um sogleich ein Zimmer für „His Honour“ anweisen zu lassen. Da stand ich nun triefend am ganzen Körper, mit jedem Athemzuge das intensive und keineswegs wohlriechende native smell in mich aufnehmend, und sah mich verwundert in meinem Zimmer um; es war ein mit dem altmodischsten Geräth dürftig möblirter Raum, achtzehn Schritt lang, sechs breit und circa fünfzehn Fuß hoch, Matten aus Strohgeflecht auf dem Fußboden, rohes Holzwerk an der Decke, Kalkwände an den Langseiten und Holzgitter, um der Luft Eintritt zu gestatten an den beiden auf je eine Veranda mündenden Breitseiten, in der Mitte das geräumige Bett mit den Mosquitovorhängen aus Gaze. Das Ganze machte einen nichts weniger als wohnlichen Eindruck. Nach einer Glasscheibe kann man in Bombay mit der Laterne suchen, die Fensteröffnungen sind fast immer nur durch Matten oder Holzläden, wenn überhaupt, verschließbar. Kaum ein Abend aus der Zeit meines indischen Aufenthalts lebt mit allen Einzelheiten so deutlich in meiner Erinnerung, als dieser erste, obwohl ich eigentlich Merkwürdiges an demselben nicht zu verzeichnen hatte. Wie ich den braunen barfüßigen Dienern des Hotels gegenüber den ersten Versuch machte, mein daheim theoretisch gelerntes Hindustani praktisch zu handhaben, indem ich welatti pâni (europäisches Wasser, das ist Sodawasser) und barf (Eis) bestellte; wie ich in dem nahegelegenen Laden eines Muselmanns, Hajee Ali Muhammed, die erste nothwendige Komplettirung meiner Garderobe vornahm; wie ich nach dem

nicht enden wollenden Dinner in der fast tageshellen Mondnacht eine Stunde lang unter Palmen, Bananen und Gold-Mohur-Bäumen in einer durch keinen Hauch bewegten, aber mit betäubenden Düften angefüllten Atmosphäre spazieren ging und nur durch die unablässige Thätigkeit meiner geöffneten Poren daran gemahnt wurde, daß ich nicht träume. Auf diesen ersten Abend folgte eine schlaflose Nacht; zwar war es mir gelungen, ohne von einem der summenden Mosquitos begleitet zu werden, unter die Gaze in mein Bett zu schlüpfen; doch ließ mich die mir damals fast unerträglich scheinende Gluth, das Geheul der Schakale und namentlich meine aufs Höchste erregte Phantasie keine Ruhe finden. Bei Tagesgrauen sprang ich auf und erfrischte mich, indem ich mir in dem anstoßenden Badezimmer das leidlich kühle Wasser der vortrefflichen Bombayer Leitung über den Kopf strömen ließ. Inzwischen hatte ein Diener des Hotels den Morgenimbiß gebracht: Thee, geröstetes Brot und Früchte. Während ich meinen Thee trank, begannen die in den indischen Hotels üblichen Angebote; als ob sie alle auf diesen Zeitpunkt gewartet, erschienen nacheinander bei mir der Wäscher, der Zeitungsverkäufer, der Barbier, der Munschi (Lehrer des Hindustani) u. s. w. Doch darf ich die Geduld meiner Leser nicht länger durch eine solche Detailschilderung alltäglicher Kleinigkeiten in Anspruch nehmen.

Um den Weg nach dem Fort zurückzulegen, wo ich regelmäßig mehrfach des Tages zu thun hatte, lag mir eine Linie der Bombayer Pferdebahn sehr bequem, und ich ließ mich von der Benutzung derselben nicht durch die Wahrnehmung abschrecken, daß sich wesentlich Eingeborene und Half-castes, aber Europäer nur ganz ausnahmsweise dieser Fahrgelegenheit bedienten. Mit Ueberraschung sah ich, daß selbst die Pferde eine Art Korkhut auf dem Kopf und eine schmale Korkdecke zum Schutz gegen den Sonnenstich trugen. Zur Anknüpfung von Beziehungen war es die denkbar ungünstigste Jahreszeit; denn wer nicht nothwendig durch seinen Beruf an Bombay gebunden

war, hatte die heiße Stadt verlassen und eine der kühlen Gebirgsstationen oben in den Ghats aufgesucht, Matheran oder Mahabaleschwar. Die Herren, an welche ich Briefe hatte, waren fast sämmtlich in der Sommerfrische, und ich durfte es als ein besonderes Glück schätzen, unseren damaligen kaufmännischen Konsul, Herrn Heinrichs, Partner der Firma Glade u. Co., anzutreffen, der mich von Anfang an mit Rath und That freundlichst unterstützte, mir die zu meiner Reise erforderlichen amtlichen Einführungen von der Regierung besorgte und mich auch späterhin durch Beförderung von Sendungen nach Europa und allerhand sonstige Hülfeleistungen zu großem Dank verpflichtete.

Wohl keine Stadt der Welt weist eine solche Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Nationalität, des Typus und der Tracht ihrer Bewohner auf, als Bombay. Die siebenhundertsiebzigtausend Einwohner setzen sich aus folgenden Hauptgruppen zusammen: Neben mehr als zehntausend Europäern und zweitausend Half-castes leben über vierhundertfünfzigtausend Hindus aus allen Gegenden Indiens — die meisten Mahratten, aber auch viele Gujeratis, Rajputen u. s. w. — an fünfzigtausend Parsis, einhundertachtundfünfzigtausend Mohammedaner aller islamitischen Länder, also außer indischen Moslims Perser, Türken, Araber, Afghanen, Belutschis, ferner dreitausend orientalische Juden, tausend afrikanische Neger, mehrere Hundert Chinesen u. s. f. — nicht zu vergessen circa dreißigtausend eingeborener Portugiesen, welche dem Ankömmling vielleicht als der bemerkenswertheste Faktor dieses sinnverwirrenden Rassengewimmels erscheinen; denn mit ihnen kommt er zuerst und am meisten in Berührung, da sämmtliche Kellner und Diener der Bombayer Hotels ausnahmslos „Portugiesen“ sind. Diese aus Goa stammenden sogenannten Portugiesen tragen, obgleich echte Kinder Indiens, in höchst charakteristischer Weise die Merkmale einstmaliger portugiesischer Beimischung an sich; wenn sie europäische Hautfarbe hätten und einen etwas weniger jämmerlichen Körperbau, so würde sie Jedermann für Romanen halten. Obwohl Christen, sind diese

Goanesen ein überaus geringwerthiger Menschenschlag, schmutzig, schläfrig, faul, naschhaft, und gerade durch die letztgenannte Eigenschaft unvortheilhaft von den Hindus und Mohammedanern sich unterscheidend, weil sie nicht die religiösen Kastenvorurtheile jener theilen, sondern essen und trinken, was ihre europäischen Herren genießen. Dienerstellungen in öffentlichen Lokalen und bei Privaten sind das Ziel ihres Ehrgeizes, nur vereinzelt schwingen sie sich dazu auf, einen kleinen Laden oder Aehnliches zu begründen. Da sie englisch sprechen, ist der europäische Reisende bei seiner Ankunft gewöhnlich darauf angewiesen, einen solchen Goanesen als Diener zu engagiren, der auf der Weiterreise gleichzeitig als Dolmetscher fungirt. Ich habe mich auf meiner Tour bis Benares ohne einen Diener beholfen, den Mangel eines solchen aber mehrfach so sehr empfunden, daß ich das Beispiel nicht als nachahmenswerth hinstellen möchte.

Das Gegenstück zu dieser Kellner- und Dienerrasse der Portugiesen bilden die Parsis, von allen Nichteuropäern jener Gegend die geachtetsten, gebildetsten, tüchtigsten und wohlhabendsten Leute. Da sich dieselben mit verschwindenden Ausnahmen dem Kaufmannsstande widmen und seit Jahrhunderten als ausgezeichnete und redliche Geschäftsleute bewährt haben, ist es ihnen gelungen, einen großen Theil des Handels mit Europa für sich zu gewinnen und in vielen Fällen ganz ungeheure Vermögen zu erwerben; ein Parsi-Millionär ist in Bombay eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und nicht selten hat ein solcher zu wohlthätigen oder öffentlichen Zwecken enorme Summen, eine viertel oder eine halbe Million Mark, beigesteuert. Die Parsis sind im Ganzen robust, von gelblicher Hautfarbe und vollem fleischigem Gesicht. Während die Frauen an ihrer leichten, geschmackvoll farbigen und oft reichen Nationaltracht hängen, welche das Gesicht einrahmend vom Scheitel herunterfällt, haben die Männer vielfach ihre weiße dünne Baumwollenkleidung mit europäischer Tracht vertauscht; doch tragen sie den Rock dann regelmäßig glatt und bis an den Hals zugeknöpft, auch auf

dem Haupt ohne Ausnahme die unschöne, hohe nationale Kopfbedeckung in schwarzer oder dunkelbrauner Farbe, ähnlich einem Cylinderhut ohne Krempe und oben nach hinten zu abgerundet. Der civilisirte Orientale überhaupt, gleichviel welcher Nation er angehört, bequemt sich, auch wenn er im Uebrigen europäische Tracht und Sitte angenommen, zuletzt und höchst ungern zu einer europäischen Kopfbedeckung. Die Elite der Parsis verkehrt in den feinsten englischen Kreisen Bombays. Ich selbst habe auf einer höchst interessanten Abendgesellschaft bei einem hohen Gerichtsbeamten, Mr. Birdwood, neben einer Parsi-Dame gesessen, in der ich ein feingebildetes Mädchen kennen lernte. Obwohl dieselbe in Europa gereist war, hatte sie doch ihre nationale Kleidung nicht abgelegt; das Gewand aus hellblauer Seide und der kleine, braune, silberdurchwirkte Deckel auf dem pechschwarzen Haar waren in der That so kleidsam, daß es der Dame nicht vortheilhaft erschienen sein mag, die europäische Tracht dafür einzutauschen.

Auf die Gefahr hin, meinen Lesern Bekanntes zu sagen, halte ich es für geboten, darauf hinzuweisen, daß die Parsis ein fremdes Element in Indien darstellen; daß sie — wie schon der Name lehrt — die Nachkommen persischer Einwanderer sind, welche im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, durch die mohammedanischen Eroberer Persiens ihrer Glaubensübungen wegen schwer bedrängt, in Indien eine neue Heimath suchten, zuerst auf der kleinen Insel Diu, dann auf dem Festlande von Gujerat. Hier durften sie, freundlich willkommen geheißen, ungestört ihrem Glauben und ihren Gebräuchen leben; und das gastliche Land hatte die Aufnahme der Flüchtlinge ebenso wenig zu bereuen, als Preußen die der Salzburger und der französischen Refugiés. Wer die Heimath unter Aufopferung äußerer Güter um des Glaubens willen verläßt, bietet damit dem Staatswesen, in dem er ein Asyl findet, immer die Bürgschaft, daß er die ihm erwiesene Wohlthat durch ernste Arbeit zurückzahlen werde. Lange Zeit war das einst als Handelsplatz hoch-

wichtige Surat der Mittelpunkt parsischen Gewerbfleißes; als aber im vorigen Jahrhundert der Handel jener Stadt seine Bedeutung verlor und auf Bombay überging, zog er auch die große Masse der Parsis nach sich. Noch heute hängen die Parsis dem von ihrem großen Religionsstifter Zarathustra (Zoroaster) begründeten Glauben an, der auf einer so festen ethischen Grundlage ruht und die Aufgabe des Menschen so richtig erfaßt hat, daß er noch nach drei Jahrtausenden die religiösen Bedürfnisse eines Kulturmenschen befriedigen kann. Die Schönheit und Reinheit dieser Religion, deren Kultus in einer Verehrung des Lichtes und des Feuers gipfelt, für welche die Vernichtung schädlicher Thiere nicht, wie für das Hinduthum, ein Frevel, sondern ein frommes Werk ist, hat für den Indianisten im Gegensatz zu den widerwärtigen modernen Religionsformen der Hindus etwas wahrhaft Erhebendes. Von den Gebräuchen der Parsis fällt dem Außenstehenden eigentlich nur einer in die Augen, dieser aber verletzt das Gefühl des Abendländers tief und besonders Desjenigen, dem der religiöse Entstehungsgrund dieses Gebrauches — der Todtenbestattung nämlich — unbekannt ist. Nach der Lehre des Parsismus ist alles Todte unrein und darf deshalb weder mit dem Feuer noch mit der Erde, welche beide zu dem Reinsten und Heiligsten gehören, in Berührung gebracht, das heißt also weder verbrannt noch begraben werden. Die Parsis geben deshalb auf Thürmen, die zu dem Zwecke an unwirthlichem Orte errichtet sind, die Leichen ihrer Angehörigen den Aasvögeln zum Zerfleischen Preis. Wenn man die geschäftige Stadt verläßt und die gebirgige, zur Linken von der Back-Bay, zur Rechten von dem indischen Ocean eingerahmte Halbinsel hinansteigt, welche den Namen Malabar-Hill führt, hat man bald das riesige, der Parsi-Gemeinde gehörige Terrain vor sich, auf dem die „Thürme des Schweigens“ sich erheben. Nachdem man eine Umfassungsmauer durchschritten, befindet man sich in wilder Felsengegend und fühlt sich stimmungsvoll auf die schaurige Stätte vorbereitet, die man sich zu betreten anschickt. Eine

steinerne Treppe führt zu einer zweiten Mauer hinauf, wo die Warnung „None but Parsis may enter“ nur Denjenigen zurückschreckt, der versäumt hat, sich die von der Gemeindeverwaltung der Parsis bereitwilligst ausgestellte Einlaßkarte zu besorgen; ich hatte eine solche durch Palanjee's, meines Wirthes, Vermittelung erhalten. Ein kleines sauberes Gebethaus und hübsche Blumenanlagen bieten dem Eintretenden eine anmuthige Abwechselung der Scenerie, doch führt ihn der parsische Aufseher alsbald auf ungepflegten Wegen durch wildverwachsenes Buschwerk, aus dem man an verschiedenen Seiten die massiven gedrungenen Thürme hervorragen sieht. Mein Führer machte mich darauf aufmerksam, daß die Gegend an Schlangen, besonders an Cobras, reich sei und empfahl Achtsamkeit beim Durchschreiten des Grases. Bis auf dreißig Schritt durfte ich einem der Thürme nahen, auf dessen Rand ein mächtiger Geier in behaglicher Ruhe saß; er schien noch übersatt von der Kindesleiche zu sein, welche vor zwei oder drei Stunden bestattet war. So oft ich die Straße passirte, welche außen vorbeiführt, sah ich die großen, unheimlichen Vögel diese Stätte des Todes niedrig umkreisen, die ihnen als ihr öffentlicher Fütterungsplatz nur allzu wohl bekannt ist. Die Bestattungsthürme sind im Inneren trichterförmig ausgehöhlt und durch unterirdische Leitungen mit Sandgruben verbunden, in welche die entfleischten und von der Sonne getrockneten Gebeine durch den Regen hinabgespült werden.

Wenige Minuten oberhalb der „Thürme des Schweigens“ beginnt das Villenviertel, in dem die Europäer zum größten Theil ihre Privatwohnungen haben. Hunderte von Villen, deren jede von einer entzückenden tropischen Garten- oder Parkanlage umgeben ist, sind hier mit einem Komfort ausgestattet, der nicht verfehlen wird, jeden Neuling zu überraschen. Von verschiedenen Punkten auf Malabar-Hill genießt man eine Aussicht, die ihresgleichen in wenigen Städten der Welt haben wird. Der Blick gleitet über einen Wald von majestätischen Kokospalmen in der

nächsten Nähe und über die weite Stadt an dem blauen Meere hin zu den herrlich beleuchteten Hügeln der nahen Inseln und des Festlandes. Und doch gelangt man, zumal in der heißen Zeit, schwer zu einem ungetrübten Vollgenuß der überwältigenden Großartigkeit der Natur und aller Bequemlichkeiten, die das dortige Leben bietet. Malabar-Hill ist mit Giftschlangen derart inficirt, daß alljährlich in jedem Hause und jedem Garten deren mehrere getödtet werden; und des Abends hört man die Diener, die aus den Villen ihrer Herren sich zu ihren Wohnungen in der Stadt heimbegeben, beständig mit metallbeschlagenen Stöcken auf die gepflasterten Straßen stoßen, um etwaige Reptilien zu verscheuchen.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Bombay, einen Sonntag, verlebte ich, einer freundlichen Einladung des Herrn Heinrichs entsprechend, in deutscher Gesellschaft auf der Villa oder — nach indischer Ausdrucksweise — in dem Bungalow meines liebenswürdigen Landsmannes, der mir auf einer Spazierfahrt am Nachmittage die seltenen Schönheiten von Malabar-Hill und Umgegend zeigte. Eine Unmenge eleganter Wagen mit europäischen und nicht-europäischen Insassen rollte auf der Fahrstraße dahin, welche von Malabar-Point, der äußersten Spitze der Halbinsel, die Küste des indischen Oceans bis nach Breach-Candy, einem neuen Villenviertel, hart am Meere entlang läuft. In nächster Nähe von Malabar-Point befindet sich ein kleines Hindu-Dorf, Valkeschvar mit Namen, welches einen berühmten Schiva-Tempel besitzt und im Ansehen großer Heiligkeit steht; denn nach der Legende hat Rama auf dem Zuge nach Ceylon daselbst eine Nacht verweilt. Auf meine Bitte machte Herr Heinrichs dorthin einen Abstecher mit mir, und zum ersten Mal bot sich meinen Augen der Anblick indischer Büßer, die mit Asche und Staub bedeckt vor ihren gebrechlichen Hütten am Wege saßen. Die nächste Umgebung des Tempels ist höchst charakteristisch: ein nach indischer Weise im Quadrat ummauerter Teich, zu dem von allen Seiten Stufen hinunterführen — die

Sage läßt ihn durch einen Pfeilschuß Ramas aus dem Erdboden hervorgezaubert sein —, ist von Bäumen, von kleinen weißen Tempelbauten und den grotesken Wohnhäusern der Tempelbrahmanen umgeben. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß in einem der Häuschen unfern des Teiches ein berühmter indischer Gelehrter wohne, der namentlich als Epigraphiker verdienstvolle Dr. Bhagvanlal Indraji; man zeigte uns die Wohnung desselben, und ohne Besinnen stiegen wir die schmalen Holztreppen hinan, um den vortrefflichen Mann in seiner Studirstube aufzusuchen, obgleich es, was mir damals noch unbekannt war, nicht Sitte ist, seine indischen Fachgenossen so sans façon zu überrumpeln. Bhagvanlal kannte Arbeiten von mir und äußerte seine Freude über unseren Besuch in so lebhafter Weise, daß wir nicht zu besorgen brauchten, dem alten Herrn ungelegen gekommen zu sein, der mit seiner großen Brille der Typus eines richtigen Gelehrten war. Seine Wohnungsräume waren von der denkbarsten Enge und Einfachheit, die Bibliothek dagegen so reichhaltig und werthvoll, daß mancher europäische Sanskritist auf den Besitz einer solchen stolz sein könnte. Schon Tags darauf besuchte mich Bhagvanlal auf mehrere Stunden in meinem Hotel und zeigte mir später die Sammlungen der Asiatischen Gesellschaft. Zu meinem schmerzlichen Bedauern brachten englische Blätter zu Anfang vorigen Jahres die Nachricht von dem Dahinscheiden des verdienstvollen Mannes.

Bombay besitzt mehrere einheimische Theater, in denen an zwei oder drei Abenden in der Woche gespielt wird; eines derselben, ein nach europäischem Muster gebautes Hindu-Theater, besuchte ich, als ich am Ende meiner indischen Reise wieder nach Bombay zurückgekehrt war, und sah das beste der indischen Dramen, die Sakuntala des großen Dichters Kalidasa, in einer so kläglichen Weise verhunzt, daß ich mich öfters versucht fühlte, die Aufführung für eine Parodie zu halten. Das Stück war volkssprachlich bearbeitet und wäre nach unseren Begriffen als Oper zu bezeichnen gewesen. Das Orchester bestand aus drei

rechts auf der Bühne hockenden Künstlern, welche auf mißtönenden Instrumenten dieselben unmelodiösen Takte unablässig wiederholten; so klang es wenigstens für europäische Ohren, obwohl, wie mir gesagt wurde, die Musik des ganzen Stückes geschrieben war, also eine regelrechte Komposition vorlag! Das Vorspiel, das nach dem Original kaum zehn Minuten beanspruchen würde, war so lang ausgesponnen, daß es volle dreiviertel Stunden währte. Der gleichförmige näselnde Singsang hätte mich im Verein mit der erstickenden Hitze um ein Haar schon vor dem Beginn des eigentlichen Stückes aus dem Theater getrieben, als glücklich die scenische Veränderung eintrat und der König mit seinem Wagenlenker „auf dem eilenden Wagen hereinbrauste", das heißt mit ein paar muthwilligen Sprüngen auf die Bühne hopste; alles Uebrige, Roß und Wagen, war dadurch angedeutet, daß der Wagenlenker — eine große englische Peitsche in der Hand hielt. Wie sich die beiden Männer nun gegenseitig darauf aufmerksam machten, daß in Folge des eiligen Laufes der Rosse die Gegenden dahinschwänden und sie der verfolgten Gazelle immer näher kämen, während der König in seinem dunkelgrünen Sammetjaquet, seinen rothkarrirten Kniehosen und weißen Strümpfen als ein Urbild eitler Gespreiztheit dastand: auf einer europäischen Dorfbühne hätte man es besser gemacht. Von einem Zusammenwirken der Schauspieler war gar keine Rede; wenn der Eine sprach, respektive näselte, thaten die anderen Betheiligten, so lange sie nichts zu sagen hatten, als ob die Sache sie gar nichts anginge. Wenn der Dichter hätte sehen können, was aus der sinnigen ersten Begegnung des Königs mit der Sakuntala und ihren Freundinnen von den Bombayer Künstlern gemacht wurde! Ohne sich anzublicken, saßen die drei Mädchen und in einiger Entfernung der König mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, und Jeder plärrte los, sobald die Reihe an ihn kam. Und doch war das Publikum so dankbar! Das beste Theaterpublikum des Hinduthums! Das Haus war überfüllt, namentlich der erste Rang und die

Logen dicht mit Frauen besetzt, welche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten und den Darstellern reichen Beifall zollten. Als gegen den Schluß des ersten Aktes die Sakuntala mit ihren beiden Freundinnen den König verläßt, kann dieser den Gedanken der Trennung nicht fassen: er läuft, die Geliebte suchend, wie toll auf der Bühne herum und guckt auch in den Brunnen hinunter, aus dem die Mädchen vorher das Wasser zum Begießen der Blumen heraufgewunden. Und über diesen erbärmlichen Witz tobte das Haus vor Vergnügen. Sehr bezeichnend war es, daß ein Beifallssturm losbrach, als der König, nachdem er auf die Bitte der Einsiedler die Verfolgung der Gazelle eingestellt, sein Haupt senkte, um von dem alten Asketen gesegnet zu werden. So sehr liegt noch dem heutigen Hindu, selbst in dem aufgeklärten Bombay, die Verehrung vor den Brahmanen und speziell vor dem Asketenthum im Blute. Als um halb elf Uhr der erste Akt zu Ende war, hatte ich genug und verließ, in Schweiß gebadet, das Theater; der Schluß der Vorstellung wurde um drei Uhr Morgens erwartet. Nicht unerwähnt will ich übrigens lassen, daß sämmtliche Frauenrollen auf dem indischen Theater von Männern gegeben werden, und daß die Sakuntala, als echt indische, üppige Schönheit drapirt, eine ausgezeichnete Maske war.

Es würde meine Leser ermüden, wenn ich ihnen alle Sehenswürdigkeiten von Bombay einzeln vorführen wollte: die am Eingang dieses Aufsatzes genannten offiziellen Gebäude, die gelehrten und wohlthätigen Anstalten, die ungeheuren luftigen Markthallen, welche einen Raum von sechsundfünfzigtausend Quadratfuß bedecken und nach demselben Muster wie in den europäischen Großstädten konstruirt sind, die endlosen Baumwollenlager mit ihren hydraulischen Riesenpressen in dem geschäftigen Stadttheil Colaba und alle die anderen Stätten, die ich in dem blendenden Lichte der tropischen Sonne oder des Abends bei elektrischer Beleuchtung gesehen. Nur eine Anstalt möchte ich als besonders merkwürdig hervorheben, in welcher das

Princip des Thierschutzes eine fast zu weit gehende praktische Bethätigung gefunden hat: Pinjra-Pol, das große Thierhospital von Bombay. Der Besuch desselben war mir als highly disgusting dringend widerrathen worden, doch fand ich, obwohl einzelne Anblicke allerdings abschreckend genug waren, die Schilderungen im Allgemeinen übertrieben. In Pinjra-Pol werden nicht nur kranke Thiere geheilt, sondern auch leistungsunfähige und verkrüppelte unentgeltlich bis an ihr Ende verpflegt; die geräumigen Höfe der Anstalt zerfallen in zahlreiche Abtheilungen, in welchen die leidende Thierwelt gattungsweise untergebracht ist: Pferde, Rinder, Büffel, Esel, Hunde, Schafe, Ziegen, Affen, Geflügel u. s. w.

Das glühende Verlangen, die berühmten Felsentempel auf der Insel Elephanta zu sehen, das mich von dem ersten Tage meines Aufenthalts in Bombay erfüllte, mußte ich fast eine Woche zügeln, da keine regelmäßige Verbindung mit Elephanta existirt. Man benutzt zu dem Ausfluge die Dampfbarkasse des Esplanade-Hotel und muß der namhaften Kosten wegen abwarten, bis sich mindestens vier oder fünf Personen gemeldet haben. Endlich konnte ich in der Gesellschaft zweier englischer Ehepaare eines Morgens um sieben Uhr auf dem Miniaturdampfer erwartungsvoll die Fahrt von Apollo-Bandar aus antreten. Nach fünf Viertelstunden langten wir bei dem bergigen, bewaldeten Eiland an und hielten vor der langen Reihe riesiger glatter Steinblöcke, welche zur Zeit der Ebbe die Passage durch den Uferschlamm ermöglichen. Von den Steinstufen, die nach dem großen Felsentempel führen, hat man eine Aussicht auf das Meer und die nahen Inseln Trombay und Salsette, welche mich aufs Höchste entzückt haben würde, wenn die fürchterliche Sonnengluth, in der man den schattenlosen Weg hinaufsteigen muß, mir nicht nahezu das Bewußtsein geraubt hätte. Trotzdem ich mir nach dem Vorbild meiner Reisegesellschaft ein mit Seewasser getränktes leinenes Tuch so auf den Kopf unter den Korkhut gelegt hatte, daß das Genick von dem-

selben mitbedeckt war, und mich außerdem durch einen kräftigen Schirm gegen die Morgensonne zu schützen suchte, pochte das Gehirn in einer beängstigenden Weise. So schritt ich keuchend die Steinstufen hinan, um plötzlich ein paar Schritte zurückzuprallen; denn vor mir ringelte sich eine Schlange, die allerdings, ehe ich recht zur Besinnung kam, das Weite suchte und hinter Steinblöcken verschwand. Meine Mittheilung erregte bei den nachfolgenden Damen begreifliche Bestürzung, und der eine Engländer, ein gewiegter Anglo-Indier, welcher einen handfesten Stock bei sich hatte, übernahm von nun an die Führung. In der That kam derselbe, noch bevor wir die zehn Minuten Weges bis zum Eingang des Höhlentempels zurückgelegt hatten, in die Lage, zwei Schlangen zu erschlagen. Mit ein paar blitzartigen, wohlgezielten Hieben zerbrach er den in Todesangst sich hastig bäumenden Reptilien das Rückgrat und zerquetschte ihnen dann, als sie geknickt dalagen, in größter Gemüthsruhe mit der Spitze des Stockes die Köpfe. Elephanta wimmelt derart von Schlangen, daß allein von dem dort stationirten Wächter, einem Half-caste, jährlich über zweihundert getödtet werden. Für mich war dieser Anfang recht ermuthigend, und doch sollte mehr als ein Jahr vergehen, bis ich wieder — es war bei einem abendlichen Spaziergang auf der Allahabad Road vor Benares — eine Schlange antraf, für welche meine auf Elephanta erworbenen Kenntnisse in der Handhabung des Stockes verhängnißvoll werden sollten. — Selbst wenn man früher Ansichten des großen Höhlentempels gesehen, ist der erste Anblick desselben doch von überraschender Wirkung: in wildromantischer Lage gähnt er dem Ankömmling entgegen, der die Empfindung hat, als habe der Fels keinen Halt und müsse die Höhle erdrücken. Die ersten Säulenreihen sind vollständig herausgebrochen und die inneren ebenso wie die Skulpturen an den Wänden, welche die verschiedensten Gestalten und Scenen der indischen Mythologie veranschaulichen, seiner Zeit von den Portugiesen mit muthwilligen Händen verstümmelt. Aber vielleicht würden die Felsentempel

in wohlerhaltenem Zustande nicht einmal den grotesken Eindruck machen, den jetzt die Trümmer hervorrufen.

Nachdem wir die Hauptgrotte besichtigt, begaben wir uns, durch die kühle Höhlenluft erfrischt, noch zu einer der kleineren, über die Insel verstreuten, welche man auf einem höchst beschwerlichen Wege erreicht. Das Gras und Gesträuch, durch welches wir, einen Berg hinansteigend, zu waten hatten, reichte bis an die Hüften, und alle Augenblicke blieben die Kleider an Dornen und Kakteen hängen. Dabei erfolgte der Marsch mit äußerster Vorsicht; Aller Blicke richteten sich prüfend nach vorn und zur Seite, und in jeder Minute hörte man mehrfach die Frage: No snake? Das Betreten des kleineren Tempels, dessen Anblick die Beschwerden des Weges kaum lohnt, erlaubte der uns führende Beamte nicht, weil hinter den Mauern so viele Cobras hausen sollen, daß jeder Schritt dort mit der größten Lebensgefahr verbunden ist. Geistige Spannung bei tropischer Hitze war mir damals noch etwas so Ungewohntes, daß ich, als die Stunden des Aufenthalts auf Elephanta abgelaufen waren, aufs Aeußerste erschöpft wieder auf der Dampfbarkasse anlangte und sofort an Bord derselben in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem ich erst bei der Ankunft in Bombay gegen Mittag geweckt wurde.

Noch ein anderer Ausflug pflegt in dem Programm des Besuchers von Bombay zu stehen: die sechsstündige Fahrt nach Poona, der alten Hauptstadt der Mahratten, welche wegen ihrer gesunden Lage auf dem Hochplateau heutzutage das Hauptquartier der Bombayer Armee und Sitz einer der bedeutendsten gelehrten Anstalten Indiens, des Deccan College, ist. Die Fahrt über die Ghats ist reich an großartigen landschaftlichen Ausblicken, Poona selbst dagegen von einer bei größeren indischen Städten so seltenen Langweiligkeit, daß Jeder, der nicht militärische oder fachwissenschaftliche Interessen verfolgt, nach einem eintägigen Aufenthalt von Poona genug haben wird.

---

3. Die indischen Prachtstädte.

Von Bombay hätte ich mit Benutzung der die Halbinsel durchkreuzenden Great Indian Peninsular Railway, auf welcher der Reisende mit dem Schnellzuge Calcutta nach dem Ablauf der dritten Nacht erreicht, in dreiundvierzig Stunden nach meinem Bestimmungsorte Benares gelangen können. Doch durfte ich, wenn meine Reisekasse mir auch eine möglichste Beschleunigung zur Pflicht machte, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die altberühmten indischen Prachtstädte zu sehen. Der Umweg durch die Rajputana bedeutet im Ganzen eine Bahnfahrt von fünfundsiebzig Stunden. Da auf der Linie, wie auf indischen Bahnen überhaupt, nur ein durchgehender Schnellzug täglich kursirt, die Benutzung der anderen Züge aber wegen der außerordentlichen Langsamkeit für den europäischen Passanten ausgeschlossen ist, kann man sich für die Befahrung der einzelnen Theilstrecken eine konvenirende Tageszeit nicht wählen; die Weiterreise muß bald bei Tage, bald bei Nacht angetreten werden.

Die Abfahrt von Bombay erfolgt acht Uhr Abends, und schon nach wenigen Stunden empfindet man Ende Oktober wohlthuend, daß man in zu dieser Jahreszeit erheblich kühlere Gegenden kommt. In der Nacht passirt der Zug Surat, Bharoch, Baroda und eilt, nachdem er früh Morgens den Fluß Mahi auf einer imposanten Eisenbahnbrücke überschritten, durch die grünen Felder und Waldungen des fruchtbaren Gujerat

dahin. Die Vegetation dieser nördlichen Gegenden unterscheidet sich von derjenigen Bombays beträchtlich. Anstatt der luftigen Kokospalmen und der anderen Gewächse, durch welche die tropische Landschaft ihren eigentlichen Charakter erhält, herrschen hier Baumsorten vor, welche uns mehr an die nördliche Zone erinnern. Dazu macht sich der außerordentliche Affenreichthum Gujerats bemerkbar, durch den nicht nur Feld und Wald, sondern auch Dorf und Stadt belebt werden. Die muntere Gesellschaft tummelt sich auf das Ungenirteste in der Nähe des Bahnkörpers und scheint an den Anblick des vorbeieilenden Zuges völlig gewöhnt zu sein; ja, einmal sah ich etwa ein Dutzend großer Burschen mit urkomischen Bewegungen gegen den Zug heranspringen, als wollten sie mitgenommen werden. Gegen neun Uhr tauchen die Minarets von Ahmedabad auf, und wenige Minuten später fährt man in den geräuschvollen Bahnhof ein. Es ist schwer, Worte zu finden, um den Tumult zu beschreiben, der die Bahnstation einer volkreichen indischen Stadt kurz vor Abgang eines Zuges erfüllt. Die Eingeborenen benutzen die Eisenbahn in so ausgiebigem Maße, daß die Wagen der dritten Klasse, in der man sehr billig, ungefähr um ein Siebentel des Fahrpreises der ersten Klasse, reist, fast ausnahmslos überfüllt sind; nur distinguirte Natives sieht man in der zweiten, sehr wenige in der ersten Klasse. Wenn die Massen unter Lärmen und Schreien auf den Zug losstürmen, von einem vollgestopften Wagen zum anderen sich schiebend, ist die Luft von einem Brausen erfüllt, das, durch die Verdachung des Perrons concentrirt, dem Getöse der Meeresbrandung vergleichbar ist. Erschallen nun gar dazwischen die schrillen Töne der Abfahrtssignale, die durch Hammerschläge auf herabhängende Metallstäbe erzeugt werden, so glaubt man in ein wahrhaftes Pandämonium gerathen zu sein.

Ahmedabad, die Hauptstadt Gujerats, am Ufer der Sabarmati gelegen, ist im Jahre 1413 von Ahmed Schah gegründet, dem zweiten Herrscher aus der selbständigen Dynastie der

mohammedanischen Könige von Gujerat. Doch beginnt die Blüthezeit der Stadt erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, nachdem sie von Kaiser Akbar erobert und dem großen indischen Reiche einverleibt wurde. Damals nahm der Handel und das Kunstgewerbe von Ahmedabad einen solchen Aufschwung, daß die Stadt eine der reichsten, schönsten und bevölkertsten Indiens wurde; sie zählte in jener Zeit 900 000 Einwohner, während sich heute nach den Leiden, welche im vorigen Jahrhundert die verschiedenen Erstürmungen durch die Mahratten, Mohammedaner und Engländer und die Unruhen des beständigen Herrscherwechsels über die Stadt verhängten, die Bevölkerungsziffer auf kaum 130 000 beläuft. Davon besteht etwa ein Fünftel aus Mohammedanern, der Rest aus Hindus, die fast durchaus ihrem Glauben nach Jaina sind. Da die europäische Gesellschaft sich auf die kleine Zahl der englischen Beamten und Offiziere beschränkt, ist ein neuer Sahib, wie ich bei meiner ersten Fahrt durch die Stadt merken konnte, eine Art Kuriosität, welcher die Leute nachschauen. — In Ahmedabad existirt weder ein Hotel noch auch ein Absteigequartier für Reisende; nur in dem Bahnhofsgebäude sind zwei Zimmer für den Aufenthalt europäischer Passanten eingerichtet. Ich hatte es mir in einem von diesen so bequem gemacht, als es unter den obwaltenden Umständen möglich war, konnte dasselbe aber nach wenigen Stunden gegen den schönsten Wohnsitz der Stadt vertauschen; denn kaum hatte ich dem Kollektor von Ahmedabad, dem ersten Verwaltungsbeamten des Distrikts, Mr. Boevey, meine Empfehlungen aus Bombay überreicht, als mich derselbe mit der gewinnenden Freundlichkeit, die so viele hochgestellte Engländer auszeichnet, in sein Haus lud. Mein zweitägiger Aufenthalt in Ahmedabad würde sehr viel weniger genußreich gewesen sein, wenn ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt nicht unter der Leitung ihres kunstsinnigen und liebenswürdigen Oberhauptes besucht hätte, durch dessen Vermittelung ich auch die Bekanntschaft zahlreicher hervorragender Eingeborenen machte. Von

dem Reichthum Ahmedabads an architektonisch interessanten Bauwerken wird man eine Vorstellung gewinnen, wenn ich erwähne, daß die Stadt gegen zweihundert Jaina-Tempel und etwa fünfzig Moscheen enthält. Die Fülle des Schönen, die von der einstigen Pracht eine deutliche Vorstellung erweckt, ist in Ahmedabad so groß, daß man wahre Schmuckkästchen mohammedanischer Baukunst, die zu sehen man in anderen Ländern meilenweit reisen würde, bis jetzt dort so wenig beachtet hat, daß sie — von den bekannten Handbüchern ganz zu schweigen — in keiner officiellen Liste notirt sind. Der weiße Marmor jener Gegend, der das Material zu den Prachtbauten geliefert hat, ist von den Künstlern bis in das kleinste Detail hinein mit einer Geschicklichkeit und Ausdauer bearbeitet, die in Anbetracht des spröden Steines die höchste Bewunderung verdient. Man stelle sich ein Fenster vor, das aus einer vielleicht tausendfach durchbrochenen Marmorplatte besteht, jede Reihe von Carrés nach einem anderen Muster mit der denkbar größten Accuratesse auf beiden Seiten ausgemeißelt, dann ein quadratisches Gebäude, das bis zu dem kuppelgekrönten Dach lediglich aus solchen Fenstern besteht, durch deren viel tausend Oeffnungen das grelle Tageslicht wohlthuend gedämpft, aber doch in voller Klarheit hereinfällt — und man hat die „Perle von Ahmedabad", das Mausoleum der Rani Sipri, der Lieblingsgemahlin des Gründers der Stadt, vor sich. Aehnliche Proben von pierced marble-work, Wunderwerke der Steinmetzkunst, findet man durch die ganze Stadt verstreut. Vor Rani Sipri's Moschee fesseln den Beschauer nicht nur solche durchbrochene Fenster, sondern auch die Eckpfeiler mit ihren herrlichen Proportionen und mit dem überreichen Schmuck, den der Meißel aus dem Block herausgearbeitet hat, als wäre dieser nicht Marmor, sondern Holz gewesen. Die noch heute in Ahmedabad gepflegte Kunst der Holzschnitzerei ist in der That dort derart zu Hause, daß man auf Schritt und Tritt in den Straßen Erzeugnisse derselben bewundern kann, und gewiß sind nicht selten Muster auf Stein-

platten und Marmorsäulen übertragen, die zuerst in Holz ausgeführt wurden.

Die großen berühmten Moscheen, Jum'a Masjid, Schah Alam und wie sie alle heißen, der ungeheure Kankaria-Teich, einer der größten künstlichen Seen in Indien, den man auf einem Damm durchschreitet, um nach einer in der Mitte gelegenen, mit prächtigen Gartenanlagen und dem Sommerhaus eines moslimischen Despoten geschmückten Insel zu gelangen, die zahllosen Affen und Papageien, welche alle diese Stätten beleben, die Büffelherden und beladenen Kameele auf den Straßen — all das zusammen verleiht Ahmedabad einen so märchenhaften Charakter, daß man dort das Bild einer orientalischen Stadt, wie man es in der Jugend durch die Erzählungen aus tausendundeiner Nacht gewonnen, verkörpert findet. Ich habe in Indien kaum ein so schönes Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Vertretern der englischen Herrschaft wiedergefunden, als dasjenige war, in welchem Mr. Boevey zu dem Volke von Ahmedabad stand. Die Festigkeit des Wesens, gepaart mit großer Milde und Freundlichkeit, schien diesem ausgezeichneten Beamten eine allgemeine Liebe erworben zu haben. Wenn wir an einem volkreichen Platze den Wagen verließen, mit respektvollen Grüßen und Verneigungen von der Menge empfangen, während Mr. Boevey ihr sein freundliches „Bahut Sâlâm“ (Viel Friede!) zurief, mit den Nächststehenden harmlose Gespräche anknüpfte und mich erröthen machte, indem er von mir erzählte, „Mahâpandit Wilâyet se âyâ“, daß „der große Gelehrte aus Europa gekommen sei“, dann zeugten nicht allein die Mienen des Volkes, sondern auch die Blumen und Sträuße, welche man uns brachte, von der außerordentlichen Popularität des Kollektor Sahib. An verschiedenen, sonst von Europäern wohl kaum besuchten Plätzen, zu welchen Mr. Boevey mich hinführte, fand dieser mancherlei Unordnungen vor. Viele Eingeborene hatten sich öffentliche Orte zu privaten Zwecken angeeignet, Webereien und sonstige Handwerksstätten waren in unbenutzten Moscheen ein-

gerichtet, arme Familien wohnten und kochten in Mausoleen. Mr. Boevey war entschlossen, diese Zustände abzustellen, doch war mir die Vorsicht bemerkenswerth, mit welcher er dabei meinte zu Werke gehen zu müssen; anstatt selbst oder durch seine Polizeiorgane den Befehl zur Räumung dieser Plätze zu geben, sprach er davon, eine dahingehende Verfügung von höherer Stelle zu erwirken, um sich durch diese zu decken.

Unter den Eingeborenen, welche ich in Ahmedabad kennen lernte, war mir ein Jaina-Millionär, Rao Bahadur Maganbhai Hathisingh, besonders amüsant. Der Kollektor hatte dem Manne schriftlich mitgetheilt, daß ich seine Bekanntschaft zu machen und den berühmten, von seiner Mutter gestifteten Tempel zu sehen wünsche; daraufhin empfing mich Hathisingh im Beisein seiner Söhne mit untergeschlagenen Beinen vor seinem Hause. Er sprach zwar englisch, überraschte mich aber im Uebrigen durch die Unmanierlichkeit seines Wesens, da ich mir von einem Manne, der sich einer so angesehenen Stellung in der Gemeinde der Jaina erfreut, eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte. Nachdem ich mit möglichster Ernsthaftigkeit Hathisinghs Fragen über meine Heimath, ob Königsberg in Wien läge, ob es in Deutschland viele Schulen gäbe, ob noch etwas Anderes als Englisch in denselben gelehrt würde u. s. w., zu beantworten gesucht hatte, führte mich der Mann, mit anerkennenswerther Beharrlichkeit auf den Boden spuckend, durch seine Webereien und Holzschneidewerkstätten, in welchen wahre Prachtstücke dieser Techniken, denen die Hathisingh-Familie ihren Reichthum verdankt, zur Schau standen. Als guter Geschäftsmann ließ Hathisingh nicht ab, mich aufzufordern: „buy this! buy that!“ und nannte dabei so schwindelhafte Preise, daß meine gesammten Reisegelder nicht ausgereicht haben würden, wenn ich auch nur die Hälfte seiner Offerten acceptirt hätte. Schließlich stieg er bis zu „buy something!“ herunter und wollte sich schwer davon überzeugen lassen, daß ich keine Schränke und Teppiche mit mir durch ganz Indien schleppen könne. Der älteste von seinen

Söhnen, der im Elphinstone-College in Bombay etwas Sanskrit studirt hatte, fragte mich, ob die Religion des Veda, der alten heiligen Literatur der Brahmanen, die meinige sei, fügte aber gleich hinzu, ich solle nicht glauben, was die Brahmanen sagen, daß der Veda ungeschaffen und von Gott offenbart sei; denn Professor Peterson lehre in Bombay, die Lieder des Veda seien ebenso gut wie alle anderen Bücher von Menschen verfaßt. Ich dankte dem gelehrten Jüngling für diese Mittheilung und versprach, sie mir zu Nutze zu machen. Darauf wurde ein jüngerer Sohn beauftragt, mich nach dem Familientempel vor dem Dehli-Thore zu geleiten. Auf dem Wege dorthin äußerte der Knabe sein Erstaunen darüber, daß ich ein Sahib sei und doch kein Engländer sein wolle, lehnte aber meine Erklärungen über die Verschiedenheit der europäischen Nationen als nicht wissenswerth mit dem Bemerken ab: „Bei uns wird jedenfalls nur Geschichte Englands gelehrt."

Der Hathisingh-Tempel, der schönste unter den Jaina-Tempeln von Ahmedabad, macht mit seinem Reichthum an Säulen aus schneeweißem Marmor einen glänzenden Eindruck. Die Großmutter meines Führers hatte ihn zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten für 900 000 Rupien (= 1 800 000 Mark) *) erbauen lassen, von welcher Summe ein großer Theil durch die kostbaren Juwelen verschlungen sein muß, mit denen die Jina-Bilder im Innern wahrhaft überladen sind. Vor dem Betreten des Tempels wurde ich aufgefordert, mich auf eine Treppe zu setzen, um mir die Stiefel ausziehen zu lassen — ein Akt, durch welchen ein großer Haufe neugierigen Volkes angelockt wurde, dem meine hohen preußischen Schäftenstiefel eine Karikatur der Fußbekleidung zu sein schienen. Um seinen Respekt zu bezeigen, entblößt man im Orient die Füße und behält das Haupt bedeckt. Wenn ein Eingeborener beim Betreten eines Hauses

*) Heut zu Tage ist der Kurs der Rupie bis auf 1 Mark 50 Pfennige herabgesunken.

den Turban abnimmt oder es unterläßt, die Schuhe auszuziehen, beabsichtigt er damit eine arge Beleidigung.

Das Allerheiligste im Mittelpunkte des Tempels war mit ähnlichem Brimborium ausgestattet, wie man es nicht selten in katholischen Kirchen anwendet, um Reliquien mit dem nöthigen Nimbus zu umgeben. Eine schwere Thür wird langsam geöffnet, Duft von Sandelholz und verbrennenden Räucheressenzen strömt aus dem Inneren heraus, und im Halbdunkel erscheinen den Blicken die vierundzwanzig Jina, von denen nach der Meinung der Jaina dreiundzwanzig in unvordenklichen Zeiten dem historischen Jina, dem gegen 500 v. Chr. in dem Städtchen Pava in Nordindien geborenen Begründer dieser dem Buddhismus sehr ähnlichen Religion, vorangegangen sind: Marmorfiguren in der bekannten hockenden Stellung, eine genau wie die andere aussehend, nur daß der Haupt-Jina in der Mitte erheblich größer ist als die anderen und den Beschauer mit funkelnden, aus glitzerndem Glas gefertigten Augen anstarrt.

* * *

Eine Bahnfahrt von fast vierundzwanzig Stunden bringt den Reisenden von Ahmedabad nach Jeypur, der bedeutendsten Stadt in der Rajputana. Nach fünfstündiger Fahrt verläßt man in Palanpur das britische Territorium, um mit mäßiger Fahrgeschwindigkeit auf der einspurigen Rajputana-State-Railway das Gebiet mehrerer einheimischer Staaten zu durchkreuzen. Den ganzen Nachmittag und Abend bis zum Hereinbrechen der Nacht behält man die Berge der Aravali-Kette zur Seite, deren höchste Erhebung, Mount Abu, 5650 Fuß hoch, zur Sommerfrische für Europäer eingerichtet ist.

Wenn man aus der alten Moslim- und Jaina-Stadt Ahmedabad in das moderne, mit fast mathematischer Regelmäßigkeit erbaute Jeypur, die jetzige Hauptstadt des nach ihr benannten Fürstenthums, versetzt wird, ist der Kontrast einer der überraschendsten, die man sich denken kann. Durch lange,

gerade und breite Straßen fährt man dahin, um rechts und links lauter gleichartige Häuser eines halb europäischen, halb indischen Baustils zu sehen, von oben bis unten rosa angestrichen und mit weißen Verzierungen geschmückt. Ich hatte den Eindruck, als ob ganz Jeypur mit Himbeersaft begossen wäre. Aber welch ein Leben in diesen Straßen und welch ein Volk! Stolz und frei, mit königlicher Haltung, das kühne, markige Antlitz von einem pechschwarzen wallenden Barte umrahmt, schreitet der Rajpute einher, als ob ihn keinen Augenblick das Bewußtsein seiner edlen Abstammung von den alten arischen Kriegergeschlechtern verließe. Es ist die einzige indische Rasse, die ich als schön bezeichnen kann, auf sie aber wende ich die Bezeichnung im besten Sinne des Wortes an, trotz Mantegazza, der in seinem Buche über Indien sagt, daß die Physiognomie des Rajputen die eines reißenden Thieres sei. Ein hübsches Seitenstück zu seiner Behauptung, daß die Aboriginer-Rasse der schwammigen, aufgedunsenen Bengalen den reinsten arischen Typus repräsentire!

Im Jahre 1728 hatte der wegen seiner astronomischen und mathematischen Gelehrsamkeit berühmte Maharaja Siwai Jai Singh II. die auf einem Bergrücken gelegene uralte Hauptstadt seines Reichs, Ambir, verlassen und in der nahen Ebene das heutige Jeypur, die „Siegesstadt“, gegründet. Von ihm berufene italienische Architekten sind für das höchst originelle, aber einer Rajputen-Hauptstadt nicht ganz würdige Aussehen der Stadt verantwortlich. Große Verdienste um Jeypur hat sich der vorletzte, vor einigen Jahren verstorbene Maharaja erworben, dem die Stadt, welche jetzt gegen 150 000 Einwohner zählt, ihre Gasbeleuchtung, ein gutes Museum, eine Kunstgewerbeschule und einen ganz nach abendländischem Muster angelegten großen öffentlichen Garten verdankt. In der Mitte dieses Stadtparkes spielt allabendlich die zwar aus Eingeborenen zusammengesetzte, aber europäisch geschulte Hofkapelle des Maharaja, welche schon seit Mitte der sechsziger Jahre — wie ich durch Zufall erfuhr —

unter der Leitung eines deutschen Kapellmeisters, eines Herrn Böker aus Braunschweig, steht. Ich freute mich, mitten in der Rajputana mit einem ganz zufällig entdeckten Landsmann ein paar deutsche Worte sprechen zu können.

Im Centrum von Jeypur befindet sich der riesige Königspalast, zu dem man über einen weiten Hof durch ein architektonisch nicht unschönes, aber mit allerhand Arabesken und sonstigen Malereien, abgerissenen Darstellungen aus der indischen Mythologie, Thierwelt und Vegetation zu bunt bemaltes Eingangsthor gelangt. Die Erlaubniß zu einem Besuche der Privatbibliothek des Maharaja wurde mir durch die freundliche Vermittlung des Dr. Hendley zu Theil, des hochverdienten Chefs des Medizinalwesens von Jeypur, der gleichzeitig ein eifriger Förderer aller künstlerischen und gemeinnützigen Unternehmungen und ein bewährter Freund des fürstlichen Hauses ist. Die Bücher- und Handschriften-Sammlung des Maharaja steht unter der Leitung des bornirtesten aller Bibliothekare, eines Mannes, der nicht ein Wort Sanskrit gelernt hat, trotzdem er einen wahren Schatz von Sanskrit-Manuskripten zu hüten hat. Er legte mir den geschriebenen Katalog derselben vor, eine rohe Liste von Namen, in der nur ein Theil der vorhandenen Handschriften verzeichnet stand. Als ich ihm diejenigen Werke nannte, die ich zu sehen wünschte, erklärte er sich nicht autorisirt, mir dieselben zu zeigen: er habe den Befehl erhalten, mich in die Bibliothek einzulassen, aber um Bücher zu sehen, müsse ich einen zweiten Befehl des Maharaja erwirken. O sancta simplicitas! Als ob ich gekommen wäre, um die verschlossenen Schränke der Bibliothek zu bewundern! Während ich mich ärgerlich zum Gehen anschickte, legte mir der Bibliothekar — nicht etwa um einen unpassenden Scherz zu machen, sondern in rührender Naivetät — ein Album vor mit der Bitte, ein Gutachten über die von ihm geleitete Anstalt abzugeben. Diesem Verlangen entsprach ich, indem ich unter das enthusiastische Certifikat eines englischen Fachgenossen, offenbar des einzigen Europäers, der vor mir in

in jener Musterbibliothek gewesen, schrieb, daß ich mich deeply obliged to His Highness the Mahârâja of Jeypur fühle für die Erlaubniß, den unvollständigen Katalog seiner handschriftlichen Sammlungen durchzulesen.

Eine Sehenswürdigkeit des Palastes sind die Marställe des Maharaja, in denen vierhundert edle Pferde, zum Theil von wunderbarer Schönheit, und achtzig Elephanten gehalten werden; von den letzteren waren einige so wild, daß man mich, trotzdem dieselben mit schweren Ketten an den Füßen gefesselt waren, schon von Weitem warnte, ihnen nahe zu kommen.

Wohl das barockeste Gebäude in Jeypur ist der Hawa-Mahal, der Windpalast, welcher seine luftige, mit pyramidenförmigen Erkerthürmchen überladene, schwindelhaft hohe Fassade der Straße zukehrt, die zu dem Königspalast führt. Ein phantastischer Engländer (Edwin Arnold, India Revisited, S. 143) nennt diese Ausgeburt baumeisterlicher Verschrobenheit „eine Vision von kühner und zierlicher Lieblichkeit" (a vision of daring and dainty loveliness), „einen förmlichen Berg luftiger und verwegener Schönheit", und fügt, indem er nicht Worte genug finden kann, um sein Entzücken zu äußern, hinzu: „Weder Aladins Zauberer hätte ein wunderbareres Gebäude ins Leben rufen können, noch war der Perl- und Silberpalast der Peri Banu more delicately charming."

Auf dem Bergrücken oberhalb Jeypurs erhebt sich ein stattliches Fort, Tigerfort geheißen, und auf dem Felsabhang unter demselben steht seit dem Besuche des Prinzen von Wales mit ungeheuren weißen Buchstaben das meilenweit sichtbare freundliche Wort Welcome geschrieben. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß, wie für alle noch selbständigen indischen Staaten, auch für Jeypur die Zeit kommen werde, da man einrückende englische Truppen nicht mit einem solchen Willkommsgruß empfangen wird.

Wenn meine Leser aus der Erwähnung der mancherlei europäischen Einrichtungen den Eindruck gewonnen haben sollten,

daß das Leben in Jeypur schon bis zu einem bemerkenswerthen Grade von abendländischer Kultur durchtränkt sei, so muß ich sie mit großer Entschiedenheit des Gegentheils versichern. Nur noch in Benares hat das indische Volksleben den Charakter der höchsten Alterthümlichkeit so rein und ungeschminkt gewahrt, als in Jeypur, wo auf den großen Plätzen die Massen sich zu Hunderten und Aberhunderten drängen, die Kameel- und Elephantentreiber Mühe haben, durch laute Zurufe Platz für ihre mächtigen Thiere zu schaffen, und einem Europäer nicht die Ehrerbietung gezollt wird, wie auf britischem Gebiet.

Es befindet sich nur ein kleines, natürlich einem Native gehöriges Hotel in Jeypur, „Zur Kaiserin von Indien" benannt (Kaisar-i-Hind-Hotel), in welchem mit Rücksicht auf die des Hindustani unkundigen Reisenden ein widerwärtiger Goanese angestellt war, der ein wenig englisch radebrechen konnte. Ich war eine Nacht der einzige Gast in jenem Hause und gefiel mir — die Schwäche muß ich eingestehen — in dieser für mich damals noch idealen Situation, in einem ganz indischen Lande weit und breit keinen Europäer außer mir zu wissen; ja, es kam mir recht romantisch vor, als ich mich zur Ruhe auf mein unverschließbares Zimmer begab und vor demselben einen riesigen Rajputen mit blankem Schwert in der Hand sitzen sah, den der Wirth dort zu meiner Sicherheit für die Nacht stationirt hatte.

Ich durfte mich glücklich schätzen, in Jeypur einen kundigen und unermüdlichen Führer in der Person des gelehrten und vorurtheilsfreien Pandits Durgaprasad gefunden zu haben, der mir drei Tage lang seine Zeit in der liebenswürdigsten Weise gewidmet hat. Da der Pandit nicht englisch sprechen konnte, meine Kenntniß des Hindustani aber zu beschränkt war, um ein zwangloses Gespräch zu führen, haben wir uns Tag für Tag auf Sanskrit unterhalten; es war das erste Mal, daß ich an mir selbst die praktische Bedeutung kennen lernte, welche noch heute die alte Literatursprache Indiens als Mittel zur Verständigung in ihrem Heimathlande besitzt. Schon die einfache That-

sache, daß ich an Durgaprasads Seite durch die Straßen ging oder fuhr, brachte mich mit dem Volke in mannigfache Berührung; jedem Pandit oder sonstigen Bekannten meines neuen Freundes, der uns begegnete, wurde ich vorgestellt, und die darauf folgende Unterhaltung rief Dutzende von Menschen herbei, die uns in einem undurchdringlichen Knäuel umringten, um den „Pandit aus dem Lande Jarman“ ihre alte heilige Sprache reden zu hören. An dem Morgen meiner Abreise kam Durgaprasad auf den Bahnhof, brachte mir seine Photographie und versicherte mir, daß er, „so lange diese Existenz währe“, mich nicht vergessen würde. Seitdem sind wir in regelmäßiger Korrespondenz geblieben.

Kein Besucher von Jeypur versäumt einen Ausflug nach der alten Ruinenstadt Ambir zu machen, die außerordentlich bequem zu erreichen ist, da der Maharaja von Jeypur jedem Europäer, der sich schriftlich anmeldet, einen Elephanten aus seinem Marstalle zur Verfügung stellt. Man erhält auf seine Meldung keine Antwort, findet aber zur festgesetzten Stunde den Elephanten vor dem Thore der Stadt. Um vor dem Hereinbrechen der Tageshitze, gegen neun Uhr Morgens, schon wieder zurück zu sein, erhebt man sich lange vor Sonnenaufgang und durcheilt die Stadt im Morgengrauen mit einem schnellen Gefährt. Durch die erfrischende Luft, ihre ungewohnte Reinheit — denn im Laufe des Tages und besonders gegen Abend füllen sich die Straßen mit einem wahrhaft undurchdringlichen Staube, von dessen Dichtigkeit keine Beschreibung eine Vorstellung erwecken kann —, durch das zunehmende Tageslicht, in dem Umrisse und Farben immer deutlicher erscheinen, wird eine Morgenstimmung erzeugt, die in Indien eine noch weit erhebendere Wirkung hat als bei uns. Ein schöner Morgen der kalten Jahreszeit kann alle Leiden, die man in dem heißen Lande zu ertragen hat, vergessen machen.

Nach dreiviertelstündiger Fahrt sah ich meinen Elephanten, ein ganz ungeheures Thier, zwischen mannshohen, den Weg

einrahmenden Kakteen stehen. Eine Howdah hatte man mir nicht spendirt, wie ich gehofft, sondern nur den gewöhnlichen Sattel, welcher auf zwei Sitzbrettern an den beiden Seiten des Elephanten für vier Personen Platz gewährt. Doch ritt ich auch so, obschon nicht gerade bequem sitzend, mit einem unsäglichen Behagen das herrliche Thal nach Ambir hinunter. Die ganze Situation und Umgebung war für einen Neuling zu fremdartig, um ihn kalt zu lassen: lange Reihen bepackter Kameele kamen mir entgegen, unter den starkblätterigen Feigenbäumen und den zartbelaubten Tamarinden tummelten sich Affen, und viele Dutzende wilder Pfauen schritten gravitätisch auf den Abhängen einher. Ich äußerte dem Mahaut, der auf dem Kopfe des bedächtig sich vorwärts bewegenden Elephanten saß, den Wunsch, den Trab des Thieres kennen zu lernen. „Alte Elephanten laufen nicht, Sahib," erwiderte er, „und Hussein Pyari" (die Freundin des Hussein — so hieß mein riesiges Elephantenweibchen) „ist hundertundzwanzig Jahre alt." Der Mahaut erzählte dann weiter, daß in der Gegend, die wir durchritten, bei Nacht die Tiger ihr Wesen trieben; doch zögen sich dieselben bei Tagesanbruch weiter in die Berge zurück. Auch wimmele die Umgegend Jeypurs noch von Dacoits (Räubern). Zu den Kolonnen gefesselter Sträflinge, die ich des Abends in den Straßen der Stadt gesehen, sollen diese das Hauptkontingent stellen. Im Thale unterhalb Ambirs befindet sich ein großer künstlicher Teich mit schmutzigem grünlichem Wasser, in dem ich mehrere Alligatoren schwimmen sah. Auf dem Rücken und dem Abhange des Berges, den mich der Elephant nun hinauftrug, liegen die Trümmer von Ambir, die heut zu Tage nur noch Büßern und Bettlern zur Wohnung dienen, ein romantisches Bild verfallener Größe. Inmitten der Ruinen erhebt sich, von starken Befestigungen umgeben, der Sommerpalast des Maharaja, dessen lange Reihen von Marmorhallen, Sälen, Zimmern und Bädern zur Zeit meines Besuches leer und verlassen standen. Daß die Räume des Harems einen großen Theil des Palastes

in Anspruch nehmen, ist nicht verwunderlich; denn der jetzige Maharaja, ein blutjunger Mann, den man in Jeypur, wie ich mehrfach hörte, in wenig schmeichelhafter Weise mit seinem verstorbenen Vater vergleicht, besitzt außer drei eigentlichen Königinnen noch zweihundert andere Frauen. Von besonderem Interesse war es mir, daß ich in dem Tempel des Palastes, einem der blutgierigen Göttin Durga geweihten Heiligthum, das erste Thieropfer mit ansehen konnte. Jeden Morgen wird dort seit vielen Jahren eine schwarze Ziege geschlachtet, in früherer Zeit aber soll alltäglich ein Mensch vor dem Altar der Göttin verblutet sein. Das läppische Benehmen der Priester war geradezu empörend: die ganze Ceremonie wurde nicht nur geschäftsmäßig von ihnen betrieben — das wäre begreiflich und verzeihlich gewesen —, sondern unter Schwatzen und Lachen, während das arme Opferthier zitternd vor Todesangst seinem Schicksal entgegensah. Nachdem der Hauptpriester sich vorschriftsmäßig mehrfach den Mund ausgespült, besprengte er das Thier und legte ihm aus einem Blechgefäße ein paar Blumen auf den Kopf, der dann von einem Manne niederer Kaste mit einem wohlgezielten Schwertstreich abgetrennt wurde. Den Rumpf schaffte man sofort aus dem Tempel, das Haupt aber wurde auf einer Schüssel zu dem greulichen Bilde der Göttin gebracht, das man jetzt meinen Blicken durch einen rothen Vorhang verhüllte.

* * *

Nach einer zehnstündigen Bahnfahrt durch reizloses, zum Theil steppenartiges Land gelangt man von Jeypur nach Dehli, der indischen Kaiserstadt. Die Herrschaft der Moguls, welche dort und in Agra residirten, pflegt uns als ein blutiger Despotismus zu gelten, gekennzeichnet durch Raub, Erpressung und fanatische Unterdrückung des Hinduthums. Und doch sollte man nicht vergessen, daß es diese mohammedanischen Herrscher gewesen sind, welche wahre Kunst und Kultur nach Indien gebracht haben, daß sie in den zauberhaften Prachtbauten jener

beiden Städte das Schönste geschaffen, was in dem weiten Indien zu finden ist, daß sie dem heißen, staubigen Lande den Ruf eines romantischen Reiches voll feenhafter Pracht in unserem fernen Westen begründet haben. Indien würde für uns nicht das „Land der Wunder“ sein, wenn nicht die Schilderungen derjenigen Europäer, welche einst an den Höfen der Moguls geblendeten Auges Zeugen eines märchenhaften Prunkes gewesen, wie er auf Erden nicht wieder entfaltet ist, im Abendlande den Wahn erweckt hätten, daß solche Pracht über ganz Indien ausgegossen sei.

Die bewegte Geschichte von Dehli seit der Zeit, da die Mohammedaner dort Fuß faßten, bis auf die furchtbaren Kämpfe der Engländer mit den aufständischen Eingeborenen im Jahre 1857, an welche man noch heute in Dehli und Umgegend auf Schritt und Tritt erinnert wird, ist so bekannt, und Darstellungen dieser Geschichte sind für Jeden, den sie interessirt, so leicht erreichbar, daß ich es nicht für meine Aufgabe halten kann, dieselbe auch nur in den Umrissen zu skizziren. Desgleichen sind gewiß viele meiner Leser mit den Bauten von Dehli und ebenso mit denen von Agra durch die mannigfachen Beschreibungen schon so vertraut geworden, daß ich mich durch eine ins Einzelne gehende Schilderung in ihren Augen nur einer Wiederholung früherer Berichte schuldig machen würde. So möge denn hier nur eine kurze Charakteristik des Wichtigsten und Bedeutendsten Platz finden. Der alte kaiserliche Palast im Osten der Stadt, hart an der Jumna, ist von den Engländern in ein Fort umgewandelt, in dessen Innerem Kanonen und sonstiges Kriegsmaterial eine sonderbare Nachbarschaft für die Wunderwerke Schah Jehans bilden. Unfern der aus rothem Sandstein erbauten Säulenhalle des Diwan-i-Am, die für öffentliche Audienzen bestimmt war, steht der kostbare Diwan-i-Khas, die kaiserliche Privat-Audienzhalle, von weißem Marmor mit reicher Vergoldung, Mosaiken aus edlen Steinen und der stolzen persischen Inschrift:

Wenn es auf Erden ein Eden gibt,
Ist es dies, ist es dies, ist es dies;

daneben der Rang Mahal, das Frauengemach, verschlossen durch ein Thor aus durchbrochenem Marmor, und die drei großen luftigen Hallen der Bäder. Der Engländer Fergusson, die erste Autorität auf dem Gebiete der indischen Architektur, nennt diese Bauten die Perlen des früheren Kaiserpalastes, „aber", fügt er hinzu, „ohne die sie verbindenden Höfe und Gänge verlieren sie ihre ganze Bedeutung und mehr als die Hälfte ihrer Schönheit. Jetzt in der Mitte eines britischen Kasernenhofes gelegen, erscheinen sie wie kostbare Steine, die aus ihrer Fassung in einem herrlichen Stücke orientalischer Juwelierarbeit herausgebrochen und aufs Gerathewohl auf eine Unterlage von gewöhnlichem Mörtel versetzt sind."

Jenseits des Weges nach Westen zu liegt die von Aurungzeb in der bekannten Hufeisenform erbaute Perlmoschee (Moti Masjid), unter den weltberühmten Moscheen vielleicht die kleinste, aber für mich mit ihren zarten Raumverhältnissen die schönste, die ich gesehen. Ihr Material ist milchweißer Marmor aus Jeypur, der in dem grellen indischen Sonnenlicht den Beschauer im vollsten Sinne des Wortes blendet. Die drei Kuppeln, welche die Fassade krönen, sind vergoldet, ebenso wie die Eckthürmchen auf dem platten Dache des Diwan-i-Khas.

Das imponirendste Gebäude der Stadt ist zweifellos die außerhalb des Forts gelegene Jum'a Masjid, halb rother Sandstein, halb weißer Marmor, die größte Moschee der Welt, die zu erbauen fünftausend Arbeiter sechs Jahre lang beschäftigt gewesen sind. Auf vierzig Stufen steigt man zu einem vierzig Fuß hohen Portal hinauf, übrigens dem schönsten Theil der Moschee, um in einen Hof einzutreten, der vierhundertfünfzig Quadratfuß groß ist. Danach wird man eine Vorstellung von dem Umfang des ungeheuren Bauwerkes gewinnen. In einem der beiden hundertdreißig Fuß hohen Minarets steigt man auf einer bequemen Wendeltreppe zur Spitze hinauf und erfreut sich

oben an einem schönen Rundblick auf die vollständig mit grünen Bäumen durchsetzte geschäftige Stadt, die auch heute noch über 160 000 Einwohner zählt. Wenn man die Riesenmoschee zur Genüge betrachtet hat, macht eine Kuriosität in einer Ecke am Eingangsthor den Beschluß. Ein zitternder Greis zeigt dort ein paar sehr alte Koran-Handschriften, ein Haar aus dem Barte des Propheten, einen Schuh desselben und auf einem Stein seine mindestens einen halben Zoll tiefe Fußspur. Ganz wie in katholischen Ländern! Als ich dem alten Hüter dieser Schätze zwei Annas (zwanzig Pfennige) — den in Indien bei solchen Gelegenheiten üblichen Bakhschisch — gab, erklärte er in ebenso üblicher Weise, die Sahib-log, die Herrenleute, bezahlten ausnahmslos eine Rupie für den Anblick dieser Reliquien, war aber sichtlich darüber erstaunt, daß diese Insinuation mich bestimmte, noch zwei weitere Annas dazuzulegen.

Dehli weist außer vielen engen, schmutzigen und winkeligen Gassen Hauptstraßen von einer solchen Breite auf, wie wenige andere Städte in Indien; unter denselben ist die bedeutendste der vierundsiebzig Fuß breite Chandni Chauk, der Silbermarkt, oder die Silberstraße, wie wir sagen würden; in ihr befinden sich die Läden der Juweliere und die Waarenlager der reichen Kaufleute, die mit Seidenstickereien, gold- und silberdurchwirkten Stoffen und kostbaren Gewändern handeln. Noch mehr Beachtung von Seiten der Reisenden aber als die silbernen Broschen und Armbänder, als die prunkenden Gewänder und Gewebe verdient ein in Dehli heimisches Kunstgewerbe, das dort mit meisterhafter und nirgends in Europa übertroffener Fertigkeit betrieben wird; ich meine die Darstellung der Prachtbauten durch Handzeichnung auf kleinen ovalen Elfenbeinplättchen. In keiner Technik wird im heutigen Indien so Vollkommenes geleistet als in dieser.

Unter der handeltreibenden Bevölkerung von Dehli ist die Kenntniß des Englischen ziemlich verbreitet; englische Firmenschilder sind ganz gewöhnlich, darunter freilich auch solche, die

ihrer Fehlerhaftigkeit oder sonstigen Originalität wegen eine höchst komische Wirkung hervorrufen. Ein Muselmann hat hinter seinen Namen die Konsonanten D D B X M K R gesetzt, die Vokale aber nach der Schreibweise des Urdu (und aller Sprachen, die sich der semitischen Lautzeichen bedienen) einfach weggelassen. Meine Leser werden sogleich errathen haben, was der Mann seines Zeichens ist: ein dead-box-maker, ein Todtenkastenmacher. Ein Bäcker kündigt sich als English loafer an, als „englischer Bummler", womit er natürlich sagen wollte, daß er Brot (loafs) nach englischem Recept backe. Ein hübsches Pendant dazu ist der Schneider, der mit seinem Ladies and Gentlemen made to order ein Unternehmen annoncirt, das gewiß viel dankbarer ist als die Anfertigung von Kleidungsstücken.

Zu den Sehenswürdigkeiten im Inneren der Stadt gehört noch ein schöner, schattiger Park, Queens Gardens genannt, in dem die großen grauen Flamingos einherschreiten und wilde Thiere in Käfigen gehalten werden, ferner ein Museum, das jedoch weit unter dem Niveau desjenigen von Jeypur steht. Meine Aufmerksamkeit wurde in demselben durch eine kleine griechische Bronzestatue gefesselt, die einen sitzenden Mann mit schönem bärtigen Angesicht und einem Lorbeerkranz auf dem Haupte darstellte, vermuthlich einen der indobaktrischen Könige. Als ich den einheimischen Wärter fragte, was die Statue bedeute, entgegnete er bloß das eine Wort: Fakir! In der That, ein artiges Quidproquo! Ein hellenischer Fürst und ein schmutzbesudelter indischer Büßer!

Vor dem Kaschmirthore von Dehli dehnen sich weithin wohlgepflegte Spazierwege aus, die zum Theil durch anmuthige Anlagen führen. Dies ist die Gegend, in welcher das englische Belagerungsheer in den heißesten Monaten des Jahres 1857 eine Leidenszeit durchzumachen hatte, von welcher nur Derjenige sich eine annähernde Vorstellung bilden kann, der selbst einen Sommer in Nordindien verlebt hat. Verschiedene Gebäude erinnern dort draußen an einzelne Begebenheiten aus jener denk-

würdigen Zeit, an Jammer und Elend, aber auch an britische Ausdauer, Pflichttreue und Opferfreudigkeit, darunter ein schönes Monument aus rothem Sandstein, das dem Andenken der Gefallenen geweiht ist. Doch ist für den Indianisten von größerem Interesse ein Denkmal, an dem die meisten Reisenden achtlos vorübergehen werden: eine einfache graue Steinsäule, welche über zweitausendeinhundert Jahre alt ist und eine Inschrift des berühmten buddhistischen Königs Aschoka trägt, der im dritten Jahrhundert vor Christo seine milden Grundsätze an den verschiedensten Stellen seines großen Reiches auf Felsen und Säulen verewigen ließ und in diesen Edikten seinen Unterthanen einen sittenreinen Wandel, sowie die Schonung alles Lebens zur Pflicht machte. Zwei solcher Säulen hatte der Kaiser Firoz Schah im vierzehnten Jahrhundert nach Dehli schaffen lassen, um sie als Wahrzeichen des großen Umfanges, den er der Stadt gegeben (Firozabad), an den beiden Enden derselben aufzustellen. Die Säule vor dem Kaschmirthor stammt aus dem nahe gelegenen Mirut. Der mohammedanische Wirth meines Hotels, das den stolzen Namen Imperial Hotel trug, aber kaum für acht bis zehn Personen Platz gewährte — ich war dort wiederum wie in Jeypur der einzige Gast —, hatte mir gesagt, daß ich durch einen Spaziergang von einer halben Stunde die Aschoka-Säule erreichen würde und nicht fehl gehen könnte. Im Vertrauen darauf wartete ich die Abendkühle ab und brach um vier Uhr Nachmittags auf; bald aber hatte ich mich auf den zahlreichen Wegen vor der Stadt derart verirrt, daß ich mehrfach Erkundigungen einziehen mußte und glücklich kurz vor sechs Uhr, gegen die Zeit des Sonnenuntergangs, bei dem Ziel meiner Wanderung anlangte. Nachdem ich die Säule und ihre Inschriften mit schuldiger Ehrerbietung betrachtet, machte ich mich, da kein Mondschein zu erwarten war, eilig auf den Rückweg, um womöglich in zwanzig Minuten zu Hause zu sein; denn es ist eine der ersten Regeln, welche die Europäer beobachten, das Fußwandern im Dunkeln der Schlangengefahr wegen zu vermeiden. Nach wenigen

Minuten aber wurde ich von dem Aufsteigen der Abendnebel und dem rapiden Hereinbrechen der Dunkelheit überrascht; die Schakale fingen an zu heulen und in nächster Nähe klirrten die Fußspangen von Frauen, welche sich zu Abendceremonien nach abgelegenen Tempeln begaben. So echt orientalisch alle diese den Anfang der Nacht begleitenden Züge waren, fing ich doch an, mich etwas ungemüthlich zu fühlen, als ich nun meinen Weg vollständig verlor. Nach längerer Wanderung durch eine menschenleere Gegend stieß ich an einer Mauer auf büffeltreibende Menschen, die ich nach dem Kaschmirthor von Dehli fragen konnte. Ich muß noch mehrfach falsch gegangen sein, denn ich gelangte schließlich zu einem Felde, auf dem bei zahlreichen Wachtfeuern große Herden von Rindern, Pferden und Büffeln gehütet wurden. Ueberall erhielt ich auf meine in schlechtem Hindustani gestellten Fragen nur kurze Antworten: ein bei nächtlichem Dunkel fußwandernder und des Weges unkundiger Sahib ist eine so abnorme Erscheinung, daß er keinen Anspruch auf die übliche Ehrerbietung machen kann. Um halb acht Uhr stand ich, nachdem sich meine Schritte immer mehr beschleunigt hatten, wieder vor dem Kaschmirthore, und bald darauf saß ich mit einem seltenen Appetit bei meinem einsamen Dinner im Imperial Hotel.

Die Stadt, welche ich im Vorstehenden kurz zu beschreiben versucht, ist das moderne Dehli, nach ihrem Erbauer auch Schahjehanabad genannt. Obwohl auf den Besucher den Eindruck einer Großstadt machend, verschwindet es doch geradezu im Vergleich mit der gewaltigen Fläche, welche die Reste von Alt-Dehli bedecken. Im Süden und Westen der heutigen Stadt vor dem Ajmere-Thore liegen dieselben über nicht weniger als fünfundvierzig englische Quadratmeilen zerstreut. Doch ist es im Grunde unstatthaft, von Alt-Dehli als einem einheitlichen Begriff zu sprechen, vielmehr handelt es sich um eine ganze Reihe von Städten aus der alten Hinduzeit und den Jahrhunderten der moslimischen Herrschaft, die in dieser Gegend zer-

stört, erbaut, wieder zerstört oder einfach verlassen sind. Stellenweise ist aus den Ruinen neues Leben erstanden, und ganze Dörfer haben sich innerhalb der alten Mauern entwickelt. Dazwischen finden sich wohlerhaltene mohammedanische Bauten, wie das imposante Mausoleum des Kaisers Humayun, das Grabmal Nizamu 'd din Auliya's, die einfache, aber allzeit mit frischen Blumen bestreute Grabstätte des berühmten Dichters Khusrau und anderes mehr. Da ich hier nicht eine Liste der sehenswürdigen Punkte des ungeheuren Trümmerfeldes geben und Namen aufzählen will, die für den Leser doch nur mehr oder minder inhaltlos sein würden, führe ich ihn geradeswegs zu dem zwölf englische Meilen von dem Ajmere-Thor entfernten bemerkenswerthesten Denkmal von Alt-Dehli, zu dem Kutub Minar. Dies ist ein mächtiger, schlanker und doch symmetrischer Thurmbau aus rothem Sandstein, der den Namen seines Erbauers Kutubu 'd din verewigt, des ersten mohammedanischen Kaisers, welcher (im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) seine Residenz in Dehli aufgeschlagen hat. Mitten in der weiten Ebene erhebt sich der Minar zweihundertvierzig Fuß hoch und gewährt von seiner Spitze eine Rundschau über die Trümmerstätten, wie man sie sich schöner nicht wünschen könnte.

Die Reste der nahegelegenen großen Moschee, welche von Alau 'd din im Jahre 1300 errichtet wurde, sind ein höchst bezeichnendes Beispiel für die grausam-höhnische Art, mit welcher die mohammedanischen Herren die Religion der unterworfenen Hindus mit Füßen zu treten pflegten. Laut einer arabischen Inschrift sind siebenundzwanzig indische Tempel zerstört und die Säulen derselben — zwölfhundert an der Zahl — zum Bau der Moschee verwendet worden. Immer zwei dieser ungewöhnlich kunstvoll gemeißelten Säulen, von denen der größte Theil noch heute erhalten ist, sind aufeinander gethürmt, sämmtliche Skulpturen aber, welche Götter- und Thierbilder darstellen, in brutaler Weise beschädigt. Die bildliche Darstellung lebender Wesen ist dem Islam bekanntlich ein Greuel, und so haben

denn die Erbauer der großen Moschee in Alt-Dehli nicht versäumt, sämmtlichen Figuren auf den Hindusäulen sorglich die Köpfe abzuschlagen.

Innerhalb der Moschee befindet sich ferner das älteste Denkmal, das aus den Zeiten der Hindukönige jener Gegend erhalten ist: eine massive, mit einer Sanskrit-Inschrift versehene eiserne Säule, deren Errichtung von den Archäologen in das vierte Jahrhundert n. Chr. verlegt wird. Der Schaft mißt sechszehn Zoll im Durchmesser und ragt zweiundzwanzig Fuß aus dem Erdboden empor. Um die Gesammthöhe dieser Säule festzustellen, an welche sich wunderliche Sagen knüpfen, hat man die Erde sechsundzwanzig Fuß tief aufgegraben, ohne das untere Ende zu erreichen oder auch nur den metallenen Koloß zu lockern; die Vermuthungen über die Länge desselben schwanken seitdem zwischen vierzig und sechzig Fuß.

* * *

Am Nachmittage des 6. November legte ich die siebeneinhalbstündige Fahrt nach Agra zurück. Da es der Neujahrstag der Hindus war, der überall mit großer Illumination begangen wird, zeigten sich mir sämmtliche Orte und Dörfer, die ich nach Sonnenuntergang passirte, in festlicher Beleuchtung. Abends um neun Uhr rollte der Zug über die große Jumnabrücke, und vor mir lag die unvergeßliche Stadt, die Perle des Landes, in dem Lichterglanz des Neujahrsfestes ausgebreitet.

Die herrlichen Bauten von Dehli werden an Schönheit womöglich noch von den gleichnamigen Wunderwerken übertroffen, welche die Kaiser Akbar, Schah Jehan und Aurungzeb in Agra erbauten. Nachdem man die Jum'a Masjid, die große Moschee aus rothem Sandstein mit ihren drei Kuppeln, in welche Streifen aus weißem Marmor in Zickzackmustern eingelegt sind, bewundert hat, tritt man ein in die Citadelle Akbars, des großen vorurtheilsfreien Kaisers, des größten Fürsten, der über Indien ge-

herrscht hat. Im Inneren der Citadelle — oder des Forts, wie es officiell heißt — drängen sich die Prachtbauten und schieben sich förmlich übereinander: die Marmorhallen des Diwan-i-Khas und Diwan-i-Am, verbunden durch die tiefer liegenden Korridore des Macchi-bhavan, des „Fischhauses“, und alle die anderen luftigen Theile von Akbars Palast, in denen man mit dem Blick ins weite Land und auf die ruhig fließende Jumna auf getäfeltem Marmor einhergeht, unter Marmordecken und durch Marmorsäulen, die mit Mosaiken aus edlen Steinen verziert sind. Ein von der Moti Masjid, der Perlmoschee, in dem Fort zu Dehli völlig verschiedenes Gebäude ist die Moti Masjid in demjenigen zu Agra; die letztere ist ungleich viel größer und mit zahlreichen zierlichen Thürmen in Pavillonform bedeckt, während das Innere durch einen riesigen, mit Marmorquadern gepflasterten Hof gebildet wird, den prachtvolle Säulengänge im Geviert umgeben. Von den Raumverhältnissen dieser Moschee kann man sich eine Vorstellung auf Grund der Thatsache bilden, daß die Säulenhalle an der Frontseite des Hofes Platz für fünfhundertsiebzig Beter gewährt und daß in den beiden durch Marmorgitter abgetrennten Seitenschiffen noch Raum für je fünfundvierzig Frauen ist.

Alle diese Herrlichkeiten aber, welche Akbars Citadelle birgt, versinken zu voller Bedeutungslosigkeit, wenn es dem Reisenden draußen vor der Stadt beim Anblick des Mausoleums, das Schah Jehan seiner Lieblingsgattin hart am Ufer der Jumna errichtet hat, zum Bewußtsein kommt, daß er das Schönste erschaut, was auf Erden zu schauen ist. Mag seine Erwartung durch die vielen begeisterten Schilderungen des Taj-Mahal auf das Höchste gespannt sein, sie wird doch ausnahmslos übertroffen; und wohl noch nie hat einer unter den Glücklichen, die durch den entzückenden Thorbau aus rothem Sandstein in den paradiesischen Cypressenhain eintraten, den Mund zu einer kritischen Bemerkung über den vor ihm sich erhebenden schneeweißen Marmordom geöffnet. Worte vermögen den überwältigenden

Eindruck, den dieses vollendete Kunstwerk erweckt, nicht zu schildern; auch gewähren die weit verbreiteten Abbildungen kaum mehr als eine Ahnung von der unaussprechlichen Schönheit des Taj. Die kostbare Verzierung des zweihundertfünfundvierzig Fuß hohen Gebäudes durch Arabesken aus Edelsteinmosaik tritt vor der Großartigkeit und Anmuth des Ganzen in den Hintergrund; doch gewinnt man bei der Betrachtung des Einzelnen ein Verständniß für die ungeheuren Summen, welche als die Kosten des Taj genannt werden. Obwohl ein großer Theil des Materials und der Arbeit unbezahlt geblieben ist, sollen während der siebzehn Jahre, die der Bau in Anspruch genommen hat, nahezu zweiunddreißig Millionen Rupien ausgegeben sein, und Schah Jehans Memoiren zufolge betrug allein der Lohn für die Arbeiter drei Millionen. Trotzdem hat der Kaiser den Gedanken gehabt, auf dem gegenüberliegenden Ufer der Jumna einen zweiten Taj als Ruhestätte für seine eigenen Gebeine zu erbauen; aber als die marmorne Plattform vollendet war, welche noch jetzt Zeugniß von diesem gigantischen Plan ablegt, ist er gestorben, und sein Sohn Aurungzeb, der schon bei Lebzeiten des Vaters die Herrschaft an sich gerissen, hat ihn an der Seite seiner Gattin bestatten lassen. Im Inneren des Taj, in welches von oben ein ungemein wohlthuend gedämpftes Licht durch die feinen Oeffnungen des durchbrochenen Marmors hereinfällt, kann man schwer entscheiden, was höhere Bewunderung verdient, die harmonischen Proportionen des Gewölbes oder das kunstvolle Marmorgitter, welches die beiden Sarkophage umgibt. Während der Besucher in stummes Entzücken versunken dasteht, ruft hinter ihm der Hüter dieser geweihten Stätte ein halblautes, aber klangvolles Allah, und in melodischem Rauschen hallt das Wort zurück, erst lauter, als es gesprochen wurde, dann sanfter und sanfter, aber immer und immer wieder, bis es endlich zart wie Sphärenmusik verklingt.

Fragt man nach dem Namen des Mannes, in dessen Geiste dieser „Traum aus Marmor" Form und Gestalt gewonnen, so

schweigt die Kunde jener Zeiten; doch können wir mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein Franzose, Austin de Bordeaux, der in hohen Ehren am Hofe Schah Jehans gelebt und zu mehreren seiner Prachtwerke die Pläne entworfen hat, als der eigentliche Schöpfer des Taj zu betrachten ist; keinesfalls ist er bei der Erbauung unbetheiligt gewesen. Austin hatte in früherer Zeit durch geschickte Fälschungen werthvoller Edelsteine verschiedene Fürsten Europas betrogen und war nach der Entdeckung genöthigt gewesen, im fernen Osten bei dem kunst- und prachtliebenden Kaiser von Indien Zuflucht zu suchen. Ein kaum faßbarer Gedanke, daß ein Betrüger und Fälscher fähig gewesen ist, mit so idealer Empfindung die trauernde Gattenliebe seines Herrn zu verewigen; denn einen erhebenderen Ausdruck hat der Schmerz um einen geliebten Todten nie auf Erden gefunden, als in diesem marmornen Trauerliede, das noch nach vielen Jahrhunderten den Ruhm der Mumtaz-i-Mahal, „der Auserkorenen des Palastes“, verkünden wird.

* * *

Der Abschied von Agra ist zugleich ein Abschied von den Herrlichkeiten Indiens. Wenn man nach einer dreizehnstündigen Nachtfahrt des Morgens in Allahabad ankommt, ist der Kontrast ein zu trübseliger. Wehe den Illusionen, welche ein Indianist sich von der unter dem Namen Prayaga seit altersgrauen Zeiten bei den Hindus berühmten Stadt macht, die am Zusammenfluß von Ganges und Jumna liegt, der heiligsten Badestätte des Hinduthums! Aus den alten Zeiten ist nur noch ein dürftiger Rest in den Kellern des Forts übrig geblieben, das Kaiser Akbar über dem einst hochberühmten Tempel errichtete, von welchem uns eine Beschreibung des chinesischen Pilgers Hiuen Thsang aus dem siebenten Jahrhundert vorliegt. Wie dieses Fort, ist auch die heutige, eine halbe Stunde von demselben entfernte Stadt von Akbar gegründet, der den alten

Namen Prayaga durch Allahabad (Gottes Stadt) ersetzte. Die Stadt hat jetzt gegen 150 000 Einwohner und erfreut sich eines nicht unbedeutenden Handelsverkehrs, wobei ihr die günstige Lage als Knotenpunkt zweier großer Eisenbahnen zu Statten kommt. Ihre heutige Bedeutung ist lediglich durch die Engländer gemacht, welche sie zur Hauptstadt der Nordwestprovinzen erhoben und damit eine stattliche europäische Bevölkerung dorthin gezogen haben. Als Sitz eines großen Verwaltungsapparates, eines Obergerichts, einer starken Garnison, des Muir College — einer gelehrten Schule, welche jetzt zu einer Universität umgestaltet wird — macht Allahabad einen höchst modernen Eindruck: in den geraden breiten Straßen folgt ein langweiliges europäisches Bungalow auf das andere. Das Eingeborenenviertel zeigt gleichfalls auf Schritt und Tritt die Spuren abendländischer Afterkultur; schlechte europäische Produkte werden in den kleinen schmutzigen Läden der stinkenden Bazare feilgehalten, durch welche sich dichte Volksmassen wälzen, und zwar mit so flegelhaften Manieren, wie sie mir in Indien nicht wieder begegnet sind. Ganz hübsch ist der öffentliche und wohlgepflegte Garten des Khusrau (Khusrau bagh) mit seinen drei mohammedanischen Mausoleen, an deren Anblick man sich wohl erfreuen kann, wenn man nicht aus Agra kommt. Die einzige wirkliche Sehenswürdigkeit aber ist das Fort, das durch seine Größe und Stärke, sowie durch die Masse jeglichen Kriegsmaterials imponirt; von den Wällen desselben blickt man auf die Jumna hinunter, die hier ein schöner großer Fluß mit klarem grünem Wasser ist. Mehrere Kähne, deren Insassen eigenthümliche Melodien sangen, fuhren den Strom hinab zu der heiligen Stätte des Zusammenflusses, und auf der flachen, kahlen Landzunge zwischen Ganges und Jumna zeigte sich ein buntes Gewimmel von Hindus, die dorthin gekommen waren, um sich durch ein Bad von allen ihren Sünden zu reinigen. Im Inneren des Forts befindet sich ein nahezu fünfzig Fuß hoher Aschokapfeiler, der außer den Edikten des buddhistischen Königs

noch spätere Inschriften trägt, und der unterirdische Tempel, den ich schon oben erwähnte. Ein Hindu führt den Besucher mit einer übelriechenden Thranlampe durch die Säulenreihen, indem er die Skulpturen unter allerhand groben Verwechselungen erklärt, die er, wenn er verbessert wird, mit verdutztem Lächeln eingesteht, hin zu dem „ewigen Feigenbaum", dem akshâî bar, der das große Wunder des Ortes ist. Da schon Hiuen Thsang einen großen Baum vor dem Heiligthum erwähnt mit dem Bemerken, daß ein Dämon in ihm hause, ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß die Legende von dem unzerstörbaren Feigenbaum in jene alten Zeiten hinaufreicht. Jetzt wird ein in Boden und Decke festgeklemmter, doppelt-geästeter starker Stamm vorgezeigt, der, so lange er Saft hat, in der feuchten, ungesunden Kellerluft etwas ausschlägt und, sobald er vertrocknet, durch einen neuen Stamm ergänzt wird. Ein englischer Beamter hat beobachtet, daß während der Zeit seines Aufenthaltes in Allahabad der ewige Feigenbaum dreimal erneuert ist. Warum sollten auch die schlauen brahmanischen Hüter des Ortes den unzähligen Frommen, welche alljährlich gepilgert kommen, um das Wunder zu sehen, dieses Mittel zur Erbauung und sich selbst eine so einträgliche Erwerbsquelle verschließen! Vor den Stamm hatte man auf einen mit Vischnus Fußspuren gezeichneten Stein mehrere Rupien gelegt, angeblich die Spenden der letzten Besucher dieser heiligen Stätte, und lächelnd mußte ich an den alten Reliquienhüter in der großen Moschee zu Dehli denken. In diesem Punkte wenigstens gleichen sich Muselmann und Hindu vollkommen!

Allahabad zu verlassen, wurde mir nicht schwer. Am 9. November, dem achtzehnten Tage seit meiner Landung in Bombay, fuhr ich nach Benares, dem Ziel meiner Reise und dem Ort meiner Thätigkeit. Die Zeit des Genießens war vorüber, die Zeit ernster Arbeit gekommen.

---

4. Ein Studienjahr in Benares.

—×—

Es dürfte wenige Städte geben, deren Namen bei dem Abendländer eine solche Fülle von Illusionen erweckt, als Benares, die heilige indische Stadt an dem heiligen Strom; der Mittelpunkt des Hinduthums, die Stadt mit den Tausenden von Tempeln und Hunderten von Moscheen. Und voller noch formt sich die Vorstellung von Benares vor dem geistigen Auge des Orientalisten und des Indianisten im Besonderen; zahlreiche Erinnerungen aus Sage und Geschichte haften für ihn an dieser Stätte, die seit Jahrtausenden der Stammsitz aller indischen Gelehrsamkeit und Weisheit gewesen und geblieben ist bis auf den heutigen Tag; vor deren Mauern der Stifter des Buddhismus seine erste Predigt gehalten hat über die Nichtigkeit alles Irdischen und die Erreichbarkeit der Erlösung durch Entsagung und heiligen Wandel; in deren Höfen und Häusern heute wie vor Alters Hunderte von gelehrten Brahmanen die tiefsinnigen philosophischen Systeme ihres Landes andächtigen Schülern lehren, welche wissensdurstig aus allen Theilen Indiens dorthin zusammenströmen. Eine Art Glorienschein umgibt das Bild der altberühmten Stadt in der Phantasie; man denkt an prächtige Tempelbauten, schimmernde Paläste, Marmortreppen, die zum Ganges hinunterführen, üppige tropische Vegetation, sinnige Formen der Götterverehrung, betende Priester. Kurz, die Erwartung des europäischen Reisenden ist vor Benares auf das Höchste gespannt und — sie wird ausnahmslos getäuscht. Zum Theil aus einem Grunde, an dem Benares selbst ganz unschuldig ist. Der In=

dienfahrer pflegt auf dem Umwege nach Benares zu gelangen, den ich in dem vorigen Aufsatz beschrieben, und eine übergroße Fülle mächtiger Eindrücke in sich aufzunehmen. Unwillkürlich erwartet er dann Aehnliches, wie in Bombay, Ahmedabad, Jeypur, Dehli und Agra, auch in Benares anzutreffen und außerdem noch das für Benares speciell Charakteristische; ich spreche nicht von meinen individuellen Voraussetzungen allein, sondern habe von Reisenden immer und immer wieder das Gleiche gehört. Und nun findet man in der heiligen Stadt nichts, lediglich gar nichts wieder, das nur einen entfernten Vergleich mit dem früher Gesehenen aushalten könnte. Schon die Vegetation ist dürftig; vereinzelte Palmen, Bananen, Kakteen, große Bambusse sind für den Reisenden nichts Besonderes mehr; und der überwiegende Theil der Bäume in der nordindischen Ebene sieht aus einiger Entfernung unserem Baumschlag sehr ähnlich: die Ficus indica, der Mango, die Tamarinde.

Man kommt auf dem Bahnhof am Südufer des Ganges an und überschreitet den Fluß auf einer aus Kähnen nothdürftig hergestellten Brücke, oder während der Regenmonate, in denen diese Brücke den mächtig angeschwollenen Wassermassen weichen muß, in einem Boot. Der Bau der großen Eisenbahnbrücke über den Ganges, welche zur Zeit meines Aufenthalts in Benares etwa zur Hälfte fertig gestellt war, wird vermuthlich noch einige Jahre in Anspruch nehmen. Der Fluß ist breit genug, daß man Zeit hat, während der Ueberfahrt über die erste Enttäuschung nachzudenken, „die heilige Ganga". Träge und schlammig schleicht sie dahin in der öden, sandigen, fast völlig unbewachsenen Ebene. Ich habe nie einen Fluß gesehen, der so ausgesprochen häßlich wäre wie der Ganges bei Benares; und unwillkürlich mußte ich Vergleiche anstellen zwischen dem sangumwobenen heiligen Strom und dem prosaischen Flusse meiner fernen Heimath mit seinen saftigen grünen Uferwiesen, der lieblichen Oder. Auf der Südseite des Ganges erhebt sich langgestreckt, mit ihren unmittelbar bis zum Wasser hinab-

reichenden Uferbauten, den Ghats, die heilige Stadt; der Anblick ist grotesk, aber nicht schön und kaum romantisch — oder höchstens am Abend im Lichte der untergehenden Sonne. Die Bauten scheinen sich gegenseitig zu erdrücken, sind schlecht erhalten und zum Theil verfallen; links erhebt sich das Wahrzeichen von Benares: die beiden unförmlich dünnen und hohen Minarets der Moschee des Aurungzeb. Auf der Fahrt nach dem entlegenen und geräumigen europäischen Viertel passirt man nicht den charakteristischen Theil der Eingeborenen-Stadt; was sich den Blicken darbietet, wirkt wenig ermuthigend: kleine, geschmacklose Wohnungen, zum großen Theil Lehmhütten; Staub und Schmutz in früher nie gesehener Fülle. Dazu der wüste Lärm zankender Männer und keifender Frauen.

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotusblumen knien.

Großer Gott! Freilich duftet's am Ganges — doch fragt mich nur nicht wie! Es leuchtet auch, aber so, daß ein europäisches Menschenkind die infernalische Helle nur mit dicken, das ganze Auge beschattenden schwarzen Gläsern zu ertragen im Stande ist. Einen schönen, stillen Menschen habe ich nie knien sehen, am wenigsten vor einer Lotusblume; wohl aber ist mir oft der Gedanke gekommen, daß die Beschreibung der Lappländer in dem folgenden Heine'schen Verse trefflich auf die Hindus von Benares passe:

Sie sitzen ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

Kein Wunder, daß der Besucher bald von Benares genug hat; er geht zu den Sehenswürdigkeiten und wird gründlich enttäuscht: die Unzahl der Tempel und die große Zahl der Moscheen sind kleine, elende, schmutzige Gebäude, wie sie kaum in irgend einem anderen Theile Indiens wiederzufinden sind. Für den gewöhnlichen Reisenden, den globe-trotter, wie der

Engländer sagt, bietet Benares im Grunde nur eins, das ihn fesselt: das pittoreske Bild der in der Morgenfrühe im Strome badenden Hindus, bei dem ich gleich ein wenig zu verweilen haben werde. Er verläßt Benares fast ausnahmslos nach ein- oder zweitägigem Aufenthalt, gewöhnlich nicht in der besten Stimmung, um schon am folgenden Tage, ob er sich nun nach Westen oder Osten wende, durch großartige Eindrücke entschädigt zu werden. Und doch ist das abfällige Urtheil des eiligen Passanten über Benares nicht richtig und am wenigsten richtig für den Beobachter des Volkslebens, der das bunte Treiben des Orients dort reicher, echter und von europäischer Civilisation unbeeinflußter erhalten findet, als irgendwo sonst; und ebenso wenig für den Erforscher des Alterthums, dem diese indischste aller indischen Städte Schätze bietet, deren Hebung die Arbeit von Generationen erfordern würde. Die Zwecke meiner Reise nöthigten mich, zwölf Monate in Benares zu verweilen, in ununterbrochenem und zum Theil intimem Verkehr mit gelehrten Brahmanen; und ich glaube deshalb aus den Beobachtungen und Erlebnissen dieser Zeit weitere Kreise besonders Interessirendes erzählen zu können, was die früheren Reisenden, welche Benares gewöhnlich mit wenigen Seiten erledigen, nicht erzählt haben und nicht erzählen konnten, hauptsächlich Einiges über die Anschauungen und Gewohnheiten der Pandits, d. h. der gelehrten Eingeborenen, über die Art ihres Verkehrs mit Europäern u. dergl.

Der erste Morgen des Ankömmlings in Benares gehört den badenden Hindus. Bei Tagesanbruch fährt man von dem europäischen Stadtviertel eine gute halbe Stunde bis zum Flusse und nimmt dort eine Barke, welche langsam die Ghats entlang streicht. Jede Wiederholung dieser Fahrt hat mir denselben Genuß bereitet wie die erste: man nimmt das originellste Bild in sich auf, welches der Orient bieten kann. Tausende und Abertausende von Hindu-Männern und Frauen — die letzteren natürlich bekleidet — drängen sich in dem Bade, das

eine religiöse Verrichtung ist, aber von vielen deutlich als Vergnügen und Erfrischung empfunden wird. Hier steht ein Betender bis an die Hüften im Wasser mit andächtig ausgestreckten Händen, den Blick auf die Sonne gerichtet; dort springt ein Bursche mit lustigem Satz in den Strom und schwimmt vergnügt in demselben herum; hier erweist einer der Ganga Verehrung, indem er Blumen spendet oder ganze Guirlanden; dort wäscht eine Mutter ihrem Kinde das rabenschwarze Haar; dort kniet auf einem Floß ein Mann mit dem Gebetssack, einem fausthandschuhartigen, gewöhnlich in Form eines Kuhkopfes auslaufenden Ueberzuge (gomukhi) auf der rechten Hand und zählt seine Sprüche nach dem Rosenkranz ab — kurz, das bunte Gewimmel bietet so zahllose Bilder, daß die Feder kaum versuchen kann zu beschreiben, was der Pinsel des Malers leisten müßte. Von ferne schon kündigt sich mitten in diesem lebendigen Treiben der Manikarnika-Ghat durch seine Rauchsäulen an; zu jeder Tages- und Nachtzeit, so oft ich auch immer die Stätte passirte, brannten drei oder vier Scheiterhaufen dicht am Flusse, und Bahren standen noch häufig wartend daneben. Jeder Hindu, der in Benares oder Umgegend stirbt, „löst sich hier in die Elemente auf". Da der Leichnam vollständig mit Holz bedeckt ist, hat die Procedur für mich nichts Schauerliches gehabt; freilich wendet man den Blick ab, wenn — was nur zu oft geschieht — der Verbrennungsproceß höchst mangelhaft vor sich geht, und die halbverbrannten Reste in den Fluß gestoßen werden, dessen heilige Fluthen alle Sünden des Verstorbenen abspülen. Ich entsinne mich mit Grauen eines Falles, in dem ich einen entstellten menschlichen Kopf — auf ihm ein pickender Rabe — aus dem Wasser hinausragen sah: die Masse glitt langsam dicht an den Badenden vorbei oder gar durch sie hindurch; Niemand achtete dessen. Der Leichenkondukt ist dort ungemein einfach; der Körper wird, mit einem leichten Tuch umhüllt, auf einer an Bambusstäben befestigten Matte von vier bis sechs Männern auf den Schultern getragen, die eiligen

Schrittes den Weg zum Flusse zurücklegen und dabei ununterbrochen rufen, jetzt ausnahmslos unter Fortlassung des zweiten Theiles: Râm Râm sat hai, (jo bolâ, gat hai) „Gott, Gott allein ist wahrhaft; (der da sprach, ist hingegangen).“ Also: Du Mensch, der du dieses hörst, memento mori! Da das Fortschaffen des Leichnams zum Behufe des Verbrennens unmittelbar nach dem Tode erfolgt und der furchtbaren Hitze wegen so schnell erfolgen muß, soll es gar nicht selten sein, daß eine tiefe Ohnmacht mit dem Tode verwechselt wird. Im Oktober 1885 machten die Träger mit einem Körper, den sie vierzehn (englische) Meilen weit her brachten, auf ihrem Wege zum Ganges an einer Ecke der hohen Regierungsschule Halt, um auszuruhen; plötzlich rührt sich der vermeintliche Todte, schlägt das dünne Tuch zurück und macht sich sammt den Trägern auf den Nachhauseweg, ohne überrascht zu sein oder etwas zu äußern.

Der Hauptheil der Eingeborenen-Stadt, die City, besteht aus einem sinnverwirrenden Labyrinth ganz enger, theilweise kaum zwei Schritte breiter Gassen, in denen der Europäer sich ohne Führung auch nach jahrelangem Aufenthalt schwer zurechtfinden kann. Die Häuser entbehren jeglichen Schmuckes, doch sind sie hier massiv und mehrere Stockwerke hoch; die Enge läßt sie noch höher erscheinen, als sie in der That sind. Das Parterre ist zum größten Theil nach der Straße zu offen; es liefert die Läden und Werkstätten, in denen man fertig und werdend Alles beschaut, was Benares bieten kann, von den kostbarsten Seidenstoffen und Goldbrokaten herunter bis zu dem einfachsten hölzernen Kinderspielzeug. So vollzieht sich Handel und Wandel fast durchaus auf der Straße; das Ensemble, aus dem ich vor allen Dingen die halb- und theilweise nahezu ganz nackten braunen Gestalten, die denkbar primitivsten Handwerkszeuge und Techniken herausheben muß, versetzt den verwunderten Beschauer Jahrtausende zurück. Hier hat der Lauf der Zeiten sicherlich wenig verändert, außer der Sprache. Ich hörte einen

Reisenden sagen, daß er im ganzen Orient das alte Jerusalem gesucht und endlich in Benares gefunden habe.

Wer frühere Berichte über Benares gelesen hat, vermißt verwundert die Affen, welche sich dort einst in größeren Massen tummelten, als an irgend einem anderen Orte. Als ich in Benares anlangte, waren die Tage der „Vettern", wie der Inder sagt, gezählt: die Belästigung hatte einen zu hohen Grad erreicht. Da die Eingeborenen die Tödtung von Affen sehr übel vermerken, ließ die englische Regierung sie in eigens dazu hergerichteten Käfigen mit der Bahn etwa fünfzig Meilen weit forttransportiren und an einem geeigneten Orte aussetzen.*) In dem berühmten Durga-Tempel, der wegen der früher dort weilenden Tausenden von Affen bei den Europäern monkey-temple hieß, traf ich im November 1885 nur noch einige Dutzend an, und vor dem Eingang stand der den Tempelaffen verhängnißvolle große, hölzerne Käfig, in welchem jetzt gewiß schon längst der Rest in die Ferne geschafft ist. Anders steht es mit dem heiligen, dem Gott Schiva geweihten Rindvieh, gegen welches die Regierung noch nicht energisch vorzugehen wagt; ein summarisches Einschreiten gegen dasselbe könnte in der That einen Aufstand zur Folge haben. Die Anzahl der Stiere ist durch obrigkeitlichen Befehl etwas vermindert worden, da sie in beständigem Zunehmen begriffen war, denn das Freilassen eines Bullen ist ein höchst verdienstvolles Werk; nur eine bestimmte Zahl ist der Bevölkerung noch gestattet, aber sie ist noch erschrecklich groß. Man kann sich nicht fünf Minuten in den

*) Es wird erzählt, daß schon einmal vor langen Jahren, als noch keine Schiffbrücke über den Ganges ging, der Versuch gemacht wurde, sich der lästigen Gesellschaft in einfacherer Weise dadurch zu entledigen, daß man sie auf das andere unbewohnte Ufer hinüberbrachte. Nachdem die armen aber dort einige Tage sich schrecklich gelangweilt und namentlich auch das gute und bequeme Futter vermißt, hätten sie eines schönen Morgens mit raschem Entschlusse den Fährmann terrorisirt, der sich einer solchen Ueberzahl nicht gewachsen fühlte, und sich auf der officiellen Fahrgelegenheit wieder nach Benares übersetzen lassen.

engen Gassen bewegen, ohne auf das Viehzeug zu stoßen, das in dem Bewußtsein seiner Heiligkeit oft den ganzen Verkehr hemmt; solch ein Stier steht mitunter mitten in der Gasse still und scheint sich des Resultats zu freuen. Das Füttern der Thiere ist ein religiöser Akt; in Folge dessen sind viele so fett geworden, daß ihnen das Gehen fast unmöglich ist. Und Unwille kann laut werden, wenn man mit einem handfesten Stocke Bewegung in die träge Masse zu bringen sucht. Unglücksfälle werden jedoch fast nie durch die Stiere veranlaßt. Die Aneignung eines dem Mahadeva (Schiva) gehörigen Rindes zu Privatzwecken wird von dem englischen Richter schwer geahndet.

Die namhaftesten Tempel liegen in der Stadt dicht beieinander. So oft ich die stinkenden Orte besuchte und mich in dem Hindu-Gewimmel herumdrückte, habe ich stundenlang nachher die Uebelkeit nicht loswerden können. Der Geruch des Schmutzes, verfaulender Vegetabilien, die als Opfergaben dienten, und ebensolcher Blumenguirlanden übersteigt alle Begriffe. In einen heiligen Brunnen, Gyân kûp „den Brunnen des Wissens", werden ununterbrochen allerhand Naturerzeugnisse geopfert, die sich zu einem fauligen Gemisch verbinden, so daß bei einem Blick in die Tiefe eine abendländische Nase mit Entsetzen zurückweicht. Und dieses Wasser wird beständig von den andächtigen Hindus getrunken! Man sollte meinen, daß in der heißen Zeit die ganze Gegend an der Cholera aussterben müsse; aber die Naturen jener Leute sind offenbar seit früher Jugend durch eine Art Pasteur'scher Ueberimpfung gegen Einflüsse abgehärtet, denen ein Europäer unter allen Umständen erliegen müßte. Wie denn auch die Eingeborenen, welche eine hochgradige Abneigung gegen die Vaccination haben, erklären: „Wir schützen uns gegen die Blattern dadurch, daß wir sie Alle einmal in der Jugend gehabt haben." Der Europäer kann jene heiligen Stätten überhaupt nur in den kühleren Monaten November bis Februar besuchen; und auch dann sind sensible Naturen nicht ganz gegen die schädlichen Einwirkungen sicher

gestellt: ich habe gleich bei meiner Ankunft in Benares eine Dame kennen gelernt, welche in Folge jenes Besuches zehn Tage krank am Fieber daniederliegen mußte. In den größeren Tempeln mischt sich mit dem ohrenzerreißenden Getöse der Glocken und Gongs das Geschrei der zu den scheußlichen Idolen hindrängenden „Verehrer“; man staut sich, stößt sich, schlägt sich, selbst mit den Priestern! Das ist Religion, das sind heilige Stätten! Und was für einen Anblick gewähren die letzteren! Den „goldenen Tempel“ des Schiva, an den ein frommer Maharaja, Ranjit Singh von Lahor, die riesigen Kosten der Vergoldung der Thürme gewendet, lasse ich mir zur Noth noch gefallen, trotz seiner Ueberladenheit und Gedrücktheit. In nächster Nähe desselben aber befindet sich ein viereckiger Hof, der Kuhtempel der Annapurna, der Göttin der Fülle, in welchem einige Dutzend Stück Rindvieh dicht beieinander stehen und die ihnen dargebrachten Spenden nachlässig übersättigt zerkauen. Der Tempel ist ein Kuhstall und nichts Anderes. Da die Thiere vortrefflich genährt und einige unter ihnen wahre Prachtexemplare sind, mag der Anblick vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus ein ganz erfreulicher sein, vom religiösen ist er es sicherlich nicht. Gleich am Eingange sah ich eine gräuliche Mißgeburt mit völlig eingedrücktem Kopfe, die als solche für besonders heilig galt und beständig mit Blumen gefüttert wurde. Die modernen Religionsformen der Hindus sind von einer solchen Roheit und theilweisen Sinnlosigkeit, daß sie eine detaillirte Beobachtung und Darstellung nicht lohnen. Das Hinduthum des gemeinen Mannes ist ein stupider, wüster Fetischdienst, in dem man mühsam nach einigen höheren Gedanken suchen muß. Die Massen gehen ihren Schlendrian Tag aus Tag ein, bringen ihre Blumen-, Frucht- und Wasserspenden, ohne einen Funken von Andacht zu empfinden: sie wissen nicht, was sie thun. Ich glaube kaum, daß irgendwo in der Welt ein so abscheulicher und niedriger Kultus zu finden ist als in Indien und speciell in Benares; und dabei denke ich noch gar

nicht an alle die bodenlose Immoralität, die „in geschlossener Gesellschaft" zu Ehren des Göttlichen geübt wird. Man fühlt etwas von der Entrüstung der alten Propheten in sich aufsteigen und kann kaum den Wunsch in sich unterdrücken, diese Stätten des Götzendienstes zu zertrümmern und das wüste, tobende Gesindel — die Priester voran — mit der Hetzpeitsche aus den stinkenden Schmutzlöchern zu jagen. Wenn man sich an den beschriebenen und ähnlichen Scheußlichkeiten gründlich verekelt hat, gilt es noch die Bakhschisch schreienden Priester abzuschütteln, welche den Sahib zuweilen eine Viertelstunde weit verfolgen, wenn er nicht genug gegeben — und genug Bakhschisch gibt man im Orient selten. Diese Tempelpriester sind die niedrigsten aller Brahmanen, ungebildete, unverschämte, von dem Aberglauben des Volkes lebende Leute, welche nach keiner Richtung hin mit den gelehrten Brahmanen, den Pflegern und Ueberlieferern einheimischer Wissenschaft, zu vergleichen sind und nicht nur von jenen desavouirt, sondern eigentlich von Niemand, selbst von dem großen Haufen nicht, geachtet werden. Die Pandits, im Allgemeinen ruhige, arbeitsame und den Dingen dieser Welt mit einer verhältnißmäßigen Indifferenz gegenüberstehende Männer — im Grunde die einzige Klasse der Inder, vor der man einen wirklichen Respekt empfinden kann — stehen nur in einem ganz losen Zusammenhang mit jenen abscheulichen Kulten des Volkes; spricht man mit ihnen davon, so meinen sie, eine niedere Form der Religion sei für das ungebildete Volk nothwendig, man bedürfe solcher Symbole, welche für die Fassungsgabe desselben berechnet seien, u. dgl. Bevor ich jedoch auf diese meine Freunde und Lehrer eingehe, möchte ich noch eine Bemerkung über die muthmaßliche Entstehung jenes verabscheuungswürdigen Götzendienstes machen.

Ich bin mit der in Europa verbreiteten Ueberzeugung nach Indien hinausgegangen, daß die modernen Religionsformen der Hindus in direkter Entwickelung aus der schönen altindischen (vedischen) Religion herzuleiten, daß sie als das letzte Produkt

einer graduellen Verschlechterung anzusehen seien. In Benares habe ich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß dieses falsch ist: es gibt keine Brücke von den Lichtgestalten des Veda zu den modernen Göttergestalten, deren monströse Darstellungen mit geschmacklos gehäuften Thiergliedern u. dgl., als Typus wenigstens, allgemein bekannt sein dürften. Vedische Opfergebräuche und alte Philosopheme, die unmittelbare Ausflüsse des Veda sind, leben noch jetzt in voller Frische im Kreise der besseren Brahmanen; daneben steht als etwas total anders Geartetes die Masse der sinnlosen Kulte der unteren Volksschichten. Ich beurtheile diesen Dualismus folgendermaßen. Trotz ihrer arischen Namen halte ich die modernen Hindugötter, Schiva, Vischnu, Durga, Hanuman und wie sie alle heißen, nicht für arische Konceptionen, sondern für solche der Aboriginer; zum mindesten glaube ich, eine Vermischung urindischer und arischer Vorstellungen und Kulte annehmen zu müssen, in welcher die ersteren (und schlechteren) Elemente bei Weitem überwiegen. Die Illusion von den „arischen Brüdern in Indien“ ist eine von denjenigen, die dort drüben am schnellsten zerstört werden. Heut zu Tage ist das Blut der Hindus ohne jeden Zweifel nur noch zum allergeringsten Theile arisch, und selbst die Brahmanengeschlechter sind mit Aboriginerblut stark zersetzt.*)

Bei der Eroberung des Landes haben die Arier ihre Sprache den Ureinwohnern gegeben, und so ertönen heute vom Indus

*) Im Westen Indiens findet man die weißesten Brahmanen, ja solche, deren Hautfarbe nahezu europäisch ist. Je weiter man nach Osten vordringt, desto mehr verschwinden die Charakterzüge des arischen Typus und an der Grenze von Bengalen erreichen sie vollständig ihr Ende. Ich bin überzeugt, daß in der aus Allem, was auf der Halbinsel lebt, sich typisch völlig aussondernden Rasse der Bengalen auch nicht ein Tropfen arischen Blutes circulirt. Die Sprache besitzt keine ethnologische Beweiskraft. Noch jetzt macht das Brahmanenthum massenhaft Proselyten: ganze Stämme indischer Aboriginer nehmen brahmanische Religion und arische Sprache an und erhalten dafür fingirte Stammbäume geliefert. Eine Zeit lang haben die neuen Hindugeschlechter um ihre Anerkennung zu kämpfen, bald aber ist ihr Ursprung vergessen. So war es sicherlich vor Zeiten auch mit den Bengalen gegangen.

bis zu den Gangesmündungen im Munde der Mischrassen und selbst völlig unarischer Stämme Dialekte arischer Herkunft. Es kann also gar nicht überraschen, daß auch den Gottheiten der Abogiriner arische Namen aufgepfropft sind. Die Mischlinge haben sich nicht sprachlich, wohl aber geistig und moralisch immer mehr dem alt-arischen Wesen entfremdet und den diesem so ganz heterogenen sinnlosen Götzendienst, die inhaltlosen Gebräuche ihrer Ahnen von der schwarzen Seite angenommen.

Der richtige gute Benares-Pandit aus der alten Schule ist zurückhaltenden Wesens und kümmert sich wenig um europäische Dinge im Allgemeinen und um seine europäischen Mitforscher; er verachtet die Arbeiten der letzteren und verlacht, was er von abendländischer Methode und Kritik zu hören bekommt. Diese beiden Brennpunkte der Wissenschaft leuchten nicht für den Pandit. Was wir heutigen Tages wissen von der geschichtlichen Entwickelung, dem geschichtlichen Zusammenhang der verschiedenen Zweige der indischen Alterthumswissenschaft, hat europäische Arbeit ans Licht gefördert. Dagegen beherrscht der Pandit in einer der noch heute in Indien gepflegten Disciplinen, Philosophie, Grammatik, Rechtswissenschaft, Poetik, Rhetorik, Medizin, Astronomie und Astrologie, das Thatsächliche mit einer Meisterschaft, wie sie eben nur von einem Specialisten erreicht werden kann, der von Jugend auf sich mit nichts Anderem beschäftigt, als mit einem ganz eng begrenzten Gebiete. Darum ist der Unterricht solcher Pandits, die im Uebrigen von einer wahrhaft unglaublichen Unwissenheit in allen menschlichen Dingen sind, von unschätzbarer Bedeutung für den europäischen Gelehrten, der kritisch geschult ist und Thatsächliches von dem Pandit entgegennimmt, aber dessen — wenn ich überhaupt das Wort in diesem Zusammenhange gebrauchen darf — historische Theorien einfach ad acta legt. Wer seine Studien bei einem Pandit beginnt, wird fast immer für die Wissenschaft verloren sein.

Es ist nicht ganz leicht, eine allgemeine Schilderung von den Pandits zu entwerfen, da die Individualität bei ihnen ein nahezu ebenso maßgebender Faktor ist, als in der übrigen Welt; doch wird sich noch eine Reihe weiterer genereller Züge nennen lassen. Im Großen und Ganzen hat der Pandit keine eigentliche Religion, sondern eine Philosophie; er glaubt wie jeder gebildete Hindu an das System des Vedanta, das sich in Kürze so darstellen läßt: Das Brahman, das große Eine, die ewige unendliche Kraft, durch welche, aus welcher und in welcher das Weltall ist, Götter, Menschen, Thiere, Pflanzen und Lebloses, hat an sich weder Formen, noch Unterschiede, noch Qualitäten. Alle Verschiedenheit, der ganze Weltenschein mit seinen zahllosen Gestaltungen, ist ein Werk der Maya, des angeborenen Wahnes, der das Unreale für real hält und das Reale nicht erfaßt. Diese Maya wird vernichtet durch „das Wissen", vermöge dessen man erkennt, daß das eigene Selbst, d. h. das innerste Selbst, in Wahrheit nichts Anderes ist als das Brahman, nicht ein Theil desselben, sondern das ganze untheilbare Brahman; mit einem Worte, vermöge dessen man sich als die Welt erkennt und die Welt als sich. Mit dieser Erkenntniß ist die Befreiung gewonnen; der Schleier, welcher die absolute Identität des Brahman und des scheinbar Einzelnen verhüllte, ist zerrissen: der qualvolle Kreislauf der Geburten, das Auf und Nieder auf der Stufenleiter der Wesen, das Resultat des guten und bösen Thuns in den verschiedenen Existenzen, ist zu Ende. Dies sind die Grundzüge der Orthodoxie der höheren Brahmanen. In dieser Weise ist das älteste dunkle Lehrbuch des Vedanta-Systems, die Brahma-Sutren, von dem berühmten Philosophen Schankara gedeutet, der gegen 600 n. Chr. gelebt hat. Andere Auslegungen sind im Laufe der Jahrhunderte aufgetreten, in denen dem Brahman ein positiverer Charakter zugeschrieben und das Verhältniß der individuellen Seelen zu demselben etwas anders aufgefaßt wird. Diese anderen Deutungen, unter denen die maßgebendste die des Ramanuja (um 1200 n. Chr.) ist, haben

Anhänger gewonnen und zählen solche noch heute; keine aber spielt annähernd die Rolle in dem geistigen Leben des Brahmanenthums, wie die eben gegebene Auslegung des Schankara. — Im Allgemeinen scheint mir der Pandit zu glauben, daß er die höchste Erkenntniß erreicht und demnach keine neue Existenz nach dem Abschluß dieses Leibeslebens zu erwarten habe. Wenn ich direkt danach fragte, erhielt ich ausweichende Antworten oder gelegentlich die bescheidene Andeutung, daß wohl noch eine Wiedergeburt möglich sei, aber eine Wiedergeburt in göttlicher Würde, z. B. in der Person des Indra. Auf meine Frage, ob denn im entscheidenden Augenblicke der Posten des Indra frei sein und der gegenwärtige Indra gerade seine Existenz zum Aufstieg oder Abstieg wechseln werde, um dem Pandit Platz zu machen, wurde mir erwidert: „Es braucht ja nicht der Indra in diesem Weltsystem zu sein, sondern der Indra in irgend einer der unzähligen anderen Welten." Sie glauben, daß die Götter größere Chancen haben, die höchste Erkenntniß und damit, wenn ihre Zeit um ist, die Befreiung zu erreichen; doch können auch sie wieder abwärts steigen. Ein am Government College angestellter Pandit war auf den glücklichen Einfall gekommen, sich plötzlich für einen „bei Lebzeiten Befreiten" (jîvanmukta) auszugeben; doch beeinflußte das sein Leben und Treiben nicht im Geringsten, er lehrte ruhig weiter und bezog nach wie vor sein Gehalt. Die anderen Pandits waren eifersüchtig und erkannten die neue Würde ihres Kollegen nicht an; mich aber wunderte eigentlich, daß jener Mann nicht den Anstoß dazu gegeben, daß die ganze Panditschaft von Benares auf einmal „bei Lebzeiten befreit" war. Der Glaube an die Metempsychose, die allen indischen Philosophemen ein Axiom ist und in dem Lande, das an Allem sonst gezweifelt hat, nur von dem krassen Materialismus (den Carvakas) bezweifelt worden ist, geht dem Abendländer gegen die Natur. Versucht man aber ganz unparteiisch zu urtheilen, so ist derselbe genau so berechtigt, wie die Lehre der Religionen von der einstigen Vergeltung. Beide Ideen beruhen auf

dem instinktiven Gefühl, daß man die maßlose Ungleichheit der Vertheilung von Freude und Schmerz, von Glück und Elend in dieser Welt nicht als einen blinden Zufall und eine einfache Thatsache hinnehmen dürfe; der Gedanke einer Ausgleichung erscheint als eine moralische Nothwendigkeit. Die Religionen suchen diese Ausgleichung in der Zukunft, das Brahmanenthum sieht sie in der Gegenwart, die für dasselbe nichts Anderes ist, als das Produkt des guten und bösen Thuns der Individuen in den früheren Existenzen. So lange die Pandits sind und denken wie heute, muß jeder Versuch, sie zum Christenthum zu bekehren, erfolglos bleiben; sie sehen in den Grundlehren desselben nichts als logische Fehler und spotten über den Gedanken, daß Christus die Sünde der Menschheit auf sich genommen und für sie gebüßt habe. Der Grundsatz, daß Jeder die Früchte seines Thuns bis auf den letzten Rest zu genießen habe, sei es auch erst in der tausendsten Wiedergeburt, und daß absolut jedes, auch das kleinste Werk seine Frucht tragen müsse, wofern nicht die „unsichtbare Kraft“ der früheren Werke durch die erlösende Erkenntniß vernichtet wird, gilt ihnen mit derselben Nothwendigkeit, wie der Satz, daß zwei mal zwei vier ist.

Die Pandits sind vollständig unfähig, sich abendländischem Denken anzubequemen; der Europäer, der mit ihnen arbeitet, muß sich einfach in indische Denk- und Lehrweise finden. Mir ist es begegnet, daß ein Pandit höchst ärgerlich ausrief, als ich Fragen an ihn richtete, die über seinen philosophischen Gedankenkreis hinausgingen: „Ich habe schon zwei Sahibs vor Euch gelehrt, und deren Gedanken sind immer denselben Weg gegangen wie die meinigen; Ihr dagegen stellt Fragen, daß meine Gelehrsamkeit zu Boden fällt. Ich muß daraus doch schließen, daß Ihr dümmer seid als jene.“ Die Arbeit mit den Leuten ist so schwierig, wie ich sie mir vorher nicht gedacht hatte, zumal wenn es sich, wie es bei mir der Fall war, um philosophische Aufgaben handelt. Es ist die höchste geistige Anspannung erforderlich und eine Unterbrechung derselben fast

ausgeschlossen; es gilt Begriffe zu erfassen, welche sich gar nicht in abendländische Sprachen übersetzen lassen, Dinge zu verstehen, die nie in Europa gedacht sind, Kombinationen zu erfassen, die nur in Indien möglich waren. Und dabei empfindet der Pandit nicht im mindesten — und je gelehrter er ist, desto weniger — was dem Europäer schwer und was ihm leicht verständlich sein muß: die einfachsten Dinge können ausführlich, die schwierigsten en passant erörtert werden. Man hat nicht nur dem Manne zu folgen, sondern ihn auch auf Schritt und Tritt zu kontrolliren. Und dazu kommt, daß die Pandits mit wahrhaft verschwindenden Ausnahmen nicht ihre Unwissenheit eingestehen; man kann in philosophischen Texten an einen Satz gelangen, der dem Pandit vollständig unklar ist: er beginnt zu reden und zu erklären, man strengt seine ganze Aufmerksamkeit an, schreibt nach, schüttelt den Kopf und merkt zuweilen nach Ablauf einer oder zweier Stunden, daß der Lehrer von dem Gegenstande, den er erörterte, keine Ahnung hatte. Und dabei heißt es geduldig bleiben. Eine unsägliche Plage für den Europäer ist ferner das negative Element, das in der Geschichte des indischen Denkens so bedeutungsvoll ist, ja dem ganzen Volke seine Signatur gegeben hat. Ich erkundige mich nach der Bedeutung eines Begriffes; der Pandit sagt mir alles Mögliche, was derselbe *nicht ist*, und sieht mich ganz erstaunt an, wenn ich nach allem dem wissen will, was er ist. Als ich mich einmal vergeblich bemühte, aus einem langen Kompositum, das aus vielleicht sechs oder zehn Worten bestand und so und so viele Negationen enthielt, einen positiven Kern herauszuschälen, sagte ich schließlich ärgerlich, für Indien wäre ein Gesetz nöthig, das den Gebrauch des Wortes abhâva „Nichtsein" mit hundert Stockprügeln bestrafte. Der Pandit lächelte und sagte, das seien genau die Worte eines ihrer Dichter; aber „die Sprache der Wissenschaft sei nun einmal so." Erst nach langen Mühen konnte ich meine Pandits bestimmen, sich möglichst weltlich auszudrücken und ihre Beispiele nicht aus der fingirten Welt der

Götter und Dämonen, sondern aus dem täglichen Leben zu entnehmen.

Alle diese größeren und kleineren Leiden, welche die Arbeit mit den Pandits in sich schließt, sind in den kühleren Monaten kaum nennenswerth. Wenn aber dann im März die erstickenden Gluthwinde zu wehen beginnen, wenn man mit allen künstlichen Mitteln die Temperatur in seiner Arbeitsstube nur auf 30° R. herunterbringen kann, wenn die Fieber kommen, die Kräfte durch Krankheit geschwächt sind, so daß man nach einigen Stunden Arbeit nicht nur geistig, sondern auch an den Gliedmaßen gelähmt sich zu seinem Bette hinführen lassen muß, und die Besorgniß, innerhalb der zugemessenen Zeit nicht die gesteckten Ziele erreichen zu können, eine nervöse Hast erzeugt, dann ist die Eigenart der Pandits eine Geduldsprobe, welche der Leser gewiß zu würdigen wissen wird.

Wenn schon die Hindus von Benares im Allgemeinen strikter in der Beobachtung des Kastengesetzes sind, als im übrigen Indien, gilt dies ganz besonders von den Pandits. Im Westen von Indien hat einmal ein Pandit mit mir auf meiner Stube Früchte gegessen und ein anderer in seiner Wohnung eine Tasse Thee mit mir getrunken; in Benares wäre das ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Brahmane würde dort eher Diebstahl, Brandstiftung, Mord begehen, als aus demselben Glase Wasser trinken, aus dem ich getrunken; es könnte lediglich keine größere Schande für ihn geben. Er mag, nachdem er zehn Jahre im Zuchthaus gesessen, zu seinen Verwandten zurückkehren, und sie werden ihn willkommen heißen; aber wenn er mit mir gegessen oder getrunken, würde Weib und Kind ihn als einen Auswürfling meiden. Die Pandits, welche einen Europäer besuchen, wechseln nachher zu Hause ihre Kleidung; man reicht ihnen beim Kommen und Gehen nicht die Hand und achtet auch sonst darauf, daß man ihnen nicht zu nahe sitzt. Bei der gemeinsamen Arbeit erwachsen mancherlei Unbequemlichkeiten aus diesen Vorurtheilen. Wenn man bei der

Durcharbeitung eines Textes beispielsweise auf eine einzige Handschrift angewiesen ist, macht der Pandit allerhand Manöver, um das gleichzeitige Einsehen zu verhindern; ist dasselbe schließlich durchaus unumgänglich, so rückt er wohl heran, hält sich aber beim Reden die Hand fest vor den Mund, „damit keine Vermischung des Hauches stattfinde". Citate aus der alten, heiligen, für offenbart geltenden Literatur darf der Pandit nicht in Gegenwart eines „Unreinen" aussprechen; er erklärt sie und umschreibt sie, aber er liest nicht den Satz, wie er dasteht. Eines Morgens arbeitete ich mit dem hochgelehrten und in ganz Indien wohlbekannten Pandit Rammischra, der mir zu helfen pflegte, wenn die Weisheit der anderen Pandits zu Ende war; wir stoßen auf eine Schriftstelle, und Rammischra spricht sie langsam mit einer Pause hinter jedem Worte aus. Ich lege erstaunt die Feder nieder: „Pandit, was habt Ihr gethan! Ihr habt ein heiliges Citat vor meinen Ohren ausgesprochen!" „„Nein, das habe ich nicht gethan,"" erwiderte der Mann lächelnd, „„habt Ihr nicht bemerkt, daß ich jedes Wort einzeln hervorgebracht habe?"" Durch ein solches Zerhacken wird das heilige Fluidum, das in jenen Büchern wohnt, neutralisirt: ein hübscher Beweis brahmanischer Spitzfindigkeit. — Nach mancherlei Anzeichen hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß meine speciellen Lehrmeister, der feurige Bhagavatacarya und der sanfte, leider inzwischen dahingeschiedene Mohanlal, welche Tag aus Tag ein zu mir kamen, im Laufe der Zeit eine gewisse Zuneigung zu mir gewannen; sie erwiesen mir allerhand außerordentliche Gefälligkeiten und saßen, während ich eine schwere klimatische Krankheit zu bestehen hatte, an meinem Schmerzenslager, wie Freunde zu thun pflegen; aber äußerlich war ich ihnen, als ich Benares verließ, auch nicht um einen Schritt näher getreten.

Die Pandits empfangen ungern den Besuch eines Europäers in ihrem Hause, einestheils wohl weil sie eine „Verunreinigung" desselben befürchten, anderntheils, weil sie in ihren

engen Verhältnissen nicht gut darauf eingerichtet sind. Besuchen sie den Europäer, so schicken sie ihre Visitenkarte hinein, d. h. einen Fetzen möglichst schlechten Papiers, auf den sie ihren Namen geschrieben; zuweilen ein förmliches Audienzgesuch. In meiner Sammlung solcher Originalitäten befindet sich ein Sanskritvers, der in getreuer Uebersetzung also lautet: „Herrlicher Gebieter, mit dem Wunsche, Eure beiden Lotusfüße zu schauen, steht am Thore ein Mann Namens Gopalapathaka."

Die Ausdrucksweise der Leute wird, je höflicher sie sind, desto komischer. Mein guter Mohanlal, der mich „ein Meer von Nachsicht" und ähnlich nannte, wurde eines Tages von seinen Freunden gedrängt, sich an der alljährlich üblichen achttägigen Wallfahrt um Benares herum zu betheiligen; er kommt und bittet mich, ihm — nicht Urlaub, nein — den Befehl zur Wallfahrt zu geben. Ich hatte keine Zeit zu verlieren und konnte die Hülfe des Pandits nicht entbehren; ich entgegnete ihm also lachend: „Nein, lieber Pandit, den Befehl zu wallfahren bekommt Ihr nicht." Und er bekam ihn wirklich nicht, so viel er mir auch vorstellte, daß es eigentlich unumgänglich nothwendig für ihn sei, diesen Befehl zu erhalten. Anstatt „bitte, thut das" sagt man: „thut das aus Mitleid." Wenn man einen Pandit nach seinem Befinden fragt, kann man die Antwort bekommen: „Weil der erhabene Herr mich bemitleidet, geht es mir gut." Altmodische Pandits überreichen bei dem ersten Besuch dem Sahib eine Kokosnuß oder eine Handvoll Fruchtkörner; eines der letzteren erbricht und zerkaut man, wenn man sich besonders leutselig zeigen will.

Die Kenntniß der Pandits vom Abendlande ist im Allgemeinen eine überaus geringe. Ueber unsere kaiserliche Familie und den Fürsten Bismarck sind so lächerliche Fragen an mich gerichtet worden, daß ich sie gar nicht wiederholen kann. „Versteht Bismarck Sanskrit?" war eine der häufigsten. „„Nein, er hat Wichtigeres zu thun."" „Aber er könnte doch Liebe zur Wissenschaft haben," erwiderten wohl die Pandits, verletzt dadurch, daß man irgend etwas für wichtiger halten kann, als

Sanskrit zu lernen. Ein Pandit zeigte einmal auf einen schwarzen Pudel und fragte: „In welchem Lande Yuropdescha's (Europas) ist dieser Hund geboren?“ „„In Anglabhumi (England), glaube ich.““ „Werden auch in Jarmandescha (Deutschland) solche Hunde geboren?“ und dergl. Doch ich fürchte mich zu sehr in Einzelheiten zu verlieren und will hier nur noch eine Geschichte erzählen, welche einen hübschen Beleg für das ausnahmsweise Gegentheil abgibt und zeigt, daß auch der Pandit europäische Zustände zu beobachten weiß. Freilich handelt es sich auch um meinen klugen Bhagavatacarya. Ich sprach mit ihm über Allahabad; er kannte den Ort; denn er war mehrfach dorthin gefahren, um zu baden. „Wie kann ein Mann von Eurem Verstande, Pandit, nur glauben, damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun?“ Ich erhielt eine ausweichende Antwort: „„Es ist nicht das Einzige, was man für sein Seelenheil thun kann; aber es ist eben eins unter den verdienstlichen Werken.““ Ich suchte ihm die Absurdität von seinem philosophischen Standpunkte aus vor Augen zu führen. Da platzte er lächelnd heraus: „Denkt Euch in die Lage eines Familienvaters hinein, der das baptism-âkhyaṁ karma (die Ceremonie, welche [auf Englisch] baptism heißt) vollziehen läßt; gebt zu, daß Ihr die Handlung aus äußeren Rücksichten, um der Verhältnisse, der Verwandten u. s. w. willen begeht; und ich will zugeben, daß ich genau aus denselben Rücksichten nach Prayaga (Allahabad) gehe, um zu baden.“ Ich drohte dem Mann mit dem Finger.

Wenn man so ganz unter den eingeborenen Gelehrten lebt, drängen sich unwillkürlich Vergleiche mit den Kollegen daheim auf, und man wundert sich, trotz aller Verschiedenheit doch so manche Uebereinstimmungen hüben und drüben zu finden, namentlich in den Schwächen. Vor allen Dingen wäre hier der Gelehrtenhochmuth zu nennen, der überall nur gar zu leicht durch die Enge des Gesichtskreises und die Beschäftigung mit einer Specialität gezeitigt wird; nur daß er in Indien mit ungeschminkterer und zum Theil wahrhaft erfrischender Natür-

lichkeit auftritt. Ich pflegte die mich besuchenden Pandits mit verbindlichen Wendungen zu empfangen, wie: „Euer Besuch, trefflichster der Pandits, ist eine große Gefälligkeit." „„Das ist er,"" wurde mir einmal geantwortet. Wie viel einfacher und bequemer wird der Verkehr durch diese rührende Offenheit, als wenn bei uns sich ein noch viel größerer Hochmuth hinter affektirter Bescheidenheit verbirgt! Man wird mir verzeihen, daß ich noch ein paar weitere kleine Parallelen zwischen Ost und West hinzuzufügen wage: der Pandit ist ängstlicher Natur und weicht in der Nähe eines Pferdes oder einer Waffe scheu zurück*); er neigt zu Erkältungen, hat oftmals den Schnupfen und läßt sich nur Sonntags rasiren.

Auf den Titelblättern ihrer kleinen Publikationen lieben es die Pandits, sich eine Menge selbstgeschaffener Ehren und Würden zu verleihen. Das Originellste, was mir in dieser Hinsicht vorgekommen ist, hat ein unbedeutender Mann geleistet, P. Ambikadatta Vyasa Sahityacharya, der auf einem Traktätchen seinem volltönenden Namen nicht weniger als zwanzig Zeilen ehrender Epitheta hinzufügte, darunter das eines Maker of one hundred Slokes within twenty-four minutes „eines (ex tempore) Verfassers von hundert Doppelversen innerhalb vierundzwanzig Minuten". Ein Seitenstück zu dieser Ausgeburt kindischer Eitelkeit ist die allgemein verbreitete Sitte, gelehrte Publikationen mit Abbildungen zu illustriren, wie sie gerade erreichbar sind, d. h. mit solchen, die völlig außer Zusammenhang mit dem behandelten Gegenstand stehen; z. B. eine philosophische Schrift mit einem Dampfer, einer Pferdeauktion, einer Kuh, zwei boxenden Knaben u. s. w. Fragt man den Verfasser, warum diese Illustrationen beigegeben sind, so erhält man ausnahmslos die Antwort: darçanārtham „zum Ansehen".

Der Pandit pflegt nicht englisch zu lernen und am seltensten in Benares; thut er es, so erweitert sich sein Gesichtskreis, und

*) „Denn überall sieht man, daß die Brahmanen furchtlos sind, auch wenn Gründe zur Furcht vorliegen," sagt ein berühmter einheimischer Gewährsmann (Çankara zur Taittiriya-Upanishad 2. 7).

seine Gelehrsamkeit leidet meistens darunter: er hört auf, ein richtiger Pandit zu sein. Ich glaube kaum, daß zehn Pandits in Benares ein wenig englisch radebrechen können, vielleicht nicht sechs. Im Verkehr mit diesen Leuten ist der europäische Indianist durchaus auf das Sanskrit angewiesen, eine todte Gelehrtensprache, aber doch nicht todt in dem Sinne, den wir in Europa mit dem Worte verbinden. Die alte Sprache wird dort künstlich erlernt, aber schon in früher Jugend erlernt und unabläßig getrieben, so daß ein herangewachsener junger Brahmane den Gebrauch des Sanskrit nicht mehr als etwas Fremdartiges empfindet. In Benares sprechen und schreiben etwa 5000 Menschen Sanskrit zu allen wissenschaftlichen Zwecken — und nicht bloß dann — mit einer Fertigkeit, wie die besten Sanskritisten in Europa nicht im Stande sind, die Sprache zu handhaben; freilich legt man bei uns mit Recht auf die Fähigkeit des praktischen Gebrauches wenig Gewicht; und doch hat dieser praktische Gebrauch etwas Bestechendes, wenigstens habe ich mit Staunen die ungeheure Fertigkeit der besten Pandits bewundert und mich herzlich gefreut, wenn ich Kinder von zehn bis zwölf Jahren niedlich Sanskrit habe parliren hören.

Man hat den Gebrauch des Sanskrit in Indien mit dem des Lateinischen bei uns verglichen, und obwohl die Zwecke, zu denen die zwei Sprachen verwendet werden, die gleichen sind, kann man die beiden doch nicht auf dieselbe Linie stellen. Das Lateinische ist in Deutschland etwas Fremdartiges, von außen Hereingetragenes, das Sanskrit in Indien etwas Nationales, die Sprache, in der Alles geschrieben ist, was den Leuten dort heilig, groß und schön erscheint. Das Lateinische, wie es bei uns im Mittelalter geschrieben und gesprochen wurde, wie es heute auf unseren Universitäten geschrieben und gesprochen wird, hat dazu etwas Geschraubtes, Unnatürliches, Steifes; im Sanskrit wirkt ein frischeres Leben; es spricht sich mit größerer Natürlichkeit und ist bequemer auf moderne Verhältnisse und die Dinge des täglichen Lebens anzuwenden. Man

redet ohne jede Unbequemlichkeit und ohne gezwungene Umschreibungen, wie sie das Lateinische erfordert, auf Sanskrit über die augenblickliche politische Lage, über Eisenbahnen, Wechsel, Bleistifte, Pincenez's, Cigarren. Die Erlernung der Sprache ist schwierig, da der Formen- und Wortreichthum noch sehr viel größer als im Altgriechischen ist. Ich hatte vor meiner Indienfahrt die Hauptthätigkeit von zwölf arbeitsamen Jahren auf das Sanskrit verwendet und in den verschiedenen indischen Städten, welche ich auf meinem Wege nach Benares passirte, nach Kräften die Gelegenheit zu praktischen Vorübungen wahrgenommen. Und doch langte ich in der heiligen Stadt mit einer mäßigen Fertigkeit an und bedurfte einiger Wochen, bis das Gefühl der Unbeholfenheit beim Sanskritsprechen verschwand; einen verwirrenden Einfluß hat dazu im Anfang die Nothwendigkeit, mit den Dienern und dem Volk Hindustani und mit der Gesellschaft natürlich englisch zu sprechen.

Wenn ich das Glück gehabt habe, bei den Pandits rasch Eingang zu finden und für die Erlernung eines der ältesten und sowohl für die Geschichte des indischen Geistes als auch vom allgemein menschlichen Standpunkte bedeutendsten Systeme, der Sankhya-Philosophie, so vortreffliche Lehrer zu bekommen, wie sie eben nur in Benares und auch dort nur unter den günstigsten Konstellationen zu bekommen sind, so verdanke ich das ausschließlich den gütigen Bemühungen und dem autoritativen Einflusse meines verehrten Freundes und Landsmannes, eines der ersten Fachgelehrten auf dem Gebiete des Indischen, des Herrn Dr. Georg Thibaut, welcher eine lange Reihe von Jahren in Benares das Amt eines Vorstehers (Principal) der hohen Regierungsschule (Government College) bekleidete, kürzlich jedoch an das Muir College nach Allahabad übergesiedelt ist. Die Anstalt in Benares, im Uebrigen nach dem Muster aller ähnlichen in Indien eingerichtet, enthält ein Sanskrit-Department, in welchem Pandits nach einheimischer Lehrweise einheimische Gelehrsamkeit vortragen. Dies ist das einzige In-

stitut der Art, welches die englische Regierung in Indien unterhält; nirgends sonst unterstützt dieselbe das Gelehrtenthum der Eingeborenen. Nur in Benares kann ein wirklicher Pandit (ein nicht-europäisch gebildeter Kenner und Lehrer des Sanskrit) eine bescheidene Carriere im Staatsdienste machen. Es existiren dort etwa zwölf Stellen für Pandits, welche mit 60 bis 200 Rupien monatlich dotirt sind. Lehrer und Schüler sitzen auf dem Erdboden mit untergeschlagenen Beinen, die letzteren um ihren Meister in Hufeisenform; zwei bis drei Pandits pflegen in einem Raum zu dociren. Jeder Besucher wird den guten Geist, das ernste Streben der jungen lernbegierigen Hindus dort mit warmen Worten anerkennen müssen. So oft ich dem Unterricht beiwohnte, wurde ein europäischer Stuhl für mich neben den Platz der Pandits gestellt, die mich beständig anredeten, um irgend etwas zu erklären, auch wohl aufforderten, selbst die Schüler zu fragen, wenn ich Lust hätte. Loben läßt sich der Pandit gern und nimmt geschmeichelt den Ausdruck der „hohen Zufriedenheit" entgegen, welche man ihm am Schluß der Stunde gewohnheitsmäßig ausspricht.

Neben diesem von der Regierung gehaltenen Sanskrit-College, das die Pandits râjakîyâ pâṭhaçâlâ (königliches Lesehaus) nennen, existiren in der Stadt noch zwei derartige, aber unabhängige Anstalten, in welchen wie in jener nach dem altindischen System gelehrt und gelernt wird. Der Zuschnitt dieser Schulen, von deren Existenz unter Hunderten europäischer Besucher von Benares kaum einer etwas erfährt, ist fast noch mehr indisch als in dem Sanskrit-Department des Government College; die eine derselben wird von dem Raja von Durbhanga, die andere von dem Maharaja von Kaschmir unterhalten. Im Januar 1886 machten mir zwei Studenten, Bengalis, aus der Pâṭhaçâlâ des erstgenannten Fürsten einen Besuch; sie hatten in den einheimischen Zeitungen von meinem Aufenthalt gelesen und führten sich mit der Sanskritphrase ein: „Durch Euren Anblick haben wir unser Ziel erreicht."

Ich benutzte mit Freuden die Gelegenheit, mich durch die Vermittelung dieser beiden jungen Leute in ihr College einführen zu lassen. An dem festgesetzten Morgen wurde ich von ihnen mit in Indien ungewöhnlicher Pünktlichkeit abgeholt — sonst werden Verabredungen von Eingeborenen fast nie eingehalten — und wir fuhren zunächst so weit, als fahrbare Straßen in der Richtung gingen; dann schritten wir zu Fuß weiter durch die schon beschriebenen engen Gassen, bis wir vor einem massiven dreistöckigen Gebäude anlangten, welches aus übereinander liegenden, einen offenen Lichthof umgebenden Kreuzgängen bestand, in denen Lehrer und Schüler saßen. Man wird in Indien in kurzer Zeit prätentiös, und so überraschte es mich schon nicht mehr, daß der Unterricht überall sofort bei meinem Erscheinen eingestellt wurde: ich ging bei allen theilweise sehr angesehenen Pandits herum und unterhielt mich mit ihnen in stereotyper Weise. In einer Abtheilung parterre, in welcher die Anfangsgründe einheimischer Grammatik gelehrt wurden, stand in der Ecke eine lebendige Kuh und ein ditto Kalb — wie mich meine Führer bedeuteten: „um den Platz rein zu erhalten!" d. h. „rein" natürlich im religiösen Sinne, aber ich konnte nur mit Mühe ein Lächeln bei dem Gedanken unterdrücken, wie wenig man nach unsern Begriffen meinen würde, eine menschliche Wohnung durch Stationirung von Kühen rein zu erhalten. In gleicher Weise inspicirte ich dann noch das nicht weitab gelegene College des Maharaja von Kaschmir, in dem mehr unter freiem Himmel gelehrt wird. In jeder dieser beiden Schulen und ebenso in dem Sanskrit-College der Regierung lernen vier- bis fünfhundert Zöglinge; weitaus die meisten Sanskrit-Studenten jedoch, die vielfach von auswärts für mehrere Jahre nach Benares kommen, treiben ihre Studien bei Pandits in deren Häusern; sie sitzen dort — wie ich oftmals Gelegenheit hatte zu sehen — vor ihrem Lehrer in derselben Weise wie in den öffentlichen Anstalten und lernen dasselbe, zahlen aber kein Honorar, sondern machen nur nach Beendigung ihrer Studienzeit

dem Pandit ein mäßiges Geschenk. Der letztere ist ebenso zuhörerstolz wie unsere Universitätslehrer.

Schon am Abend desselben Tages, an welchem ich die genannten Schulen besucht, kam ein Pandit aus der des Raja von Durbhanga mit einem Sanskrit-Gedicht zu mir, das er in der ersten Freude auf mich verfaßt hatte: er wünschte mir in demselben u. a., daß „meine Schönheit nicht vergehen und meine liebliche Rede unsterblich sein möge".

Die Frage: wovon lebt der Pandit? habe ich mir oft aufgeworfen, kann sie aber nicht genügend beantworten; darüber Klarheit zu gewinnen, ist in der That ebenso schwer, als bei der großen Mehrzahl der deutschen Privatdocenten. Die Pandits haben nur zum allergeringsten Theil Privatvermögen oder eine Stellung an einer der öffentlichen Anstalten; die Einkünfte ihrer literarischen Thätigkeit oder ihres privaten Unterrichts sind so geringfügig, daß sie kaum in Betracht kommen. Und sie leben doch: sehr bescheiden und genügsam allerdings, aber trotzdem meist mit einem gewissen Dekorum. Ich kann nur eine einzige allgemeine Einnahmequelle nennen, welche jedoch schwerlich ausreicht, alle hungernden Panditmägen zu füllen. Die wohlhabenden orthodoxen Hindus halten es nämlich für eine verdienstvolle Handlung und eine Art moralischer Pflicht, die Pandits zu unterstützen: besonders werden bei festlichen Gelegenheiten Geschenke, Kleider und baar Geld an dieselben vertheilt. Auswärtige Rajas, deren viele ein eigenes Haus in Benares haben, pflegen bei ihren Besuchen in der heiligen Stadt in der Weise, wie es vor mehr als zwei Jahrtausenden üblich war, Dutzende, ja Hunderte von Pandits zu berufen, die dann über philosophische Gegenstände zu disputiren haben und beschenkt entlassen werden. Solche Konvokationen werden noch heute mit dem alten Namen sabhā bezeichnet; mir ist es trotz undenklicher Bemühungen nicht gelungen, zu einer derselben zugelassen zu werden. Die Annahme derartiger Geschenke hat für den Pandit nichts Delikates; er betrachtet dieselben vielmehr als

eine schuldige Ehrerweisung. Doch darf ich in dem Zusammenhange nicht unterlassen, zu erwähnen, daß ich Mühe hatte, meine beiden trefflichen Pandits, welche mir Jahr und Tag soviel Zeit und Kraft gewidmet, zur Annahme eines äußeren Entgelts zu bestimmen, und daß der Zahlungstag ihnen jedesmal eine Verlegenheit bereitete, welche Söhnen Indiens zu doppelter Ehre gereicht. An häuslichen Sorgen fehlt es den Pandits natürlich nicht, und die kleineren werden wohl von ihnen mit einer Ernsthaftigkeit behandelt, welche für uns etwas Belustigendes hat. Ich gedenke mit dem größten Vergnügen eines Vorgangs, den ich in dem Hause eines namhaften, am Government College angestellten Pandits erlebte; doch fürchte ich die unwiderstehliche Komik desselben nicht in genügender Weise wiedergeben zu können.

Der Pandit war beim Reiskauf betrogen; das Gewicht sollte ein nennenswerthes Defizit aufweisen. In der Erzählung seines Mißgeschicks ereiferte sich nun der gelehrte Mann unglaublich, ging in die kleinsten Einzelheiten ein und ließ sich die Wahrheit auf Schritt und Tritt von seinen anwesenden Schülern bestätigen. Die Polizei war, wie gewöhnlich, von den betrügerischen Verkäufern bestochen und hatte eine Untersuchung der Angelegenheit abgelehnt, jedoch heimlich bei dem Pandit anfragen lassen, wie viel er zu geben bereit sei, wenn sie für ihn Partei nähme. Schließlich hatten die Händler dem Pandit eine Tracht Prügel angedroht. Alles das wurde mir wie einem Richter zu Protokoll gegeben; und dazu wurden die Reissäcke geöffnet, damit ich den falsch gewogenen Reis auch sehen könnte. Dieses letztere schien den Leuten sehr wesentlich zu sein. Die Nachbarschaft strömte zusammen, um mir unter Getöse zu bestätigen, daß sie Alle schon von ebendenselben Reishändlern betrogen seien. Ich begann mich in die mir beigelegte Würde zu finden, als mir die beiden Händler vorgeführt wurden: der eine ostentative Gleichgültigkeit zur Schau tragend, der andere am ganzen Körper zitternd. Jetzt trat der Hauptbelastungszeuge auf, ein etwa zwölfjähriger Junge, welcher mit großem Geschrei

die beiden Männer als diejenigen rekognoscirte, die seinen Vater einmal in gleicher Weise betrogen hätten. Während er auf Hindustani die Geschichte herunterbrüllte, schrie der Pandit auf mich ein: „Hört, hört, der Knabe redet die Wahrheit; er ist ein Brahmanensohn; er hat schon den Veda gelesen. Welcher Schakha (Recension des Veda) folgst Du?" „Der Madhyandina-Schakha." „Hört, er ist ein Madhyandiniya, ein wundervoller, ausgezeichneter Knabe." Und so entstand ein Durcheinander von Reis, Vedaschulen, falschem Gewicht, Brahmanengeschlechtern, bestochener Polizei, daß ich ernstlich besorgte, meine Lachmuskeln nicht mehr im Zaum halten zu können. Etwas mußte von meiner Seite geschehen; denn diese echt orientalischen Zustände, in deren Mitte ich als Hauptperson malgré moi nun einmal versetzt war, wurden mir mit jedem Augenblick interessanter; die Erklärung meiner völligen Unfähigkeit, helfend einzuschreiten, hätte den naturgemäßen Verlauf des Vorgangs unterbrochen und mich eines seltenen Genusses beraubt: ich setzte mir also eine Amtsmiene auf, ließ mir einen der Reissäcke noch einmal aufbinden, wühlte in dem Corpus delicti herum und forderte die beiden Händler einzeln vor mein Angesicht, um sie möglichst durchdringend zu betrachten. Damit glaubte ich genug gethan zu haben. Die Reisverkäufer hatten die ganze Zeit über kein Wort gesprochen; aber kaum waren sie unten im Hofe, als sie ein fürchterliches Geschrei erhoben: jetzt könne der Pandit, weil er dem Sahib die Geschichte erzählt habe, ganz gewiß darauf rechnen, seine Prügel zu bekommen. „Hört," rief nun der Pandit außer sich, „Schläge soll ich essen,*) ich, ein Diener der Regierung! Leben wir in den Zeiten Aurungzebs? Ist dies das Land des Nizam oder ist es englisches Land? Wenn ich mein Recht nicht bekomme, reiche ich meine Entlassung ein und verlasse Kaschi (der heilige und gelehrte Name für Benares)." Ich hatte nicht genug gethan. Der Pandit wußte, daß ich

*) In Indien ißt man Schläge (hindust. mâr-khânâ) und trinkt Cigarren.

mit dem englischen Beamten befreundet war, unter dessen Jurisdiktion derartige Fälle kommen mußten, und ersuchte mich, bei ihm sein Recht zu vertreten. Darauf war von vornherein Alles berechnet gewesen. Der von den Reisverkäufern geübte Betrug war so offenkundig, daß ich zusagte. Zum Lohne dafür wurde mir von dem Pandit und seinen Schülern versichert, daß ich der wahre Brahmane sei; denn da und dort stände geschrieben, das Herz und die Liebe zur Wahrheit machten den Brahmanen. „Nur“, fügte ein die Konsequenzen ängstlich bedenkender Bengali hinzu, „mit Euch essen dürfen wir nicht.“ Doch wurde mir ein großer Haufen für mich aus Zucker, Mehl und Kokosmilch gebackener Süßigkeiten geschenkt oder vielmehr meinem Sais (Stallknecht) übergeben, der zu festgesetzter Abendstunde mein Reitpferd an das Thor dieses für mich denkwürdigen Hauses gebracht hatte. Damit aber war die Reisgeschichte für mich nicht zu Ende. Zunächst mußte ich mich von meinem englischen Freunde, in dessen Haus ich jener Zeit zu Gaste war, einfach auslachen lassen, als ich ihn für den Pandit und seine Reissäcke zu interessiren suchte; dann wurde ich wochenlang von dem Pandit über den Verlauf des sich ergebenden Processes unterhalten, bis ich von der Angelegenheit nichts mehr hören konnte und meinen Schöpfer pries, als endlich der Pandit glücklich seinen Prozeß verloren hatte, „weil es“ — wie zu seiner schmerzlichen Genugthuung das richterliche Erkenntniß lautete — „nicht anzunehmen sei, daß ein so gelehrter Mann sich habe von zwei ungelehrten Händlern betrügen lassen.“ Der Pandit verließ natürlich Kaschi nicht, wie er gedroht hatte. Ich bemerke ausdrücklich, daß die eben gegebene Schilderung nicht eine freie Behandlung des Vorgangs aus der Erinnerung ist, sondern daß jeder einzelne Zug und jedes gesprochene Wort ohne ausschmückende Zusätze von mir getreu wiedergegeben ist.

Benares ist außerordentlich reich an alten und werthvollen Sanskrit-Handschriften; ich bin überzeugt, daß sich dort im Privatbesitz mehr als hunderttausend befinden, darunter die sel-

tensten, längst vergessenen und verschollenen Werke. Die Erwerbung solcher Schätze, ja selbst das Einsehen derselben, ist für den Europäer mit ungeahnten Schwierigkeiten verknüpft; die Besitzer betrachten alte Manuskripte, insbesondere vedische, als ein Familienheiligthum, das sie nicht nur vor „Unreinen", sondern vielfach auch vor ihren Brüdern in Brahman verborgen halten. Ich weiß von einem Falle, in dem ein Schüler ein seltenes auf ihn vererbtes Manuskript nicht einmal seinem Lehrer zeigen wollte. Die Veräußerung von Handschriften, vornehmlich der Verkauf an Europäer, gilt im Kreise der altmodischen orthodoxen Hindus geradezu für unehrenhaft; mir sind deshalb solche Sachen mehrfach heimlich im Dunkel des Abends und von Leuten gebracht worden, welche ihre Namensnennung verweigerten. Unglaubliche Ausreden werden von Pandits gebraucht, wenn sie ihre Handschriften nicht zeigen wollen; bald sind dieselben verliehen, bald an auswärtige Freunde geschickt, bald ist der Schlüssel zu der Truhe verloren gegangen; zwei Besitzern, welche mir ihre Schätze zu bringen versprochen hatten, stürzte das Haus ein, dessen Trümmer sämmtliche Manuskripte begruben; und dergleichen mehr. Eine der peinlichsten Empfindungen für den europäischen Interessenten ist es, zu wissen, daß allwöchentlich alte Handschriften zu Grunde gehen, dadurch — daß sie als Opfergaben in den heiligen Strom versenkt werden. Unberechenbar viel könnte für die Wissenschaft gewonnen und gerettet werden, wenn die höheren Regierungsbeamten sich mit einigem Interesse dieser Aufgabe annehmen würden; dem Commissioner Sâhib (Regierungspräsidenten) gefällig zu sein, thut der Eingeborene alles Mögliche und opfert einen großen Theil seiner Vorurtheile. Aber die Regierung der Nordwestprovinzen steht, obwohl sich zur Zeit an ihrer Spitze ein Mann von der Begabung und literarischen Größe Sir Alfred Lyall's befindet, der Wissenschaft mit einer Indifferenz gegenüber, welche für den Deutschen etwas geradezu Verblüffendes hat. Wie oft habe ich mir vorgestellt, was eine preußische Regierung in Benares thun

würde, um die dort angesammelten literarischen Schätze vor dem Verkommen und Vermodern zu bewahren! Der Commissioner und Kollektor von Benares sind zwei tüchtige Verwaltungsbeamte, aber ohne jedes wissenschaftliche Interesse und ohne eine Ahnung davon, daß sie sich dort ein monumentum aere perennius errichten könnten. Nun war freilich Dr. Thibaut am Ort, der durch seine Stellung autoritativen Einfluß den Natives gegenüber besaß, wenn auch nicht in dem Maße, wie die beiden genannten Herren; wie aber verwendete die englische Regierung dessen Arbeitskraft, die mir oft Bewunderung abgenöthigt hat! Jede andere Regierung würde sich glücklich schätzen, einen solchen Mann für einen solchen Ort gewonnen zu haben, und ihn nach Kräften zu entlasten suchen, damit er Zeit zur Erfüllung wissenschaftlicher Aufgaben gewinne, für welche nur Wenige befähigt sind; die englische Regierung that genau das Gegentheil: sie überbürdete den arbeitsamen deutschen Gelehrten in einer Weise, wie keiner seiner Kollegen im übrigen Indien belastet ist, mit administrativen Bagatellen, Examinationen, der Verpflichtung, am College englische Literatur und Geschichte, europäische Philosophie, Nationalökonomie u. dergl. in schulmäßiger Weise zu lehren; kurz, sie vergeudete Dr. Thibauts Kräfte für Dinge, die von tausend Anderen ebenso gut hätten besorgt werden können. Die Unterrichtsverwaltung ist in Indien in einer Weise korrupt, daß eine sachgemäße Darstellung derselben bei uns ungläubig aufgenommen werden würde.

Dr. Thibaut wußte aus langjähriger Erfahrung, daß gegen die vis inertiae der Distriktsregierung von Benares nicht mit Erfolg anzukämpfen ist, ermunterte mich aber trotzdem auf eigene Faust mein Heil zu versuchen. Ich stellte den Chefs der Verwaltung mit allem Eifer vor, was sie durch ihren Einfluß für die Wissenschaft und speciell zur Förderung der Zwecke meines Aufenthalts in Benares thun könnten. Man hörte mich, da ich von oben her empfohlen war, wohlwollend an, lud mich zum Dinner und schrieb schließlich ein paar Briefe an hoch-

stehende, aber gänzlich unzuverlässige Eingeborene, um die Verpflichtung, meine Pläne zu fördern, auf sie abzuwälzen. Damit war „das Mögliche" geschehen, das heißt: nichts. Zum Glück merkte ich rechtzeitig, daß der gute Wille eines einzigen Pandits für meine Nachforschungen nach Sanskrit-Handschriften von unendlich viel größerem Nutzen sein würde, als der ganze indifferente Regierungs-Apparat von Benares. Ich fand den geeigneten Mann in der Person des verhältnißmäßig vorurtheilsfreien Vindhyeschvariprasad, der — selbst ein gelehrter Brahmane — ein merkwürdiges Geschick besitzt, die Eigenthümer von Manuskripten zum Verkaufe zu veranlassen. Der Mann ist rastlos thätig gewesen, um meine Wünsche zu erfüllen, und ich danke es fast allein seinen diskreten Unterhandlungen, daß ich schließlich im Ganzen ein paar Hundert Handschriften für die Königliche Bibliothek in Berlin und für die Universitäts-Bibliothek in Tübingen erwerben konnte. Auch bin ich dem Pandit noch in anderer Weise verpflichtet. Zwar ist es ihm trotz aller Mühen nicht gelungen, mir den Anblick eines der altvedischen Opfer, die noch heute in Benares vollzogen werden, zu vermitteln — und ich stehe nicht an, die Zulassung eines Europäers zu denselben für eine absolute Unmöglichkeit zu erklären —; doch hat er mir Leute zugeführt, welche ich zu sehen und auszufragen wünschte, aber niemals gesehen haben würde, wenn sein Zureden ihre Voreingenommenheit und Aengstlichkeit nicht beseitigt hätte. Die folgende Begebenheit mag ein Beleg für die Schwierigkeiten sein, welche wissenschaftlichen Untersuchungen in Benares im Wege stehen; auch ergibt sich aus ihr, wie wenig dort im Handumdrehen zu thun ist. Bald nach meiner Ankunft hatte ich bekannt werden lassen, daß ich Schakadvipiya-Brahmanen zu sprechen wünschte, an deren Herkunft sich interessante Fragen knüpfen. Diese Leute sind nämlich, wie Professor A. Weber gefunden hat, in historischen Zeiten aus Iran nach Indien gekommen und haben höchst merkwürdiger Weise dort Eingang in die Brahmanenkaste gefunden; doch haben sie lange

um ihre Anerkennung kämpfen müssen und sie auch heute noch nicht von allen Brahmanengeschlechtern erhalten. Ich war begierig, die Traditionen dieser Schakadvipiyas zu erfragen; die Gelegenheit schien außergewöhnlich günstig, denn in Benares leben etwa dreihundert Angehörige dieses Stammes. Doch wartete ich vergebens. Erst nach nahezu einem halben Jahre brachte mir Vindhyeschvariprasad einen solchen Brahmanen ins Haus, einen älteren, nur mit einem Schurze bekleideten Mann, der noch niemals mit einem Europäer geredet und sich deshalb höchst ängstlich geberdete. Mein Pandit sprach ihm Muth zu; und so begann er denn zu erzählen: die Kunde, daß der „Sahib von auswärts" sich für die Schakadvipiya-Brahmanen interessire, habe in ihrem Kreise großen Schrecken hervorgerufen; was könne der Sahib von ihnen wollen? Es müsse doch wohl seine Absicht sein, sie sämmtlich ergreifen und nach Wilayet (Europa) transportiren zu lassen! Und um diese drohende Gefahr abzuwenden, hätten sie sich gegenseitig versprochen, sich von mir ganz fern zu halten. „Noch heute früh", sagte er, „haben mich meine Freunde beschworen, nicht zu dem Sahib zu gehen; aber Pandit Vindhyeschvariprasad hat mir viel von Euch erzählt und versichert, daß Ihr kein Brahmanenräuber seid." Ich lachte, und der sonderbare Kauz war leidlich beruhigt; doch kam seine Angst wieder zum Ausbruch, als ich anfing, ihn zu examiniren und mir Notizen zu machen; bei jeder Erkundigung fragte er mich mißtrauisch, warum ich das wissen wolle; die „Wißbegierde" ließ er nicht gelten. Schließlich gelang es mir, seine Bedenken zu beseitigen: „Weil ich unter allen Brahmanen die Schakadvipiya-Brahmanen am meisten verehre." Man mag bei uns den Kopf darüber schütteln, daß in diesem Tone dort geredet werden kann und unter Umständen geredet werden muß; aber je plumper, desto wirksamer sind Schmeicheleien in Indien. Der Gute verließ mich ganz glücklich: er wäre mit solcher Angst gekommen, und nun habe er einen so freundlichen Sahib gefunden, dessen Umgang selbst für den Brahmanen ein „Rei-

nigungsmittel" sei. Er versprach wiederzukommen und hielt Wort.

Damit will ich von den Pandits und den Brahmanen Abschied nehmen; in zweiter Linie dürfte eine Charakteristik der vornehmsten Eingeborenen von allgemeinerem Interesse sein.

An der Spitze der einheimischen Gesellschaft steht der alte Maharaja von Benares, einer der zahlreichen indischen Fürsten ohne Land, der in dem Palaste von Ramnagar auf dem Benares gegenüberliegenden Flußufer in aller Stille die behagliche Existenz eines Scheinkönigs führt. Der alte Herr ist jetzt, wie die meisten seinesgleichen, der treueste Unterthan der „hohen Mutter", der Maharani von Wilayet „der Großkönigin von Europa" — oder wie die Königin von England sonst genannt werden mag —, und dafür mit dem Großkreuz des Order of the Indian Empire geschmückt. Doch erzählt man sich ganz andere Dinge aus dem dunklen Jahre 1857, in dem der Maharaja eine so zweideutige Rolle gespielt hat, daß er nach der Pacificirung von Benares gehängt werden sollte. Er verdankt sein Leben nur der geschickten Intervention des Raja Schivaprasad, der noch heute sein vertrautester Freund und, obwohl in keiner amtlichen Stellung sich befindend, doch thatsächlich Premierminister in Ramnagar ist. Der Maharaja spricht nur Hindustani und ist so vorurtheilsvoll-orthodox, wie nur ein Hindu sein kann; seit Jahren verwacht er die Nächte im Gebet und Götzendienst, um die Sünden eines ausschweifenden Lebens gut zu machen. Die Handschriften-Bibliothek des Maharaja zu sehen, welche noch nie der Fuß eines Europäers betreten, war von Anfang an mein glühender Wunsch gewesen; ich habe mich mit allen Mitteln bemüht, dort Einlaß zu erhalten, dem alten wohlwollenden Herrn selbst und Schivaprasad unablässig zugesetzt — und mit einem vollständigen Mißerfolge geendet. Nach echt orientalischer Weise ist meine Bitte nie direkt abgeschlagen, sondern stets dilatorisch behandelt worden. Schon als meine Hoffnungen sich darauf reducirt hatten, nur wenige Werke,

die mich speciell interessiren mußten, zu sehen, verstand es Schivaprasad sehr geschickt, mich Monate über Monate hinzuhalten, und zwar in gleichmäßig süßlich-verbindlicher Weise. Er versprach, die betreffenden Sachen in einem geeigneten Zeitpunkt für sich selbst aus der Bibliothek des Maharaja zu entnehmen und mir dann zukommen zu lassen. Nachdem ich lange genug gewartet, wurde mir mitgetheilt, daß die Literaturgebiete, nach denen ich gefragt, überhaupt nicht vertreten seien. Darauf bat ich, mir eine Durchsicht des geschriebenen Katalogs zu gestatten, damit ich einige Werke bezeichnen könne, die für mich in der Bibliothek von einem eingeborenen Schreiber auf meine Kosten zu kopiren seien. Dies wurde mir zwar in Aussicht gestellt, aber nie erfüllt. Schivaprasad hat plein pouvoir in Ramnagar und hätte mir, wie von meinen Pandits und sonstigen eingeborenen Bekannten auf das Bestimmteste versichert wurde, die Benutzung der fürstlichen Bibliothek ohne jede Mühe ermöglichen können; thatsächlich hat er nie die Absicht gehabt, den Maharaja, welchem er, selbst von Hause aus unbemittelt, allen äußeren Glanz verdankt, der ihn jetzt umgibt, zu einem ausnahmsweisen Aufgeben seiner Vorurtheile zu bestimmen. Ich kann im Grunde dem Mann nur deshalb böse sein, daß er mir nicht gleich zu Anfang mit einem entschiedenen Nein geantwortet hat.

Am 10. Dezember 1885 war die Gesellschaft von Benares und den naheliegenden kleineren Städten, etwa einhundertundvierzig Personen, nebst den angesehensten Eingeborenen zu einer großen Festlichkeit vom Maharaja nach Ramnagar geladen; leider mußte der Vicekönig, dem zu Ehren dieselbe gegeben wurde, sein Erscheinen absagen lassen, da er am Fieber erkrankt war. Es war viel geschehen, um die Nacht glänzend zu gestalten; die Frau Kollektor hatte Alles bis in das Detail arrangirt und Sr. Hoheit nur die Ehre überlassen, die Rechnungen zu bezahlen. So haben wir in Ramnagar die Gotteslästerung begangen und — Rindfleisch gegessen; den Wirthen muß die Haut

dabei geschaudert haben, denn vor nicht langer Zeit hatte erst der Maharaja auf Anstiften seiner Priester bei den Herren von der Regierung durchzusetzen versucht, daß ein Verbot erlassen werde, in der heiligen Stadt Rindvieh zu schlachten. Nachträglich erfuhren wir, daß sämmtliche Räumlichkeiten, in denen wir uns in jener Nacht bewegt, Tags darauf nicht nur gescheuert, sondern frisch gekalkt worden sind, um die durch unsere Anwesenheit hervorgerufene Besudelung zu entfernen; indessen empfindet der Europäer so etwas in Indien nicht als Beleidigung.

Schon der Eintritt in die mit Teppichen bedeckten und durch Fackeln und Ballons erleuchteten Höfe war vielversprechend. Diener wimmelten durcheinander und Sänften drängten sich hin und her, in denen die geladenen Damen aus den Wagen zu dem eigentlichen Palast befördert wurden. In dem Audienzsaal empfing uns der alte Maharaja, der auf einen Stock gestützt geht und stets von mehreren Dienern geleitet wird, nebst seinem Erben und Adoptivsohn, dem Kumvar Sahib (Herrn Prinzen), einem finsteren, mißvergnügten Mann, dessen tückische Mienen sich den ganzen Abend auch nicht zu einem Lächeln verzogen. An dem Empfangssaal waren die Dutzende, in drei langen Reihen dicht nebeneinander hängenden Kronleuchter aus grünem und rothbraunem Glas vornehmlich bemerkenswerth: der besondere Stolz aller reichen Natives in jenem glasarmen Lande, das diesen Luxus aus Europa beziehen muß. Der anstoßende Speisesaal, in dem uns unter den Klängen einer englischen Militärkapelle ein Dinner, das Couvert zu fünfzehn Rupien, und allein für mehr als tausend Rupien Champagner, servirt wurde, machte einen imposanten Eindruck: in der Mitte des Saales ein Wasserbassin mit Blumenanlagen; die mit Tausenden von Rosen geschmückten Tafeln zwischen diesen und den Wänden; die Decke gebildet durch baldachinartig herabwallendes Zeug. Die geladenen Hindus saßen natürlich nicht bei Tisch; nur der Maharaja, der Kumvar und der von dem letzteren

glühend gehaßte Schivaprasad gaben uns die Ehre, selbstverständlich ohne zu essen und zu trinken. Gegen das Ende des Mahles brachte der Maharaja die erforderlichen Toaste auf die „uns beschützende Königin“ und Lord Dufferin aus, mit einem allgemeinen Jubel erregenden spöttischen Seitenhieb auf den Maharaja von Ruß (den Czaren). Schivaprasad übersetzte die beiden Toaste aus dem Hindustani ins Englische. Der Kunwar versuchte bei dem ersten in ostensibler Weise sitzen zu bleiben und mußte von einem hochstehenden Engländer brüsk aufgefordert werden, sich zu erheben. Noch eine andere kleine Episode kann ich meinen Lesern nicht vorenthalten; denn sie ist, obwohl shocking, doch gar zu charakteristisch. Einer der älteren Missionare, Reverend . . . ., ein Mann in den Fünfzigern, „der Polonius von Benares“, hatte wieder einmal des Guten zu viel gethan und fühlte sich plötzlich unbehaglich; entweder war er zu trunken oder das Unwohlsein hatte einen zu akuten Charakter, um ihm ein Verlassen des Mahles zu gestatten; kurz: er erhob sich, wendete sich einfach um, lehnte sich über seinen Stuhl und deponirte die Masse seiner Genüsse in unförmlicher Gestalt mitten in den Speisesaal. Eine treffliche Ermuthigung für die indischen Dienerscharen, sich von dem Herrn bekehren zu lassen! Der status quo ante ist bei einem solchen Vorkommniß in indischen Häusern nicht so leicht wiederhergestellt, als bei uns, denn kein Hindu berührt etwas Derartiges, außer den Angehörigen der tief verachteten Kaste der Kehrer, und solch ein Mann war zur Nachtzeit nicht zu finden. Die Dienerscharen standen rathlos, und eine Zeit lang schien es, als ob keine Möglichkeit sei, die Spuren der missionarischen Thätigkeit zu entfernen; bis Jemand auf den guten Einfall kam, die Tafeln ihres Schmuckes zu entkleiden und Haufen über Haufen von Rosen auf die verhängnißvolle Stätte zu schütten.

An das Dinner schloß sich zuerst ein Tanz (hindust. Natsch) an, wie ich ihn dort zum ersten Mal, aber später mehrfach in den Häusern wohlhabender Hindus gesehen habe. Man mag

sich das denkbar Langweiligste und Einförmigste dieses Genres vorstellen; der indische Natsch wird auch hinter den mäßigsten Erwartungen des Europäers zurückbleiben. Eine ganze Nacht hindurch drehen sich einige vom Hals bis zu den Fußsohlen in dichten, schweren Kleidern steckende Mädchen langsam trippelnd unter beständigen Verrenkungen der Arme herum; ihr näselnder, eintöniger Gesang wird von den schrillen Tönen mehrerer einheimischer Instrumente begleitet, d. h. von zwei oder drei Takten in unablässiger Wiederholung, so viel ich wenigstens hören konnte. Der Hindu aber, selbst der gebildetste, wird nie eines solchen Augen- und Ohrenschmauses müde. Die meisten Reisenden pflegen in Entzücken zu gerathen über diese schmutzigsten aller Töchter Indiens, die Natsch-Mädchen, und dieselben eigens zu dem Zwecke, ihnen einen poetischen Glanz zu verleihen, mit dem seit Jahrzehnten in Indien außer Kurs gesetzten volltönenden portugiesischen Namen „Bajaderen“ zu bezeichnen. Es sind dieselben Männer, welche mit Devotion von Rajas als „Fürsten“ sprechen und ihre europäischen Wirthe, deren keiner einen Raja als seinesgleichen ansieht, täglich und stündlich aufs Neue durch ihre Phantastereien über Alles, was indisch ist, verblüffen.

Der Natsch in Ramnagar wurde unterbrochen durch eine wahrhaft schauerliche Darstellung einer Begebenheit aus dem nationalen Epos Mahabharata: gräßlich ausgeputzte Kerle stürzten beständig mit blanken Schwertern schreiend auf einander los, doch gelang es mir nicht, einen Zusammenhang in diese clownhafte Vorstellung zu bringen. Gegen Mitternacht folgte ein glänzendes Feuerwerk auf einem künstlichen Teich, das wir von einer Veranda mitansahen: die Darstellung einer Seeschlacht. Darauf wurden den Damen Blumensträuße gebracht und die Herren von dem Kunvar mit silberfarbigen Flitterketten geschmückt. Dies pflegt beim Abschied zu geschehen, aber der Wink wurde nicht beachtet. Da die europäische Gesellschaft noch nicht gesonnen war, das Fest zu verlassen, arrangirte der Commissioner in dem Empfangssaale einen Ball, dessen munteres

Treiben den Kumvar ganz besonders mißvergnügt zu stimmen schien. Um drei Uhr Morgens nahmen wir endlich Abschied von dem „Großkönig von Benares“.

Ich habe den Abend etwas ausführlich beschrieben, weil nach diesem Muster alle Festlichkeiten im Palaste zu Ramnagar vor sich gehen. Sieben Wochen später genoß ich eine theilweise Wiederholung des dort Gesehenen und Gehörten bei Gelegenheit eines Vormittagsempfanges, der am 27. Januar 1886 den fremden, von den großen Manövern in Dehli kommenden Offizieren gegeben wurde. Der distinguirten Gesellschaft, welche ich begleiten durfte, zu Ehren war das Programm durch einige Extraeinlagen ausgezeichnet. Als wir vor Ramnagar landeten, standen die riesigen Elefanten des Maharaja am Ufer, bereit, uns die kurze Strecke Weges zum Palaste zu befördern. Der Lärm von Pauken und Trommeln begleitete uns bis in den Hof, in welchem er vor einer God save the Queen intonirenden Kapelle verstummte. Eine stattliche Front Sepoys salutirte. Nach orientalischer Etikette empfing uns der älteste, etwa zwölfjährige Sohn des Kumvar in der Mitte des Hofes, am Thore des eigentlichen Palastes der Kumvar und auf halber Treppe der Maharaja. In dem Empfangssaale nahmen wir auf Stühlen im Halbkreise Platz, in der Mitte der Maharaja und zu seiner Rechten der österreichische Delegirte Prinz Esterhazy. Für beide wurden gigantische Wasserpfeifen gebracht, und der bedauernswerthe Prinz zog an dem endlosen Schlauch mit einem Unbehagen, das an Intensität der Wonne des Maharaja gleichzukommen schien. Für alle Anderen wurden Cigarren herumgereicht. Als der Maharaja darauf seine Rede begann, welche wiederum von Schivaprasad verdolmetscht wurde, vermochte er nicht zu verschweigen, daß ihm die Offiziere durch ihr Erscheinen in Civil den Spaß verdorben hätten; er habe sich so darauf gefreut, alle die verschiedenen bunten Uniformen zu sehen. Trotzdem bewillkommte er seine Gäste in enthusiastischer Weise und war bald bei dem „Quirlen des Oceans“, einem Vorgang,

der in der indischen Mythologie eine Rolle spielt und den Hindus als eine besonders großartige Idee erscheint. Also: unter den schönen Dingen, welche das Buttern des Oceans zu Tage förderte, befanden sich auch die vierzehn Edelsteine; und — o Wunder — diese vierzehn Edelsteine im Original mit leiblichen Augen zu schauen, war dem beglückten alten Herrn heute beschieden. Der Gute ließ sich in seiner offenbar vorbereiteten Rede nicht im mindesten dadurch beirren, daß von den vierzehn Edelsteinen fünf erkrankt und drüben in Benares geblieben waren. Darauf derselbe Natsch, dieselbe sogenannte Musik, dieselbe Prügelvorstellung, wie vor einigen Wochen. Zugegeben wurde „ein Kampf des Gottes Indra mit zwei Dämonen", als welche übrigens die aufgeputzten Scheusale aus der vorangegangenen Pantomime ohne irgend welchen Wechsel der Kostüme figurirten. Bald gingen die Dämonen hinaus, und Indra stand mit würdevoller Gebärde im Saal, bis seine beiden Feinde wieder hereinspazierten und sich mit ihm unter Gebrüll herumschlugen; bald stolzirte Indra hinaus, den Dämonen das Feld überlassend; und schließlich verlief der ganze Kampf resultatlos. Die vornehmen Natives waren entzückt. Der Maharaja bekränzte uns darauf mit den üblichen, diesmal prunkvolleren Ketten und geleitete uns auf eine Veranda, wo der Kumvar Proben seiner Geschicklichkeit im Schießen zum Besten gab. Er ließ durch einen Diener Münzen in die Luft werfen, verfehlte aber dieselben zweimal zu seinem unverhohlenen Unmuth; beim dritten Mal mußte er seines Zieles gewiß sein: der Wurf wurde wohl fünfzigfach wiederholt, befriedigte aber den Kumvar nicht, obwohl allmählich die Münze in unmittelbare Nähe des Gewehrlaufes gewirbelt wurde. Der boshafte Ausdruck seines Gesichtes wurde immer tückischer, und einer der Offiziere flüsterte mir zu: „Wenn ihm die Münze jetzt nicht richtig in die Schußlinie kommt, schießt er auf den Mann." Nun, glücklicher Weise konnten wir im nächsten Augenblick unseren obligaten Beifall klatschen; denn die Münze flog getroffen

ins Weite. Nachdem der Maharaja noch Jedem von uns einige Tropfen Rosenöl aufs Taschentuch gegossen, drückten wir ihm mit Good bye, Your Highness oder Sâlâm, Mahârâja Sâhib im Empfangssaal die Rechte, dem Kunwar mit einer ähnlichen Wendung am Eingangsthor und dem Enkel in der Mitte des Hofes. Während wir die Elefanten bestiegen, brachten Diener für jeden von uns einen Rosenstrauß, und in wenigen Minuten waren wir wieder auf dem Flusse. Die Offiziere, welche am Nachmittag mit einem Extrazug nach Calcutta weiterfuhren, erklärten, daß seit Bombay Nichts ihnen so interessant gewesen sei, als dieses altindische Leben und Treiben von Benares.

Ungleich viel interessanter als die Familie in Ramnagar ist Schivaprasad, der sich von einem einfachen Sprachlehrer zu der bedeutendsten Persönlichkeit unter den Eingeborenen der Nordwest-Provinzen emporgearbeitet hat und jetzt den Engländern, von denen er den Raja-Titel, sowie den Star of India erhalten, als diplomatischer Vermittler ebenso unentbehrlich geworden ist, wie dem Maharaja von Benares. Schivaprasad gehört der heterodoxen Sekte der Jaina an, spielt aber den rechtgläubigen Hindu und beobachtet die entsprechenden religiösen Gebräuche, schätzt jedoch europäische Wissenschaft und spricht englisch mit Eleganz. Er ist eine Zeit lang Mitglied des gesetzgebenden Rathes (legislative council) in Calcutta gewesen und hat bei der Diskussion der berüchtigten Ilbert Bill, d. h. des Gesetzentwurfes, welcher Europäer unter die Jurisdiktion einheimischer Richter stellen wollte, als der einzige Eingeborene Indiens auf Seiten der europäischen Opposition gestanden; — ob als Streber oder weil er wirklich von der höheren intellektuellen und moralischen Kraft der Europäer überzeugt ist, wird schwer zu entscheiden sein. Von meinen verschiedenen Besuchen bei dem Raja, der des Nachmittags in seinem Gartenhause inmitten der Stadt sich sprechen läßt, ist der erste der merkwürdigste gewesen. Eine Schar von Dienern empfing mich am Eingang, und ein etwas englisch sprechender

Mann führte mich durch die hübschen Anlagen nach einer Veranda, in der er mich einstweilen zu unterhalten suchte; denn der Raja übte in einer Ecke des Gartens seine ostensible Puja (Gottesdienst), die von einem alten vorlesenden Pandit geleitet wurde. Viele Leute von der Straße hatten sich dazu eingefunden: bei solcher Gelegenheit ist Jeder willkommen und dem Raja Schivaprasad doppelt willkommen. Mein Führer erkundigte sich, ob ich der Freund des Principals des College wäre, den der Raja neulich besucht habe. Als ich bejahte, bat er um meine Visitenkarte. Er las, sah mich an und sprach: You are a great man. Mein Leugnen half mir nichts: No, no; a professor is a great man. Nach einigen Minuten war die Puja zu Ende, und der Raja kam an der Spitze eines zahlreichen Gefolges zu mir, mehrfach um Entschuldigung bittend, daß er mich habe warten lassen. Dann stellte er mich zunächst dem Pandit vor, dem er auf Hindustani erzählte, daß dieser gelehrte Sahib eigens deshalb aus Wilayet nach Benares gekommen sei, um indische Philosophie an der Quelle zu studiren. „Asmadîyam bhâgyam“, „unser Glück“, sagte der zitternde Greis zu mir auf Sanskrit. „Nein, madîyam bhâgyam“, „mein Glück“, erwiderte ich. Freudiges Gemurmel. „Mahatî kripâ“, „großes Mitleid“, antwortete der geschmeichelte Alte, und als ich darauf die Gelehrsamkeit der Benares-Pandits im Allgemeinen und besonders einiger lobte, welche ich namhaft machte, unterbrach mich die ganze Gesellschaft mit mehrfachen Beifallsrufen. Der Raja führte mich nun in sein Haus und erzählte mir mancherlei Interessantes; namentlich sprach er mit großer Bewunderung von dem ersten Deutschen, den er kennen gelernt, dem Prinzen Waldemar von Preußen, welcher von 1844 bis 1846 in Indien gereist war.*) „In Lahore“, berichtete Schivaprasad, „empfing

*) Der nachstehende Bericht fehlt in dem großen von Alexander von Humboldt bevorworteten und nach den Tagebüchern des Prinzen herausgegebenen Prachtwerke: „Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen in Indien in den Jahren 1844—1846.“ 2 illustrirte Foliobände, Berlin 1853.

der Prinz die Nachricht von der Erkrankung seiner fürstlichen Mutter und entschloß sich zu sofortiger Rückkehr. Der dortige Gouverneur erklärte dieselbe für eine absolute Unmöglichkeit, da der Weg von Lahore nach Bombay — etwa zweihundert deutsche Meilen — durch unwirthliche Gegenden und verschiedene unabhängige Staaten führe; die Reise sei höchst gefährlich. Der Prinz aber nahm eine Karte von Indien und zog mit dem Bleistift eine gerade Linie von Lahore nach Bombay: „So werde ich reisen." Sämmtliche eingeborene Diener nahmen sofort ihre Entlassung, und der Prinz stand mit seinen beiden Adjutanten allein; doch ließ er sich in seinem Vorhaben nicht beirren, sondern wählte unter dreihundert Kameelen die stärksten aus und rüstete sich, unter alleiniger Begleitung zweier Sepoys, die ihm der Gouverneur zur Verfügung stellte, aufzubrechen. Da ging ich (Schivaprasad) zu dem Prinzen und bot ihm meine Dienste als Dolmetscher an; der Prinz empfing mich aufs Wärmste wie einen alten Bekannten und eroberte mein Herz im Umsehen. Freilich hatte ich zu Anfang keine Ahnung von den Anstrengungen der bevorstehenden Reise; ich hatte geglaubt in einem Palankin getragen zu werden und mußte nun auf ein Kameel steigen, was ich nie zuvor gethan. Aber das Beispiel des Prinzen und seiner Attachés — der Raja erinnerte sich noch des Namens eines derselben: Count Gröben — begeisterte mich und die beiden Sepoys so, daß wir nach wenigen Tagen nichts mehr von den Strapazen empfanden. In Eilmärschen von fünfzig (englischen) Meilen täglich legten wir die Reise zurück, passirten Bikaneer und langten nach drei Wochen in Bombay an, ohne ein Abenteuer erlebt zu haben. Nichts hat der Prinz vor uns voraus haben wollen; die Nächte schlief er auf genau eben solchem Feldbett wie die Sepoys und ich. Ach, wenn wir in Indien solche Fürsten gehabt hätten! Unsere Herrscher standen in den Schlachten hinter der Front und nicht wie preußische Heerführer vor derselben. Ich habe mit so vielen Aufständigen vom Jahre 1857 gesprochen, und sie alle klagten, daß es uns

nur an tüchtigen Führern gefehlt; wir hatten das Land ja schon in unserer Hand; die Engländer mußten alles Kriegsmaterial erst wieder aus Europa bringen und doch . . ." Ich blickte überrascht auf; denn zu mir redete der loyalste Freund der englischen Regierung. Die Unterhaltung wendete sich auf die Philosophie, und Schivaprasad sprach mit Sachkenntniß über Spinoza; das Höchste aber, schloß er, sei doch in seinem Heimathlande gedacht; und wie er mich durch die tiefgebückten Dienerschaaren hindurch an mein draußen wartendes Pferd geleitete, recitirte er singend eine berühmte Stelle aus einem der heiligsten indischen Bücher (der Brihadaranyaka-Upanischad), die Abschiedsrede Yajnavalkya's zu seiner Gattin Maitreyi: „. . . Kein Bewußtsein giebt es nach dem Tode; höre, also rede ich zu dir. Wo eine Zweiheit von Wesen ist, da kann Einer den Andern sehen, Einer zum Andern reden, da kann Einer den Andern hören, vorstellen, erkennen. Wo aber Einem Alles zu seinem Ich geworden ist, durch wen soll er und wen soll er dann sehen, durch wen und zu wem soll er dann reden, durch wen und wen soll er dann hören, vorstellen, erkennen?"

Es leben noch einige weitere Rajas, auch depossedirte mohammedanische Fürsten, in Benares; doch ist keiner von solcher Bedeutung, daß er verdiente außerhalb Indiens gekannt zu werden, ebenso wenig wie alle die reichen Hindu-Banquiers und sonstigen Nabobs, die in stattlicher Anzahl in Benares leben und besonders als solche zu erkennen sind, wenn sie gegen Abend in eleganten europäischen Wagen nach ihren vor der Stadt gelegenen Gartenhäusern hinausfahren, um sich von des Tages Last und Arbeit zu erholen — in den Armen der dorthin bestellten Natsch-Mädchen.

Solche begüterte Eingeborene schätzen es sich zur Ehre, auf ihren Festlichkeiten europäische Besucher zu haben, und wissen wohl, daß ein für dieselben hergerichtetes und zur Genüge mit Champagnerflaschen besetztes Büffet ein nicht zu unterschätzendes Zugmittel ist. Unter den verschiedenen Abenden, welche ich in

den Häusern reicher Hindus in Benares zugebracht habe, ist mir einer von besonderem Interesse gewesen. Das Fest, welches ein vermögender und verhältnißmäßig vorurtheilsfreier Kaufmann, Madhulal mit Namen, zur Feier der Vermählung seiner Tochter gab. Das Fest an sich bot in seinem ganzen Verlauf allerdings nichts, wodurch es sich von andern Gelegenheiten der Art ausgezeichnet hätte; die üblichen Garten-Illuminationen und Produktionen der Tänzerinnen, Tänzer und als Affen verkleideter Clowns, die auf dem Boden herumrutschen und die Gesellschaft angrunzen — alles das braucht man nur einmal gesehen zu haben, um alle indischen Privatfestlichkeiten zu kennen. Merkwürdig dagegen war mir in Madhulal's Hause oder vielmehr in seinem riesigen Festzelt die Vorstellung des im Laufe des Tages verbundenen jungen Ehepaares, eines hoch aufgeschossenen Knaben von fünfzehn und eines kleinen Mädchens von neun Jahren, welches indessen so wenig entwickelt war, daß ich es für fünfjährig hielt. Der junge Mann war in Blau gekleidet, seine kindliche Gattin trug ein geschmackvolles Gewand aus crêmefarbiger Seide und war nicht eigentlich durch einen übergroßen Nasenring entstellt. Die Kleine ging, das Händchen gebend, bei der ganzen Gesellschaft herum und lächelte verlegen, als sie von der Frau Kollektor auf den Schoß genommen wurde. Den Gebräuchen des Landes entsprechend, bleibt ein jung vermähltes Kind nach der ersten Hochzeit im Hause ihrer Eltern, bis es völlig erwachsen ist, um dann nach neuen Ceremonien in das Haus des Gatten überzusiedeln. Die erste Hochzeit aber entspricht nicht etwa unserm Verlöbniß, sondern ist der eigentlich bindende Akt; denn durch ihn schon, nicht erst durch die zweite Hochzeitsfeier, wird das Mädchen zur Wittwe, wenn der Gatte stirbt. Madhulal sprach an dem Abend viel mit mir über diese Zustände, die er ebenso wie den geringen allgemeinen Kulturzustand seines Volkes beklagte; er erzählte mir, es sei so ungemein schwierig gewesen, innerhalb der Kaste einen geeigneten Schwiegersohn zu bekommen, bis sich nach langem Suchen und nach

mancherlei Verhandlungen auswärts ein Kayastha — so hieß die Kaste meines Wirthes (writer-caste) — aus respektabler Familie und im entsprechenden Alter in der Person des jungen Gatten gefunden habe. Die Vermählung seiner Tochter sei von ihm immer und immer hinausgeschoben, er habe dem Drängen der Priester einen beständigen Widerstand entgegengesetzt bis zu dem Zeitpunkt, der den Gesetzen der Kaste nach der letztmögliche war. Diese Kastengesetze gebieten allen Ständen des Volkes, die Mädchen in unreifem Alter zu verheirathen, um dem Aufkeimen einer die starren priesterlichen Satzungen durchkreuzenden Liebesneigung und auch wohl der in Indien nicht gering anzuschlagenden Gefahr eines zügellosen Lebenswandels vorzubeugen. Auch das ist in Indien früher anders und besser gewesen, wie außer manchen Belegen in älteren Quellen die meinen Lesern gewiß bekannte Sage vom König Nal und der treuen Damayanti lehrt, die, als sie zur blühenden Jungfrau herangereift war, sich selbständig den Mann, den sie liebte, zum Gatten erwählte, die Götter verschmähend, welche sich um ihre Hand bewarben. — Als ich Madhulal meine Hoffnungen ausdrückte, daß seine Tochter einst als glückliche Gattin in das Haus seines Schwiegersohnes einziehen werde, erwiderte er bewegt: „Ach, Herr, wenn nur mein Schwiegersohn nicht vorzeitig dahinstirbt; denn ein Vater wünscht tausendmal, tausendmal lieber den Tod der eigenen Tochter, als den ihres Gatten. Alles, alles in der Welt, nur nicht eine Tochter als Wittwe!" Wenn nun auch im Jahre 1830 durch den hochherzigen Lord William Bentinck, den damaligen Vicekönig von Indien, die althergebrachte Sitte der Wittwenverbrennung gesetzlich verboten worden ist und heut zu Tage nur noch in entlegenen Gegenden des großen Landes in seltenen Fällen ihre Opfer fordert, so ist doch das Leben einer indischen Wittwe ein bis zum Tode währender nicht auszudenkender Jammer, dem Viele gewiß mit Freuden die kurzen Qualen des Scheiterhaufens vorziehen würden. In der nachfolgenden Darstellung dieser trost-

losen Zustände folge ich den Ausführungen eines der bedeutendsten Vorkämpfer für die Abschaffung der Kinderehen und des Verbots der Wiederverheirathung der Wittwe, R. Ragoonath Row, der vor einigen Jahren einen warm geschriebenen Aufruf an die Regierung erließ, dieses größte aller indischen Uebel mit der Wurzel auszurotten. *) Setzen wir den durchaus nicht ungewöhnlichen Fall, daß ein dreijähriges Mädchen das Unglück hat, zur Wittwe zu werden. Das Kind weiß nichts davon, daß es einmal verheirathet war und jetzt eine Wittwe ist. Es mischt sich unter die andern Kinder und eilt, wenn ein Festzug durch die Straßen zieht, mit den Gespielen, denselben zu sehen; aber es wird mit Gewalt zurückgehalten oder zurückgestoßen, denn der Anblick eines verwittweten Kindes ist ein böses Omen. Schreit das unglückliche Mädchen darüber, so bekommt es Schläge mit der Motivirung: „Anstatt Deine Schande in einem Winkel des Hauses zu verbergen, kommst Du und stiftest Unheil durch Deinen Anblick.“ Die Arme begreift von allem dem kein Wort, ebenso wenig kann sie verstehen, warum ihr jetzt das Haupthaar abgeschoren und die Wittwentracht angelegt wird, warum sie nicht so wie die andern Kinder gekleidet, geschmückt und gebadet wird, warum sie nur einmal des Tages essen darf, warum ihr alle wohlschmeckenden Speisen und Näschereien vorenthalten werden, warum sie alle vierzehn Tage einmal, ja öfter zweiundsiebzig Stunden lang, fasten muß, kurz, warum sie ein Leben unverschuldeten Elends zu führen hat. Sie fragt vergeblich, weshalb ihr das alles geschieht. In der ersten Zeit wird sie durch diese oder jene Geschichte beruhigt; wenn sie aber elf Jahre alt geworden ist, erfährt sie die Wahrheit, und welch eine Wahrheit! Daß sie in früheren Existenzen ein böses Weib gewesen sei, welches anderer Leute Eheglück gestört, und daß sie jene früheren Sünden in diesem Leben mit

---

*) A review of the progress of knowledge of Hindu law and custom, made among our british rulers, during the past hundred years.... Madras 1885.

ihrer Wittwenschaft zu büßen habe. Die Unglückliche hört diese Erklärung mit banger Sorge, ohne jedoch ihre Lage schon ganz zu begreifen. Denn das Schlimmste steht ihr noch bevor, wenn zwei weitere Jahre vergangen sind und sie sich der heißen Gefühle ihrer südlichen leidenschaftlichen Natur bewußt wird. Und nur zu bald entdeckt sie, daß ihr nur ein Weg offen steht, um das Glück des Lebens zu genießen, das nach Recht und Sitte allen ihren gleichaltrigen Gefährtinnen zu Theil wird, — der Weg des Lasters. Zahllose Wittwen betreten ihn, von Verzweiflung getrieben, und haben dann die Folgen zu tragen, welche in Indien womöglich noch gräßlicher sind, als unter den gleichen Verhältnissen in Europa. Eine solche Existenz, freudlos bis zum Grabe oder nur durch die Freuden des Lasters erhellt, ist das Schicksal von nahezu zwanzig Millionen Wittwen in Indien! Hie und da wird jetzt in den Zeitungen von vereinzelten Fällen berichtet, in denen eine Hinduwittwe einen vorurtheilsfreien Landsmann heirathet; aber solch ein Schritt bedeutet nicht nur ein Zerreißen der Fesseln des Aberglaubens und des priesterlichen Gesetzes, es bedeutet einen Bruch mit allen Verwandten, Freunden, Bekannten und Stammesgenossen; denn für das gesammte Hinduthum ist solch ein Paar geächtet. Die britische Regierung scheut sich nicht mit Unrecht, gegen diese eingewurzelten Uebelstände energisch vorzugehen und die Kinderehen zu verbieten, weil sie einstmals allen Klassen ihrer indischen Unterthanen die vollständige Freiheit in der Ausübung der bestehenden religiösen Gebräuche und Sitten garantirt hat. Und trotzdem wird sie sich der moralischen Pflicht nicht auf die Dauer entziehen können, mit einem Machtspruch die wundeste Stelle im socialen Organismus Indiens zu heilen. Hoffen wir, daß es bald geschehe!

---

5. Die Hauptstadt des indischen Kaiserreichs.

Das vor einigen Jahren auch in deutscher Ausgabe erschienene Reisewerk des Italieners Mantegazza dürfte in unserem Publikum eine höchst ungünstige Vorstellung von der Hauptstadt des indischen Kaiserreichs erwecken. Calcutta wird eine „stinkende Stadt“ genannt, welche der hysterische Südländer nur mit Gefahr für sein Leben betritt, in der er keinen ruhigen, behaglichen Augenblick zubringt, und die er im Handumdrehen verläßt, sich glücklich preisend, daß er lebendig der mit giftigen Dünsten und Cholerabacillen angefüllten Atmosphäre der Weltstadt entronnen sei. Ich halte die Erfahrungen, welche ich mit Calcutta in den Jahren 1885 und 1886 gemacht, für hinreichend, um diese Darstellung für ein Glied der langen Kette von Uebertreibungen und Entstellungen zu erklären, die sich durch Mantegazza's halb geistreiches, halb einfältig-unanständiges Buch hindurchziehen. Zunächst glaube ich ein Recht zu haben, die majestätische, durch englische Thatkraft und Ausdauer aus dem Nichts geschaffene Metropole gegen den Vorwurf der Unsauberkeit und des Uebelriechens in Schutz zu nehmen. Denn meine Geruchsnerven haben sich gegen die fürchterlichen, in anderen Theilen Indiens an sie gestellten Zumuthungen nichts weniger als stumpf erwiesen. Dann bin ich nicht nur, wie Mantegazza, in der kühlen Jahreszeit, sondern auch im Hochsommer und in den Regenmonaten in Calcutta gewesen und habe stets meinen Aufenthalt daselbst als eine wahrhafte Erquickung empfunden; selbst als ich

dort in der ungesundesten Jahreszeit durch ein bösartiges Malariafieber völlig entkräftet auf dem Wege nach Ceylon Station machte. Damals pries ich Calcutta als ein Sanatorium, als ich dort meine ersten erfolgreichen Gehversuche machte und die Hoffnung auf Genesung in mir aufstieg. Die Vorliebe, welche ich für Calcutta empfinde, beruht nicht etwa auf einer individuellen Disposition: in keiner anderen größeren indischen Stadt habe ich das Allgemeinbefinden der Europäer so gut, ihr Aussehen so frisch, den geselligen Verkehr so angeregt und lebensvoll gefunden, wie in der Hauptstadt. Das Klima Calcuttas ist gleichmäßiger als in den Nordwestprovinzen und im Pendschab, wo man im Winter friert und im Sommer die Hitze sich bis zu einem Grade steigert, für den ich kein Adjectivum zur Bezeichnung zu finden weiß. In Calcutta ist es in der kalten Zeit selbst in der Nacht so behaglich, daß ich z. B. den Sylvesterabend in leichtester Kleidung im Freien auf der Veranda zubringen konnte, während es andererseits in den heißen Monaten stets um 6—8 Grad kühler ist als im Nordwesten und die Schattentemperatur überhaupt nicht über 33° R. steigt. Dazu genießt man im Sommer die namenlose Wohlthat der Seebrise, welche sich fast regelmäßig gegen Abend einstellt und die ganze Nacht hindurch weht. Ferner ist die äußere Bequemlichkeit des Lebens — und Komfort ist in Indien nicht ein Luxusartikel, sondern eine nothwendige Vorbedingung für alle europäische Leistungsfähigkeit — nirgends bis zu einer solchen Vollendung entwickelt als in einem Calcuttaer Haushalt; und, was dem Reisenden den Aufenthalt in der schönen Stadt doppelt angenehm macht: die Gastfreundschaft wird in einem so liebenswürdigen Umfange in keiner anderen indischen Stadt geübt als dort. Wenn ich persönlich auch an anderen Orten die freundlichste Aufnahme in den Häusern von Landsleuten und Engländern gefunden habe, so hatte ich doch Gelegenheit, zu sehen, daß man im Allgemeinen in Indien die gute alte Sitte, empfohlene Fremde als Gäste ins Haus zu nehmen, aufzugeben anfängt,

seitdem fast überall die große Verkehrsstraße entlang leidliche Hotels entstanden sind. Wer mit guten Empfehlungen oder sonstigen Beziehungen nach Calcutta kommt, mag mit ebensolcher Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, in den Gastzimmern eines nach deutschen Begriffen luxuriösen Hauses die behaglichste Unterkunft zu finden, mit der er bei der Ankunft in Bombay sich auf den ungemüthlichen Aufenthalt in einem der geräuschvollen Hotels vorbereiten kann. Die gastliche Aufnahme in einem Calcuttaer und einem indischen Hause überhaupt trägt einen von unseren heimischen Verhältnissen durchaus verschiedenen Charakter; die Einladung wird dem bis dahin völlig Fremden oft für eine ganze Reihe von Wochen ertheilt, ohne das Gefühl, etwas Besonderes zu thun, und in der Voraussetzung, daß sie sans phrase angenommen werde; der Eingeladene weiß, daß er weder genirt noch genirt wird und seinen Wirthen keine irgendwie nennenswerthen Unkosten verursacht.

An jeden meiner Besuche in Calcutta knüpfen sich für mich die angenehmsten Erinnerungen, an keinen aber eine solche Fülle derselben, als an den ersten vierzehntägigen, den ich gegen Neujahr 1886 dort abstattete. Ich sah Calcutta damals unter den günstigsten Bedingungen, in der schönsten Zeit des Jahres und, da ich erst wenige Monate in Indien war, mit dem „neuen Auge“, das noch alle die wundersamen Eindrücke in frischer Unmittelbarkeit erfaßt und durch den Reiz des Fremdartigen und Originellen selbst der alltäglichsten Dinge gefesselt wird. In überraschend kurzer Zeit stumpft sich der Blick des Europäers dermaßen ab, daß er achtlos über nahezu Alles hinwegsieht, von dem er sich in den ersten Monaten kaum losreißen konnte; mehr als einmal hörte ich drüben das Bedauern darüber aussprechen, daß man nicht diese erste, unwiederbringlich verlorene Zeit der regsamen Beobachtungsfähigkeit zur Fixirung der äußeren Eindrücke benutzt habe. Was mir aber vor allen Dingen meinen damaligen Aufenthalt in Calcutta in unvergeßlicher Weise verschönte, war die Aufnahme, welche ich in dem

Hause meines gelehrten Landsmannes Dr. Rudolf Hörnle gefunden, der außer seiner Stellung als Principal des mohammedanischen Madrasah College noch das Ehrenamt eines wissenschaftlichen Sekretärs der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen bekleidet und mit Recht als erste Autorität auf dem Gebiete der modernen arischen Sprachen Indiens gilt. Das Hörnlesche Haus, für den Maßstab eines deutschen Gelehrten ein wahrhaft fürstliches und von einer ebenso liebenswürdigen als geistreichen Herrin mit musterhafter Umsicht geleitet, ist wegen der reizenden dort gepflegten Geselligkeit von der feinen englischen Gesellschaft ebenso gesucht, als von der Elite der deutschen Kaufleute.

Man fährt von Benares nach Calcutta mit dem Schnellzuge nahezu neunzehn Stunden, doch gilt eine solche Reise bei den ungeheuren Entfernungen, die man in Indien gewohnt ist, und bei der unübertrefflichen Bequemlichkeit der dortigen Eisenbahnwagen nur als ein Katzensprung. Wenige Stunden hinter Benares hört die für jene Gegenden typische Dürre des Bodens auf, das Land wird grüner, die Palmen immer häufiger und dichter: die unerschöpfliche Fruchtbarkeit von Bengalen beginnt sich anzukündigen, und der Reisende, dem der Anblick zum ersten Mal sich bietet, bedauert das Hereinbrechen der Dunkelheit. Mokamah, wo die von Norden herunterkommende Bahn mündet, ist die Station für das abendliche Dinner. Der Aufenthalt dort war länger wie gewöhnlich, weil ein nepalesischer Prinz mit seinem Harem, einem Reisemarschall und einer Dienerschaft von fünfundzwanzig Köpfen auf der anderen Linie angekommen war und nun Alles im Eilzuge nach Calcutta mit sich nehmen wollte; da er vor allen Dingen jede seiner elf Frauen in demselben Compartment bei sich zu haben wünschte, gab es endlose Auseinandersetzungen mit den Bahnbeamten, während deren ich Zeit hatte, mir die wunderliche Gesellschaft anzusehen. Der glückliche Gatte war völlig europäisch gekleidet bis auf einen kleinen goldgestickten Deckel auf dem Kopf; die Frauen ebenso in nicht-indischer, sondern unserer weiblichen Tracht ähnlichen

Kleidung und unverschleiert; ihre Hautfarbe war nahezu weiß, so daß mir bei der einen oder anderen die Vermuthung aufstieg, ihre Wiege habe in Europa gestanden. Diese Vermuthung ist gar nicht so ungeheuerlich, als meine Leser im ersten Augenblick denken mögen; namentlich in der neueren Zeit lassen sich Europäerinnen nicht ganz selten zu dem schauerlichen Schritte bestimmen, einen reichen oder hochstehenden Eingeborenen zu heirathen, am ehesten einen Mohammedaner. Dies thut natürlich eine jede in der Voraussetzung, als die wirkliche, rechtmäßige Gattin ihres Auserkorenen gehalten zu werden, und übersieht dabei das Vorhandensein der Nebenfrauen. Aber diese Schwärmerei nimmt bald ein klägliches Ende. Der Eingeborene wird der Europäerin ebenso rasch überdrüssig als seiner indischen Frauen, und die Unglückliche hat, wenn sie den Rest ihrer Tage vertrauert, Zeit genug, den verhängnißvollen Irrthum zu bereuen, daß das Lebensglück an der Seite eines indischen „Fürsten" oder „Prinzen" zu finden sei.

In der Nacht wurde ich trotz warmer Umhüllung ein Mal über das andere durch den Frost geweckt; die Winterkälte Nordindiens, die auch in dem oberen Bengalen noch fühlbar ist, empfinden wir in einer anderen Weise als unsere erfrischende europäische Kälte, da jene hauptsächlich die inneren Theile afficirt: ich habe öfter das Mark in den Knochen erstarren gefühlt, während die äußere Haut noch ganz warm war. Um fünf Uhr Morgens erreicht man die jetzt ganz heruntergekommene französische Enklave Chandernagore, ein Asyl für Calcuttaer Bankrottirer und andere zweifelhafte Existenzen, welche Grund haben, sich dem Arm des englischen Gesetzes zu entziehen; die jammervolle Kolonie, die, mit dem nahen Calcutta verglichen, in sehr drastischer Weise den Gegensatz von französischem und englischem Kolonisationstalent illustrirt, wird jetzt noch von — Alles in Allem — fünfundzwanzig Franzosen bewohnt, Civil- und Militärbehörden eingeschlossen, aber aufrecht erhalten „um der Ehre der französischen Flagge willen". Eine Viertelstunde hinter Chandernagore kün-

digt sich der Tag durch eine leichte Röthe des Himmels an, und im Morgengrauen erscheint den staunenden Blicken die berühmte tropische Vegetation der Gangesniederung: die verschiedenartigsten Palmen, Bananen, riesige Blattpflanzen überwuchern und erdrücken sich in diesen Sumpfgegenden, und dazwischen liegen Wasserflächen frei, auf denen die Morgennebel hin und her ziehen. Um dreiviertel sechs Uhr langt der Zug auf der Station Howrah an, und der erste Blick aus dem Fenster zeigt das Getriebe der Weltstadt. Beim Aussteigen hoffte ich die nepalesischen Frauen genauer betrachten zu können, aber anstatt ihrer sah ich nur sechs hermetisch verschlossene Palankine in der dort üblichen Kofferform (hind. pâlkî), in welche die Schönen, von keinem Blicke getroffen, sofort aus dem Waggon geschlüpft waren. Die Fahrt nach dem Stadttheile, in welchem die begüterten Europäer ihre Häuser zu haben pflegen, dauert eine starke halbe Stunde; kaum mehr als die eingeborene Bevölkerung und die den größeren Theil von Calcutta durchziehende prächtige Vegetation erinnert an Indien; der ungeheure Schiffsverkehr auf dem Hugly, die zahllosen europäischen Läden und Magazine, die imposanten officiellen Gebäude und Hotels würden sonst durchaus die Vorstellung einer europäischen Großstadt erwecken. Calcutta hat 800 000 Einwohner, darunter 12 000 Europäer. Wenn man gegen Abend auf der Maidân (Wiese), der Promenade von Calcutta, „Luft ißt" (wie es im Hindustani heißt) und auf dem breiten, dieselbe durchziehenden rothen Kieswege (Lâl Rastah) die feine Welt von Calcutta in langen Reihen von eleganten Wagen dahineilen sieht, unter den Palmen des Eden Garden bei elektrischem Licht und guter Militärmusik lustwandelt oder gar auf einem Ball des Vicekönigs in den riesigen luftigen Räumlichkeiten des Government House eine Gesellschaft von mehreren Hundert Personen, die Damen in den prächtigsten Toiletten, sich tummeln sieht, so glaubt der aus einer kleinen „Station" im Innern des Landes Gekommene in eine andere Welt versetzt zu sein. Und eine andere Welt ist es, auch ab-

gesehen von der Entfaltung der europäischen Civilisation, die dem Reisenden in Calcutta allerdings als das Bemerkenswertheste zuerst in die Augen fällt. Man darf Indien eigentlich nur geographisch als einen festen Begriff behandeln; im Uebrigen ist es ein Makrokosmus, in dem alle Einheiten nur ganz äußerlich vermittelt nebeneinander ruhen: die verschiedensten einheimischen Nationalitäten, die weder durch Abstammung noch durch Sitte miteinander verbunden sind, die verschiedensten Sprachen, Klimata, Vegetationen u. s. w. Man mag in allen diesen Hinsichten weit eher Europa für ein geschlossenes Ganzes erklären, als Indien.

Ich hatte in Calcutta eine ganze Reihe von Besuchen, größtentheils bei Männern der Wissenschaft, zu machen; für dieselben schreibt, trotz der glühenden Mittagshitze, die Sitte auch in Indien die Zeit zwischen zwölf und zwei Uhr vor. Vor dem Hause unseres Konsuls, Herrn Bleeck, des hochgeachteten Chefs der großen Firma Ernsthausen & Co., der mir später viele Freundlichkeiten erwiesen und mich für mehrere Tage gastlich aufgenommen, als ich im Juli 1886 vom Himalaya herunterkam, machte ich die erste Bekanntschaft mit einer Indien eigenthümlichen Landessitte oder vielmehr Ausdrucksweise. Wenn die Frau des Hauses nicht disponirt ist, Besuche zu empfangen (was in dem heißen Lande häufig der Fall ist, denn Frauen leiden in Indien im Allgemeinen mehr als Männer) oder wenn das Hauswesen in irgend einer Weise derangirt ist, erhält der Portier die Weisung, etwaigen Besuchern zu erklären: darwâzah band „die Thür ist zu". Ich komme und frage, ob die Mam Sahib zu Hause sei.

„Ja, Sahib."

„Dann trage mein ‚Namenpapier' (nâm kâ kâghaz, Visitenkarte) hinein.

„Darwâzah band."

„Kholo!" (So mache sie auf). Der Mann rührt sich nicht.

„Was soll das heißen? Ist die Mam Sahib zu Hause oder nicht?“ wiederhole ich, ärgerlich werdend.

„Ja, Sahib,“ — nach Verlauf einiger Sekunden: „Darwâzah band.“ Ich denke, der Mensch ist bodenlos unverschämt, trockne mir wüthend den Schweiß auf der Stirn und verlange Aufschluß über das sonderbare Benehmen.

„Darwâzah band“, erklärt der Unerschütterliche.

Die Art, wie ich jetzt meinen Auftrag erneuere, bestimmt den Mann doch hineinzugehen, mit der Bemerkung:

„Wenn Mam Sahib den hukm (Befehl) geben wird, die Thür zu öffnen, so werde ich sie öffnen.“

Der Gute hatte sich ganz korrekt benommen, und ich bedauerte nachträglich mein rauhes Auftreten. Frau Bleeck aber empfing mich lächelnd in dem drawing-room, in welchem gerade etwas geordnet wurde, mit den Worten: „Sie sind nicht der erste Deutsche, der seinen Weg zu uns durch die verschlossene Thür gefunden hat.“

Ein unvermuthetes Amüsement erwartete mich bei dem Chef des Sanskrit College, Mahesachandra Nyayaratna, dem gelehrtesten Bengalen, der mir mit großer Zuvorkommenheit die seiner Leitung übergebene Anstalt und Bibliothek zeigte, auch auf meine Bitte sogleich eine anderthalbstündige Auseinandersetzung über ein mir bis dahin nicht völlig klares Kapitel der indischen Logik gab. An dem Morgen meines Besuches war nämlich der folgende deutsch geschriebene (!) Brief an die Adresse des Sanskritt Collège (so) zu Calcutta gelangt:

> Ersuche ergebenst um gefällige Mittheilung, ob ich unter irgend welchen Bedingungen Mitglied des Sanskrit Collège in Calcutta werden könnte. Ich habe mehrere Semester fast ausschließlich orientalische Sprachen studirt und fülle meine freien Stunden mit dem Studium derselben aus. Es ist mir deshalb darum zu thun, mich in denselben möglichst zu vervollkommen. Zu dem Zwecke suche ich mich mit Gesellschaften und Akademien, welche wissenschaftliche Zwecke im Allgemeinen,

im Besondern aber den Kultus der Sprachen des Alterthums betreiben, in Verbindung zu setzen, um auf diese Weise zu meinem Lebensideale zu gelangen. Ich bitte darum ganz gefälligst, mich in die Liste der Mitglieder gütigst aufnehmen zu wollen, eventuell, wenn dies nicht angänglich, mir die Namen derjenigen Gesellschaften anzugeben, mit denen ich mich in Verbindung setzen könnte, und zeichne

achtungsvoll

Villa . . . von . . . .

Inowrazlaw

Allemagne.

Mahesachandra rieb sich die Hände vor Vergnügen, als ich ihm den Brief übersetzte, und ersuchte mich sofort eine deutsche Antwort zu schreiben, die er mit seinem Namen in Bengali-Charakteren unterzeichnete. So war das Gesuch auf das Promptеste erledigt, doch zweifle ich, ob der strebsame edle Pole sich seinen Bescheid hinter den Spiegel gesteckt haben wird.

Eine gewisse Neugierde bestimmte mich, auch den Raja Sourindro Mohun Tagore aufzusuchen, der als der hauptsächlichste Pfleger der einheimischen Musik gilt und auf verschiedenen Gebieten der Sanskritliteratur als Amateur thätig ist, d. h. die Arbeiten von ihm bezahlter Pandits zusammenschweißt und mit seinem Namen versieht. Der wunderliche Kauz verzehrt sich vor Gier nach europäischen Orden und Auszeichnungen, und obwohl er, dem Titelblatt eines von ihm im Jahre 1881 kompilirten Werkes zufolge, bereits zwölf Orden besitzt und Mitglied von siebzehn Gesellschaften ist, überfluthet er unablässig sämmtliche Höfe Europas mit schwungvollen Sanskritadressen und originellen Geschenken; in seinen Korrespondenzen mit europäischen Gelehrten bedient er sich nicht nur der Anrede: „Illustrious Doctor“ oder „— Professor“, sondern setzt in dem richtigen Gefühl, daß man Männern der Wissenschaft nie genug schmeicheln kann, das Illustrious auch noch auf das Couvert. Nachdem eine schriftliche Verabredung voraufgegangen, fuhr ich

vor dem Palast in Pathuria Ghat vor, dessen erster Anblick den Besucher nicht besonders einnehmen kann. Ein verlotterter Sepoy salutirt, während man in dem nach der Straße zu offenen Vorhofe allerhand faules Dienervolk auf unsauberen Matten oder Pfühlen sich herumflegeln sieht. Dazwischen krächzen weiße Kakadus und Papageien. Doch ist der Empfangssaal im ersten Stock geschmackvoll nach europäischer Weise ausgestattet; der Raja begegnete mir in demselben mit übertriebener Höflichkeit, und ehe wir zu einem vernünftigen Gespräch kamen, mußte erst, der Sitte des Orients entsprechend, eine Zeit lang über die Frage hin und her gestritten werden, auf wessen Seite die Ehre der Gelegenheit wäre. Als ich aufbrach, winkte der Raja einem Diener, der eine Platte mit verschiedenen goldenen Gefäßen präsentirte. Sourindro griff in zwei derselben hinein, bestrich meine rechte Hand mit Rosenöl und überreichte mir eine kleine, aus einem Bananenblatt gefertigte, mit Goldschaum beklebte Tüte, welche gewürzten Betel enthielt, indem er bemerkte, daß man in Indien „diese Ehre Männern von Rang zu erweisen pflege“. Ich war höflich genug, trotz einer aufsteigenden Uebelkeit gleich in den unsauberen, Zunge und Lippen mit einem unappetitlichen Dunkelroth überziehenden Pansch hineinzubeißen. Nirgends wird so viel Betel gekaut als in Bengalen.

Calcutta besitzt mancherlei Sehenswürdigkeiten, die großartigen Bauten gar nicht gerechnet. Das indische Museum enthält in riesigen Räumen außer seinem berühmten Schatze von Antiquitäten massenhafte systematische Sammlungen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft. Der zoologische Garten lohnt die Besichtigung hauptsächlich wegen der prächtigen Anlagen, weniger wegen der Anzahl der Thiere, denn diese steht hinter den Sammlungen von Berlin und London erheblich zurück. Erwähnen muß ich jedoch einen ungeheuren bengalischen Königstiger, der mir erst eine richtige Vorstellung von dem grauenhaften Schrecken erweckte, den einzelne Exemplare über ganze

Gegenden Indiens verbreiten: es war ein berüchtigter „Menschenfresser“ (man-eater), den man schließlich glücklich in einer Fallgrube gefangen. Das gewaltige Thier war mindestens doppelt so groß, wie die Löwen in einem nahen Käfig. Nur verhältnißmäßig wenigen meiner Leser dürfte bekannt sein, daß diese Menschenfresser eine besondere Klasse unter den Tigern bilden. In neunundneunzig von hundert Fällen wird ein gewöhnlicher Tiger, ein „Wildtödter“ oder „Ochsenschlächter“, einen Menschen, der ihm im Walde begegnet, nicht nur unbehelligt lassen, sondern vor ihm, zumal wenn er mit lautem Geschrei auf das Unthier losstürzt, entsetzt die Flucht ergreifen. Wird jedoch ein Tiger, von Heißhunger geplagt oder bei der Vertheidigung im Verlauf einer Jagd, getrieben, einen Menschen zu tödten, so merkt er, wie leicht ein solcher bewältigt werden kann und wie wohlschmeckend er ist. Von diesem Zeitpunkt an gibt der Tiger seine bisherige Lebensweise auf und verlegt sich ausschließlich auf die Menschenjagd, die er mit einer solchen Schlauheit betreibt, daß manchmal ganze Dörfer veröden, bis es den renommirtesten Tigerjägern, die sich an Ort und Stelle begeben — oft nach langen Mühen — gelingt, die Bestie zu erlegen. Und merkwürdiger Weise verändert sich das Aussehen des Tigers, sobald er ein Menschenfresser geworden ist: das Thier wird größer und wechselt seine Haarfarbe.

Die Hauptzierde Calcuttas ist der weltberühmte botanische Garten, den zu beschreiben, wie er es verdiente, mir leider die nöthigen fachlichen Kenntnisse abgehen: Alles, was Indien an entzückender Vegetation bietet, findet man hier in einer Anordnung, bei welcher der Raum und das Material wahrhaft verschwendet ist, bei einander. Seit einem Jahrhundert arbeiten die sachkundigsten Hände an dem Garten, der jetzt zweihundertzweiundsiebzig Acres (= etwa hundertundzehn Hektar) umfaßt. Den Glanzpunkt bildet der große Feigenbaum (Ficus indica), inmitten einer Wiese ein Wald für sich selbst. Dieser vielbesprochene Baum gehört der bekannten Species an, welche

durch Luftwurzeln neue Stämme bildet — ein wahres Urbild der schöpferischen, sich ewig erneuernden Naturkraft. Schon die Begleiter Alexanders des Großen, welche Memoiren über die indische Expedition geschrieben, wissen mit Staunen von diesem Wunder zu berichten, dem größten unter den Wundern der indischen Pflanzenwelt, von den ungeheueren Bäumen, die grünen auf vielen Säulen stehenden Zelten glichen und in den Laubgängen Hunderten von Menschen Schatten gewährten. Der große Banyanenbaum Calcutta's bestand im Jahre 1882 aus hundertundsiebzig Stämmen, doch senken sich an der Peripherie immer neue Zweige zur Erde hinab, um dort Wurzeln zu schlagen, so daß die Ausdehnung des Baumes und die Anzahl der Zweigstämme in beständigem Zunehmen begriffen ist. In dem genannten Jahre bedeckte der Baum achthundert Fuß im Umkreise; der Umfang des Mutterstammes beträgt einundfünfzig Fuß. — Große Partien des Gartens tragen den Charakter englischer Parks; wie in jenen, kann sich das Publikum ungenirt auf weiten Grasflächen herumtummeln.

An dem Tage meiner Ankunft arrangirten Hörnles das Tiffin im botanischen Garten. Die erforderlichen Utensilien wurden in zwei Wagen hinausgeschafft, und der Mittagstisch auf einer lieblichen schattigen Wiese gedeckt. Schon während der Vorbereitungen zum Essen stürzte ein Raubvogel aus der Luft auf eine Schüssel mit Fleisch herunter, welche Frau Hörnle in der Hand hielt; der eine Flügel riß der überraschten Dame den Hut vom Kopfe, und mir schlug der andere über das Gesicht. Gleich darauf folgte ein zweiter ebenso frecher Versuch, an unserer Mahlzeit theilzunehmen. Um die lästigen Störenfriede zu verscheuchen, die über uns herumkreisten oder von den Zweigen eines nahen Baumes aus eine günstige Gelegenheit abwarteten, hatte ein Häuflein Diener sorgsame Wache an unserem Tische zu halten.

Ungemein lohnend sind die Fahrten durch die Eingeborenenstadt, namentlich durch die engen Bazare, wo in und vor Tau-

senden und Abertausenden lochartigen Läden ein Treiben herrscht, für welches mir kein anderes Gleichniß passend scheint, als das vielgebrauchte vom Ameisenhaufen. Unablässig stürzen Händler auf den Wagen des Europäers zu, die verschiedensten Dinge, Lampen, Stoffe, Schirme, Stöcke, Fächer u. s. w. in der Hand haltend und anpreisend, während das höhere Wesen mit überlegener Nonchalance von allen diesen Angeboten gar keine Notiz nimmt. Verläßt man den Wagen, so hat man Mühe, sich vor den Inhabern der Läden und deren Agenten zu retten; im Begriff, eine der zerbrechlichen Buden zu betreten, wird man von rechts und links bestürmt, ja nicht in diesem, sondern in jenem Laden zu kaufen, wobei Warnungen recht komischer Art in gebrochenem Englisch mit unterlaufen, wie z. B.: Come into my shop! Not go in this shop, Sir! He big thief, he big liar, he my father, Sir! Mehrere Straßen werden ausschließlich von handeltreibenden Chinesen bewohnt, deren Phlegma merkwürdig mit dem unsinnig lärmenden und erregten Wesen der Hindus in den Nachbarstraßen kontrastirt. In den Theilen der Nativestadt, wo das Getümmel nicht so arg ist, kann man sich an den originellsten Straßenbildern ergötzen: kleine Bengalen werden von ihren zärtlichen Eltern vom Wirbel bis zur Zehe mit Kokosnußöl eingeschmiert und dann mit ihrem glänzend-triefenden Ueberzuge, im Uebrigen aber wie sie Gott geschaffen, zum Trocknen in die Sonne gesetzt. Mit Vergnügen gedenke ich eines Mannes, der sich von einem mir bis dahin unbekannten Industriezweige nährte. Er unterhielt zu öffentlichem Gebrauch eine mächtige Pfeife (hukka), gefüllt mit einer dort zu Lande gerauchten Hanfart, deren Genuß ähnliche Wirkungen wie der des Opiums erzeugt, und verkaufte an vorübergehende Liebhaber so und so viel Züge aus derselben zur Erfrischung. Die Gier, mit welcher die braunen Abonnenten sich auf ihre Kosten zu paffen suchten, entsprach der ängstlichen Sorge des Pfeifenbesitzers, seinen eigenen Vortheil zu wahren. Stolzer wie in anderen indischen Städten wandeln die Half-castes in Calcutta einher

(Eurasians *), East-Indians), diese unglücklichen Halbexistenzen, welche so gern Europäer oder wenigstens möglichst europäerartig sein möchten; man sieht dort viele derselben blendend weiße Kleidung und tadellose, elegante Plätthemden mit einer Sicherheit tragen, als ob sie ihr Eigen wären; und doch ist es in Calcutta ein öffentliches Geheimniß, daß die Wäscher (Dhobis) die ihnen anvertraute Wäsche der Sahibs an solche Eurasier auszuleihen pflegen — für 7 Rupien im monatlichen Abonnement. Solche und ähnliche Dinge erscheinen nach einem längeren Aufenthalt in dem Lande, dem Treue und Glauben fast gänzlich abhanden gekommen sind, gar nicht mehr sonderlich wunderbar. Nur ist das betrügerische Treiben in der Hauptstadt unverfrorener als anderswo. Während weiter ins Land hinein die Diener, wenn sie sich zu einer Stellung in einem europäischen Hause melden, sich wohl diskreter Weise die erforderlichen Zeugnisse von einem Bekannten leihen, liegen solche Papiere in Calcutta im Bazar zum Verkauf aus. Ein Herr erzählte mir dort, daß kürzlich ein blutjunger Bengale sich bei ihm gemeldet, mit einem vergilbten Testimonium in der Hand, unterzeichnet von dem berühmten Warren Hastings, welcher von 1773 bis 1785 Governor-General von Indien war.

Leute aus allen Theilen Indiens finden sich in Calcutta zusammen, auch besitzt die Stadt eine namhafte mohammedanische Gemeinde, doch wird der Volkscharakter derselben naturgemäß durchaus von den Eingesessenen des Landes gemacht. Der Bengale ist aus dem indischen Raffengewimmel stets mit Sicherheit herauszuerkennen: an seiner runden Kopfform, den starken Lippen, der dunklen bronzefarbenen Haut und seinem glänzend schwarzen üppigen Hauptthaar. In der Jugend ist er, wenn ihm nicht der rothe Betelsaft an den Lippen haftet, häufig eine ansprechende Erscheinung, mit einem Stich ins Klassische, wobei ihm die gerade aufrechte Haltung und seine Tracht zu

*) Das Wort ist eine geschmacklose Zusammenziehung von Europe und Asia.

Statten kommt: schneeweiße dünne Baumwollenkleidung, welche lose um die Schultern gelegt den Oberkörper in gefälligem Faltenwurf umgibt und den unteren Theil der Beine vollständig unbedeckt läßt. Schon im besten Mannesalter aber zeigt sich ein höchlichst entstellendes Zunehmen der Körperfülle, auf deren Qualität das geringe Gewicht der Leute schließen läßt; man sieht lächerlich kleine und dürftige Ponies unter einem solchen Schwamme munter und ohne Unbequemlichkeit einhertraben. Die Bengalen sind jedoch die geistig beanlagteste und auch am meisten emancipirte Rasse der Hindus: viele haben europäische Kleidung und Lebensweise angenommen. Da sie sich in ungeheuren Massen zu den englischen Examen melden und fast durchweg ihre Konkurrenten anderer indischer Nationalität aus dem Felde schlagen — auch in Benares z. B. sind die besten Zöglinge des Government College im englischen Department regelmäßig Bengalen — gelingt es ihnen auch im weiteren Nordindien zahlreiche höhere und niedere Anstellungen im Staats- und Privatdienste zu erhalten. Zu dem Posten des Buchhalters, Postsekretärs und dergleichen ist der Bengale wie geschaffen. Diener aus dieser Rasse kann der Europäer zu weitergehenden Leistungen anlernen, als andere Inder. Ich habe meinen Leuten nie beibringen können, ein europäisches Buch von dem anderen zu unterscheiden; in Häusern junger deutscher Kaufleute dagegen, wo das kleine Meyersche Konversationslexikon eine wichtige Quelle der Erkenntniß bildet, reagirt der Bengali Bearer (persönliche Diener) zum Erstaunen des Besuchers auf den Befehl: „Choṭā Meyer Sāhib lāo“ (Bringe den kleinen europäischen Herrn Meyer). Aber trotz seiner Fähigkeiten und geringen Kastenvorurtheile wird der Bengale dem Europäer doch nie eigentlich sympathisch, viel weniger als die einfacheren Männer des inneren Landes; denn er ist von einer sprichwörtlichen Unverschämtheit einer- und feigen Unterwürfigkeit andererseits. Eine resolute Calcuttaer Dame besorgt in einem Laden ihre Einkäufe; nachdem sie ihre Auswahl getroffen und die Sachen, namentlich

Konserven, auf einen Stuhl zusammengestellt, beginnt sie mit der landesüblichen Verhandlung über den Kaufpreis; denn ohne energisches Dingen wird der Europäer allerorts in Indien maßlos übervortheilt. Der Inhaber des Geschäfts macht eine respektlose Bemerkung, worauf er die einem insolenten Native gegenüber einzig richtige Antwort erhält: die Dame gibt dem Stuhl einen Stoß, daß sämmtliche Büchsen auf dem Boden herumrollen, und verläßt das Lokal. Aber noch ehe sie draußen in ihrem Wagen sitzt, wälzt sich vor demselben der Sünder mit seinen weißen Kleidern der Länge nach im Straßenkoth, jämmerlich um Bewahrung ihrer Gnade flehend.

Bei meinen Umgängen in Calcutta erfreute ich mich, soweit ich nicht die anregende Gesellschaft des Herrn und der Frau Dr. Hörnle genoß, mehrfach der Begleitung eines jungen gelehrten Brahmanen, Haraprasad Schastri, der früher eine Lehrstelle am Sanskrit College hatte, aber später als Bengali-Uebersetzer in den Municipaldienst Calcuttas getreten war. Eines Morgens holte mich derselbe in aller Frühe aus dem Bette zum Besuche des berühmten Kalitempels in Kalighat (woher nach der besten unter den verschiedenen Deutungen der Name Calcutta kommt); er hatte einen zweiten Brahmanen mitgebracht, dessen Beziehungen zu dem Tempel mir dort die Wege ebnen sollten. Bald lagen die europäischen Theile von Calcutta hinter uns, aber wir hatten noch mehrere englische Meilen Weges durch Straßen zurückzulegen, welche der Fuß oder vielmehr der Wagen des Sahibs nicht zu berühren pflegt. Als wir unfern des Tempels hielten und von zwei Priestern empfangen wurden, konnte ich merken, welch eine ungewohnte Erscheinung ein Europäer in diesem entlegenen Winkel der Stadt ist; ein nackter Mann rief aus einer der nahen Bambushütten höhnend den Priestern zu: „Kommt der Sahib zu Euch als Yajamâna (Opferbringer)?" Der Kalitempel, der größte und berühmteste von allen dieser Specialgottheit der Bengalen geweihten, ist ein häßliches, geschmackloses Gebäude, das sich seinem ganzen Charakter nach nicht von den

Tempeln im übrigen Nordindien unterscheidet; das Gedränge und Geschrei der anstürmenden Massen, die das Götzenbild im Innern sehen und ihre Spenden darbringen wollen, hatte ich zur Genüge schon in Benares kennen gelernt. Am Eingang richtete einer der Priester eine feierliche Ansprache an mich, in der er seiner Freude darüber Ausdruck verlieh, daß mein Besuch in dem Tempel Zeugniß von der Verehrung ablege, welche ich für die Kali empfände. Dann wurde mir eine Blumenguirlande umgehängt und dadurch „ein großer Theil meiner Sünden von mir genommen". So weit war der Empfang ganz sinnreich und nett; in demselben Athemzuge aber wurde mir bedeutet, daß ich von einem bestimmten Platz in einem Seitengebäude gegen Hinterlegung einer Rupie einen Blick auf die Gottheit haben könnte. Noch waren die Thüren des Tempels geschlossen, jetzt aber erhob sich ein sinnverwirrender Tumult: Glocken, Becken und dergleichen Instrumente ertönten, während an die Tempelpforten, weil sie nicht aufgehen wollten, von außen und innen unter Geschrei gehämmert wurde. Als sie sich schließlich knarrend öffneten, stießen die beiden Priester mit aller Kraft die hinzudrängenden Massen zurück und suchten eine schmale Bahn für meinen Blick auf den scheußlichen pechschwarzen Riesenkopf der Göttin mit ihren Glotzaugen und einer metallenen, weit über das Kinn herabhängenden Zunge, frei zu halten. Das Volk tobte vor Aerger, und ein besonders gottesfürchtiger Mann, der sich nicht zurückhalten ließ, verwickelte den älteren Priester in eine solenne Prügelei, welche Beide für einige Augenblicke auf den Erdboden brachte. Meinem mohammedanischen Diener, dem ich das Vergnügen gemacht hatte, ihn dorthin mitzunehmen, stand der Abscheu über all dies unwürdige Treiben auf dem Gesicht geschrieben. Da die Thieropfer im Hofe erst eine Stunde später begannen, ging ich mit meinen beiden Begleitern einstweilen durch enge Gassen von Bambushütten zum Flusse hinunter, zum eigentlichen Kalighat, wo eine verschlechterte Auflage von dem Morgenbade der Hindus in

Benares zu sehen ist. Oben auf dem Ghat saßen zwei Yogins (Büßer, gewöhnlich in Reisebeschreibungen mit dem mohammedanischen Namen Fakirs benannt); beide waren über und über mit Asche bedeckt, ein zerlumpter Schurz bildete ihre Kleidung, das Haar hing ihnen wild und wirr bis auf den Nacken herunter. Ich redete den älteren auf Sanskrit an und fragte, wie man zur Erlösung gelange. Darauf erfolgte in indifferentem Tone eine längere Vorlesung nach einem modernen, wahrscheinlich vom Christenthum beeinflußten System, das die Liebe zu Gott (bhakti) für den Gipfel der Weisheit erklärt. „Für mich gibt es keinen Wunsch mehr, nur noch den Wunsch Gottes (devecchâ)."

„Aber Ihr wünscht doch die Erlösung."

„Nein, ich kenne nur die reine Gottergebenheit."

„Aber neben Euch sitzt ja ein zweiter Yogin; es liegt also doch der Wunsch des Zusammensitzens vor."

„Nein, der andere ist vor zwei Tagen zufällig gekommen, und auch das war devecchâ."

Man darf solche Büßer nicht nach ihrer Heimath, ihrem Alter oder Namen fragen; das wäre eine Beleidigung, denn sie haben eben diese Welt aufgegeben. So weit meine Beobachtungen reichen, muß ich den indischen Asketen das ehrenvolle Zeugniß ausstellen, daß sie es im Allgemeinen mit der Weltüberwindung Ernst nehmen, und für den europäischen Forscher, auf den der Aufenthalt in Indien ernüchternd gewirkt hat, ist es eine erfreuliche Empfindung, in ihnen Männer zu finden, denen das Heil der Seele mehr gilt als alle Güter dieser Welt. Manche Büßer unterziehen sich noch heute wie vor Zeiten den härtesten Kasteiungen; so habe ich öfter in Benares einen Aufarm (Ûrdhvabâhu) gesehen, dessen einer Arm durch das unablässige Emporhalten verwittert und so steif geworden war, daß er nicht mehr in die natürliche Lage heruntergebracht werden konnte. Bei einzelnen Büßern hatte ich freilich den Eindruck, daß sie von dem höchsten Heil noch durch eine starke Scheidewand ge-

trennt waren, durch die Eitelkeit nämlich, welche ihre Seitenblicke auf die bewundernde Menge und namentlich auf den herannahenden Europäer verriethen.

Als wir zu dem Kalitempel zurückkehrten, fanden wir die Ziegenopfer im Gang, deren täglich durchschnittlich dreißig bis vierzig, an einzelnen besonders festlichen Tagen aber bis zu siebenhundert dargebracht werden. Eine rohe Holzgabel ist im Erdboden befestigt, in welche der Kopf des Opferthieres durch ein Querholz festgeklemmt wird, um mit einem Schwerte abgehauen zu werden. Von dem blutigen Schmutz unter der Gabel, der für zauberkräftig gilt, suchten Frauen hastigen Griffes sich etwas anzueignen; doch verhinderten die Priester das nach Kräften. Ich wurde aufgefordert, für mein Seelenheil auch eine Ziege opfern zu lassen, eine Zumuthung, die ich natürlich mit Bestimmtheit zurückwies. Man stellte mir an dem Tage ein Büffelopfer in Aussicht, welches gegen dreißigmal im Jahre stattfindet; aber die Zeit war schon zu weit vorgerückt, als daß ich in der brennenden Vormittagssonne auf dasselbe hätte warten können; denn auch in der kälteren Jahreszeit ist es, wie ich schon in dem Aufsatz über Benares bemerkte, aus Gesundheitsrücksichten nicht rathsam, sich gar zu lange solcher Umgebung und den fürchterlichen Gerüchen der heiligen Stätten auszusetzen. Auf dem Rückwege äußerten sich auch meine beiden Brahmanen mit unverhohlener Geringschätzung über den Kalikultus und die Art, wie er dort geübt wird.

Der 4. Januar 1886 war für mich der originellste Tag, den ich in jenem Theile Indiens verlebte: ich machte an demselben in Dr. Hörnles und des oben erwähnten gelehrten Mahesachandra Begleitung einen Ausflug nach dem dreiundzwanzig englische Meilen von Calcutta entfernten Dorfe Naihati, das durch eine einstündige Fahrt auf der nach Darjeeling führenden Bahn (Eastern Béngal Railway) erreicht wird. In jenem Dorfe befinden sich die merkwürdigen unabhängigen Sanskritschulen (Tols), deren Besichtigung für den europäischen Fach-

mann von ungleich größerem Interesse ist, als alle von der Regierung oder den Missionsgesellschaften gehaltenen Anstalten. Haraprasad war Tags zuvor dorthin abgereist, um unsern Besuch anzukündigen. Die Jungle-Vegetation der bengalischen Niederung entlockte mir während der Fahrt aufs Neue Ausrufe staunender Bewunderung; inmitten derselben liegt Naihati, mit seinen primitiven luftigen Hütten, Strohdächern auf im Boden befestigten Bambusstäben, der richtige Typus eines Bengali-Dorfes. Unser Besuch in den Tols wurde dadurch verzögert, daß ein wohlhabender Besitzer von Naihati die sämmtlichen dort lehrenden Pandits zu einer Ceremonie (Gâyatrîpuraçcaraṇa) und nachfolgendem Diner eingeladen hatte. Bei solcher Gelegenheit erhalten die gebetenen Brahmanen Geschenke, in diesem Fall — wie ich hörte — Jeder fünf bis zwanzig Rupien. Wir entschlossen uns, rasch den Opferveranstalter aufzusuchen, um womöglich die Ceremonie mit anzusehen. In dieser Hoffnung wurden wir leider getäuscht, obwohl man uns artig empfing und zu der Opferstätte hinführte. Man ließ uns das viereckige Loch im Erdboden (kuṇḍa), in welches die Gaben geopfert werden, die verschiedenen Geräthschaften, Blumenguirlanden u. s. w. betrachten, aber die Ceremonie „war schon vorüber". Solche Ausreden pflegen die Hindus aus Höflichkeit oder Aengstlichkeit gewöhnlich zu gebrauchen, wenn sie einem wißbegierigen Europäer den Anblick ihrer religiösen Gebräuche vorenthalten zu müssen glauben. Der Wirth wünschte uns die Enttäuschung zu versüßen, indem er nach unserem Weggang Einiges von dem Festmahl zu unserem (in einem Korbe aus Calcutta mitgebrachten) Tiffin herüberschickte; doch habe ich mich damals ebenso wenig wie bei andern Gelegenheiten überwinden können, die unappetitlichen, in unwahrscheinlichen Farben glänzenden Zucker- und Mehldelikatessen zu berühren. Eine Schar Dorfbewohner hatte sich um uns gesammelt, jedoch nicht in zudringlicher Art, und wechselte freundliche Worte mit uns; ein Mann brachte uns Palmblätterhandschriften, die er geerbt, zum

Ansehen; kurz, das ganze Benehmen der Leute war derart, wie man es der Bevölkerung mancher heimathlichen Dörfer fremdartigen Erscheinungen gegenüber wohl als Muster aufstellen könnte. Als wir zu essen begannen, wurden wir respektvoll gefragt, ob wir jetzt allein zu sein wünschten; denn der Hindu wird ja bekanntlich verunreinigt, wenn Angehörige einer andern Kaste oder gar Outcasts ihn essen oder trinken sehen. Das große Opferdiner drüben war noch immer nicht zu Ende, und so schlenderten wir, dies und jenes in Augenschein nehmend, die Dorfstraßen entlang, an spielenden Kindern vorbei, welche viereckige Drachen ohne Schwänze steigen ließen. Vor einer Hütte sahen wir unter dem Schatten des Strohdaches zwei auf dem Boden hockende Männer, die sich beständig abwechselnd eine Hukka reichten, um je ein paar Züge aus derselben zu thun, mit großer Schnelligkeit Schach spielen. Ein weißes Blatt Papier, auf dem die Felder nur durch Striche abgegrenzt, nicht durch verschiedene Färbung ausgezeichnet waren, bildete das Schachbrett, einfache Holzklötze von verschiedener Größe die Figuren. Unser Herantreten störte die Männer nicht im mindesten. Als ich sah, daß für das Spiel dieselben Regeln wie bei uns galten — nur der König steht auf beiden Seiten links von der Königin (in Indien „Minister“, mantrin, genannt) —, offerirte ich dem einen der Männer eine Partie. Man holte mir eine Kiste zum Sitzen und das Spiel begann, während Dutzende von den Dorfleuten durch das ungewöhnliche Ereigniß angezogen wurden. Ich merkte bald, daß ich es mit einem besseren Spieler zu thun hatte, als ich erwartet, und verlor gleich zu Anfang einen Läufer, was von der Umgebung mit einem Freudengeschrei aufgenommen wurde. Das Spiel fing an mich ungewöhnlich aufzuregen, zumal bei dem lauten Antheil, den das braune Publikum an demselben nahm. Hier war der Sieg eine Art Ehrensache; auch Dr. Hörnle, dessen Rath ich sehr wohl gebrauchen konnte, schien ähnlich zu empfinden. Allmählich gewöhnte ich mich an das primitive Brett,

und meine Position wurde etwas besser. „Der Sahib kennt alle Spielregeln, aber es fehlt ihm an Uebung“ — „der Sahib ist sehr scharfsinnig“, hieß es in der Korona, als ich zum Angriff übergehen konnte. Schließlich stand der König meines Gegners in einer Ecke fest, ich setzte ihn matt, und „mât, mât“ ertönte es laut um uns her.*) Mein Gegner war unfähig, seinen Aerger zu verbergen, und selbst das Kompliment, daß ich nie einen so vortrefflichen Schachspieler angetroffen, versetzte ihn in keine bessere Stimmung; er hockte schweigend da und erwiderte nicht einmal meinen Abschieds-Salam, dafür aber die ganze, immer mehr angewachsene und über unsere Leutseligkeit entzückte Umgebung um so mehr.

Endlich waren, wie man uns ankündigte, die Pandits zu ihren Tols zurückgekehrt; auf dem Wege dorthin sprangen überall völlig unbekleidete Kinder neugierig an uns heran. Wo die ländlichen Hochschulen beginnen, hat man einen Ausblick auf den Fluß, der, wie ein eisgrauer, uns dort mit einem Sanskritverse begrüßender Pandit sagte, alle Sünden von uns genommen habe. In einem massiven Hause waren drei europäische Stühle für Hörnle, Mahesachandra und mich bereit gestellt. Der Besitzer des Grundstücks, eine dort zu Lande ungewöhnliche Hünengestalt mit riesiger Muskulatur, empfing uns mit der Ankündigung, er habe eine Entdeckung gemacht, die er in Sanskritversen ausgearbeitet und drucken lassen wolle, nämlich, daß „Seele“ und „Denkorgan“ ein und dasselbe sei. Vor uns auf dem Boden hockend, las er einen Theil des blumenreichen Unsinns vor, indem er sich mehrfach auf den berühmten Dichter Kalidasa als Autorität berief (!), und erläuterte jeden einzelnen Vers mit Feuereifer auf Bengali. Der treffliche Mahesachandra behandelte den Entdecker sehr cavalièrement und

*) Das Wort ist bekanntlich ebenso wie das Spiel selbst ein orientalisches: in unserm „Matt“ liegt eine Volksetymologie vor. Mât heißt im Arabischen „todt“; also „der König ist todt“.

ließ sich nur zu deutlich merken, wie gering er das Machwerk taxirte. Unser Wirth zitterte vor Erregung, die Disputation wurde sehr lebhaft und artete bald, als verschiedene Leute aus Naihati für ihren Pandit mit Eifer Partei nahmen, in ein solches Getöse aus, daß wir die Sitzung aufhoben und zu den eigentlichen Tols gingen. Es waren nur noch wenige Minuten Weges durch schmale Gassen, zwischen Mauern und Hecken. Die Klassen befanden sich theils im Freien, theils unter Bambushütten, einige auch in Lehmhäusern; überall saßen die Knaben, größtentheils im Alter von zehn bis sechszehn Jahren, auf dem Erdboden, sowie auch die Pandits, von denen einheimische Grammatik, Rhetorik, Philosophie und anderes gelehrt wurde. Die Leitfäden und Texte, welche dem Unterricht zu Grunde lagen, waren fast nur in Handschriften vorhanden, freilich in ganz modernen Vervielfältigungen. Der Gesammteindruck, den diese Schulen gewährten, war in seiner Einfachheit so urindisch, daß man wahrhaftig den die Eigenart des Hinduthums jetzt so rapide zersetzenden Einfluß des nahen Calcutta nicht spürte. Die Knaben hatten in aller Eile zu unserem Empfange poetische Adressen, zum Theil in schwierigen Metren, verfaßt, die sie mit Pathos deklamirten und uns dann überreichten; meist des Inhalts, daß es für „kleine Leute“ keine größere Freude gäbe, als wenn, dem natürlichen Laufe der Welt zuwider, „große Männer“ zu *ihnen* kämen.

Wegen der vorgerückten Zeit mußten wir leider sehr eilen, um unseren Abendzug nicht zu versäumen, und konnten deshalb nicht alle Tols sehen. Aber noch bis auf den Bahnhof kamen uns die zurückgesetzten Pandits nach, mit dem Ausdruck schmerzlichen Bedauerns, daß ihre Schüler nicht Gelegenheit gehabt hätten, ihre Adressen zu verlesen. Ich versprach, wenn irgend möglich, noch einmal zu kommen, und bat einen Mann, die Gedichte zu sammeln und mir nach Calcutta zu schicken.

Ich habe diesen Bildern aus Calcutta und Umgegend nur noch ein Wort über die äußeren Bedürfnisse des Lebens hinzu-

zufügen. Man bekommt in der Hauptstadt alle Speisen in ausgezeichneter Güte, darunter die vortrefflichsten Seefische, welche selbst für den verwöhntesten Gaumen ein seltener Genuß sein dürften, und die Früchte des Landes schöner und mannigfaltiger als irgendwo sonst in Indien. In den großen europäischen Läden der Stadt fragt man kaum nach einem heimathlichen Artikel vergebens und hat denselben meistens nicht einmal mit exorbitanten Preisen zu bezahlen, manche sogar, z. B. Stoffe und Kleidungsstücke, nur um ein weniges höher als in England. Trotzdem ist das Leben in Calcutta nach unseren Begriffen kostspielig; die hohe Hausmiethe, die zahlreiche Dienerschaft, Wagen und Pferde vertheuern dasselbe derart, daß ein einzelner junger Mann zu einer behaglichen und den Anforderungen der guten Gesellschaft entsprechenden Existenz monatlich etwa fünfhundert Rupien (das Anfangsgehalt des Regierungsbeamten), eine kleine Familie achthundert bis tausend Rupien gebraucht. Wer aber dort unter solchen oder besseren Verhältnissen lebte und in der Lage war, die heißen Monate regelmäßig in der kühlen Bergluft des Himalaya zuzubringen, wird später in der Heimath wohl manchmal mit Sehnsucht an die Jahre zurückdenken, in denen er allabendlich zu Roß oder im leichten Gefährt auf der Maidan von Calcutta dahinjagte.

---

6. Sommerfrische im Himalaya.

„Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich dich fort, fort nach den Fluren des Ganges . . ." — Gut, daß solche Dichterwünsche nicht geboren werden, um in Erfüllung zu gehen! Armes Herzliebchen! Wie schlecht würde dir die Reise, zumal im wunderschönen Monat Mai, bekommen sein! Du wärest so plötzlich an des „heiligen Stromes Well'n" versetzt worden, daß du unzweifelhaft an Hitzapoplexie hättest glauben müssen!

Nirgends kann der Gegensatz von Dichtung und Wahrheit so groß sein, als in den Fluren des Ganges. Unter allen Landstrichen Indiens bietet die nördliche Ebene dem Europäer den qualvollsten Aufenthalt. Schon in Bombay war mir selbst von Eingeborenen gesagt worden, denen ich meine Absicht, ein Jahr in Benares zu studiren, mittheilte: „Sie werden dort eine Hitze vorfinden, von der hier Niemand eine entfernte Vorstellung hat." Bereits Ende Februar ist in der Ebene Nordindiens die Sonnengluth nach abendländischen Begriffen unerträglich; und doch steigert sie sich unablässig bis zum Beginn der Regen in der Mitte des Juni. Die erstickenden heißen Winde, welche seit Anfang März den ganzen Tag über zu wehen pflegen, werden nur nothdürftig durch dichte feuchtgehaltene Matten gemildert, welche vor Thüren und Fenstern angebracht sind. Ich will gar nicht den Versuch machen, die unaussprechlichen Leiden zu schildern, deren Opfer der Europäer in jenen Gegenden zur Sommerzeit ist; man male sich dieselben in den denkbar grellsten

Farben aus, und die Vorstellung wird doch noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Zahlen reden hier deutlicher als Worte. Ich habe mir aus dem in Allahabad, der Hauptstadt der Nordwestprovinzen, erscheinenden „Pioneer" die officiellen Temperaturberichte für einige Tage der heißen Zeit herausgeschrieben: am 27. Mai 1886 zeigte das Thermometer 115 Grad Fahrenheit (gleich 36½ Grad Reaumur) im Schatten und 169 Grad Fahrenheit (gleich 61½ Grad Reaumur) in der Sonne; Mitte Juni, kurz vor dem Ausbruch des Monsuns, also zur Zeit der größten Hitze, 125 Grad Fahrenheit (gleich 41 Grad Reaumur) im Schatten und 176 Grad Fahrenheit (gleich 64½ Grad Reaumur) in der Sonne.

Nun habe ich öfter die Anschauung verbreitet gefunden, daß es bei so hoher Temperatur auf ein paar Grade mehr oder weniger nicht ankomme; dieselbe ist aber durchaus unrichtig, denn nirgends ist die Steigerung der Hitze so fühlbar als eben bei diesen hohen Graden. Ich habe es bis 28 Grad Reaumur ganz erträglich gefunden und ohne Unbequemlichkeit bei meiner Arbeit gesessen, von da an aber bedeutete jeder weitere Grad, ja jeder halbe Grad, eine solche Zunahme der Hitze, daß ich glaubte, bei jedem neuen Abschnitt an der Grenze des Erträglichen angelangt zu sein.

Die erste Hälfte der heißen Zeit, März und April, hatte ich in Benares ausgehalten; da fühlte ich, daß meine Arbeitskraft und Widerstandsfähigkeit erschöpft sei; es war für mich die höchste Zeit zum Aufbruch in die Berge. Die Engländer besitzen im Allgemeinen eine weit größere Resistenzkraft der tropischen Hitze gegenüber als wir Deutsche und die anderen europäischen Nationen überhaupt; darauf gründet sich auch zum großen Theil ihr Vertrauen, daß Indien ihnen nicht genommen werden könne.

Unter den verschiedenen zur Sommerfrische für Europäer eingerichteten Stationen des Himalaya, Darjeeling, Naini Tal, Massourie, Simla, wählte ich die erste als die landschaftlich

schönste und für mich am bequemsten zu erreichende: man fährt die ganze Strecke von Benares bis Darjeeling mit der Eisenbahn, allerdings auf dem großen Umwege über Calcutta. In der Ebene Nordindiens darf man in der heißen Jahreszeit nur bei Nacht reisen; eine Tagesfahrt ist eine Tollkühnheit, welche alljährlich so und so vielen Europäern, auch wenn sie die übliche Kiste mit Eis bei sich führen, das Leben kostet. Den Tag meiner Abreise verbrachte ich in keinem beneidenswerthen Zustande, und nur das Bewußtsein, daß es der letzte sei, den ich in jenem Gluthofen verleben sollte, schützte mich vor dem Zusammenbrechen. Die Hitze war von einer solchen Trockenheit, daß gar keine Transpiration erfolgte. Mein Körper brannte, als ob Flammen über ihm zusammenschlügen, die Adern traten starr heraus, der Puls pochte fieberhaft und die Gedanken fingen an sich zu verwirren, daß ich mir mit Eis gefüllte Kompressen auf den Kopf legen lassen mußte.

Um neun Uhr Abends verließ mein Zug Benares. Die indischen Eisenbahnwagen bieten eine unübertreffliche Bequemlichkeit; sie sind nur in zwei Compartments getheilt, in deren jedem vier Lagerstätten — immer zwei nach Art der Schiffskabinen übereinander — die Fensterreihen entlang laufen. Zu jedem Compartment gehört ein besonderes Bade- und Ankleidezimmer. Die Fenster haben blaues Glas und Jalousien auf der äußeren Seite. Man führt vollständige Bettsachen mit sich und läßt sich von einem in der dritten Wagenklasse fahrenden Diener begleiten, der die Lagerstätte bereitet und auf den Stationen zu allerlei nothwendigen Handleistungen sich einstellt. In der heißen Zeit sind in den zwei vordersten Fenstern jedes Compartments dichte Bastmatten angebracht, die durch Umdrehung in einem unten befindlichen Wasserkasten naß gehalten werden. Durch die feuchte Masse kommt der Wind, den die Bewegung des Zuges erregt, gefühlt hinein und fächelt die glühenden Schläfen des Reisenden; alle übrigen Fenster bleiben natürlich geöffnet. Trotz dieser Einrichtungen ist eine Eisenbahn-

fahrt in einer indischen Sommernacht kein Vergnügen; man vermißt, besonders während des Aufenthalts auf den Stationen, unter deren Verdachung sich die Gluth zu einer betäubenden Schwüle steigert, schmerzlich den kräftigen Luftzug des häuslichen Pankha, des schon erwähnten großen indischen Fächers, der von März bis Ende Oktober in jener Gegend unablässig über dem Haupte des Europäers gezogen werden muß. Am nächsten Morgen um sieben Uhr erreichte ich Mokamah, wo es an der Zeit war, den Zug zu verlassen. Durch eine vorherige Korrespondenz mit dem dortigen Restaurateur hatte ich mich dessen versichert, daß ich auf der Station alle für jene Jahreszeit nothwendige Accomodation vorfinden würde, das heißt einen doppelt verschließbaren Raum mit einem Feldbett, Pankha, Bäder, Eis und dergleichen. So verbrachte ich dort den Tag in Ruhe. Gegen fünf Uhr Nachmittags erhob sich in Mokamah ein fürchterlicher Sandsturm, während dessen es fast Nacht wurde und der Staub durch die verschlossenen Fenster und Thüren eindrang. Unmittelbar an diesen Sturm schloß sich ein starkes Gewitter, das von tropischen Regengüssen und Hagelschlägen begleitet war: eine in jenen Monaten höchst ungewöhnliche Erscheinung. Ich trat hinaus und sah die sämmtlichen an der Bahn beschäftigten Kulis eilig umherlaufen und die großen Eisstücke sammeln, diesen für Indien so kostbaren Stoff. Kaum hatten Regen und Hagel nachgelassen, als ein zweiter Sandsturm losbrach. Auf meine verwunderte Frage, woher nach diesem wolkenbruchartigen Regen noch die Staubmassen kämen, wurde mir erwidert: „Der Ganges fließt eine Meile nordwärts von Mokamah, und um das sandige Flußbett zu durchfeuchten, ist viel mehr Regen erforderlich.“ Diesem zweiten Sandsturm folgte ein neues Gewitter, dessen Donner und Blitze mich noch die halbe Nacht nach Bengalen hinuntergeleiteten. Die unerwarteten elementaren Ereignisse hatten eine Abkühlung hervorgerufen, die mich wunderbar erfrischte. Als ich um sieben Uhr Abends Mokamah mit dem Schnellzug verließ, zeigte das Thermometer nur noch

28 Grad Reaumur, eine frische Brise wehte die ganze Nacht über mich hin und schaffte mir einen erquickenden Schlaf, wie ich ihn seit Wochen nicht gekannt hatte. Die Ankunft in Calcutta am nächsten Morgen lehrte mich aufs Neue, was ich schon bei einem früheren Besuche der Hauptstadt erfahren, daß nämlich die dort wohnenden Europäer, im Vergleich mit den nach Stationen im Inneren des Landes Verbannten, eine wahrhaft beneidenswerthe Existenz führen. Das Thermometer zeigte nur 26 Grad Reaumur, ich konnte in den Mittagsstunden in einem freilich verdachten, aber an beiden Seiten geöffneten Wagen ausfahren, um Besorgungen zu machen, ja sogar einen kleinen Spaziergang unternehmen. Während die Vegetation im Nordwesten in jener Zeit dürr und fast erstorben ist, grünt und blüht es in ganz Calcutta.

Am Nachmittage um zwei Uhr verließ der Zug, der mich nach Darjeeling bringen sollte, die Station Sealdah. Obwohl eine Tagesfahrt in jener Gegend keine eigentliche Gefahr bedeutet, hatte ich doch, um die mitgenommenen Getränke kühlen zu können, meine Kiste wieder mit Eis füllen lassen. Dasselbe wird in Calcutta geradezu verschwendet, da der Engländer es dort billiger bekommt, als daheim in London. Schönes klares Maschineneis kostet in Calcutta nur eine halbe Anna (fünf Pfennige) pro Kilogramm, während der Preis desselben z. B. in Benares das Vierfache beträgt. Nach einer heißen, aber nicht eigentlich peinvollen Fahrt von sechs Stunden wird der Ganges erreicht, auf dessen rechtem Ufer die Eastern Bengal State Railway endet. Man überschreitet den Fluß mit einem Dampfboot, nimmt an Bord die abendliche Mahlzeit ein und besteigt auf dem anderen Ufer den Zug der Northern Bengal State Railway, einer engspurigen und in jeder Hinsicht miserablen Eisenbahn, wie sie, glaube ich, in Indien einzig in ihrer Art dasteht. Nachdem man auf den schmalen Lagerstätten der dürftigen, schlecht gebauten und stoßenden Waggons die ganze Nacht durchgerüttelt ist, wird man gegen acht Uhr Morgens

durch ein gutes Frühstück in Siliguri, der Endstation dieser Bahn, gestärkt. In Siliguri ist endlich der Fuß der Berge erreicht, es ist der Ausgangspunkt für die berühmte Himalaya-bahn, eine der wunderbarsten Bergbahnen der Welt, welche siebentausenddreihundert Fuß und somit zu einer Höhe aufsteigt, die nur noch von der Bahn übertroffen wird, welche von Callao, dem Hafen Lima's, über die Anden nach Oroya führt. Und dabei ist es nicht einmal eine Zahnrad-, sondern eine reguläre Eisenbahn en miniature, mit einer Spurweite von nur zwei Fuß. Der Zug besteht aus spielwaarenähnlichen Wagen, die an den Seiten offen sind und je für acht Personen nothdürftig Platz gewähren. Die Fahrgeschwindigkeit ist natürlich gering; um die fünfzig englischen Meilen Distanz von Siliguri bis Darjeeling zurückzulegen, gebraucht der Zug über acht Stunden. Die Steigung beginnt in einem dichten, den Namen Taràî führenden Jungle, dessen tödtliche Fieberdünste weithin berüchtigt sind; den Versuch, in demselben eine Nacht der heißen oder der Regenzeit zuzubringen, bezahlt der Europäer mit dem Leben. Die Bahn dreht und wendet sich in Kurven, die alle fremden Techniker in Erstaunen setzen; mehrfach ringelt sich der Zug förmlich einen Berg hinauf, gleitet dann an schwindelnden Abgründen entlang, dem Rand derselben an einigen Stellen so nahe, daß der aus dem Wägelchen hinausreichende Fuß des Reisenden über demselben schwebt; zuweilen mündet die Bahn in einer Sackgasse, aus welcher die keuchende Lokomotive ihn in eine andere zurücktreibt, so daß stellenweise der Anstieg im Zickzack durch abwechselndes Ziehen und Schieben bewirkt wird. Obwohl Bergrutsche und sonstige Störungen des Verkehrs sehr häufig sind, ist doch seit Eröffnung der Bahn im Jahre 1880 auf der Linie noch nicht der Verlust von Menschenleben zu beklagen gewesen. Im Zuge befand sich der Ingenieur, welcher dieses Meisterstück moderner Technik konstruirt und sich damit den besonderen Dank der Gesellschaft Calcuttas verdient hat, für die jetzt die kühlen Höhen des Himalaya in siebenundzwanzig

Stunden erreichbar sind; Mr. Prestage ist ein älterer Mann von so einfacher Erscheinung und so anspruchslosem Auftreten, daß man in ihm nicht den genialen Erbauer der Himalayabahn vermuthet.

Die jeden Augenblick wechselnde Scenerie vereinigt in sich das Großartige und Liebliche; ich unterschreibe nicht das gewöhnliche Urtheil, daß der Himalaya zwar an Großartigkeit die Schweiz weit übertreffe, aber an Schönheit hinter ihr zurückstehe. Wohl fehlen die Seen und die grünen Matten, auf denen die Herden ihr melodisches Geläut erklingen lassen — die ungeheuren Theepflanzungen auf den Halden des Himalaya vermögen dafür keinen Ersatz zu bieten —, doch hält die Schönheit der Linien, der Formenreichthum, die Fülle der Farbeneffekte sehr wohl einen Vergleich mit den Alpen aus. Und was man im Himalaya vermissen sollte, wird überreich aufgewogen durch die stolze Majestät der Bergriesen, neben denen die höchsten Spitzen Europas nur zwerghaft erscheinen. — Nach fünfstündiger Steigung wird Karseong erreicht. Während bis dahin die Wärme noch recht respektabel war, beginnt jetzt eine rapide Abkühlung: man thut gut, schon in Siliguri die leichte indische gegen warme europäische Kleidung zu vertauschen; ich hatte es gethan, mußte mich aber trotzdem sehr bald hinter Karseong dicht in wollene Decken einhüllen. Viele Reisende bleiben deshalb einige Tage in jener Station, um bei dem ungeheuren Temperaturabstand wenigstens den schroffen Uebergang zu vermeiden; man weiß, daß der Kirchhof von Darjeeling eine große Zahl europäischer Grabschriften aufweist. Indessen darf man kaum die kühle reine Bergluft jenes Eldorados verantwortlich machen, wenn die Reise dorthin von manchen in der Ebene Erkrankten so spät angetreten wird, daß sie in dem ersehnten Sanatorium nur anlangen, um dort an Entkräftung zu sterben.

Die an der Straße liegenden Dörfer werden oberhalb von Karseong immer charakteristischer. Unter den Bergvölkern des östlichen Himalaya sind die Bhutias das zahlreichste. Der ethnologischen Stellung nach nicht zu den indischen Völkern,

sondern zu der mongolisch-tatarischen Familie gehörig, sind sie, wie die stammverwandten Lepchas, Limbus u. s. w., von einer wahrhaft abschreckenden Häßlichkeit. Die runden bartlosen Gesichter mit den kleinen, scharfgeschlitzten Augen und der breiten, eingedrückten Nase sehen überaus falsch und hinterlistig aus, ein Eindruck, den das lange säbelartige Messer nicht abschwächt, welches von jedem Manne im Lederfutteral über seinem schafwollenen Kittel im Gürtel getragen wird. Indessen trügt hier der Schein. Die Bhutias sind treu, zuverlässig, liebenswürdig und humoristisch. Ein einziger Zug wird genügen, um ihre Ehrlichkeit in das günstigste Licht zu stellen. Die Bhutiafrau ist ebenso eitel wie ihre Schwester unten in Indien, deren Wünsche in männlicher Nachkommenschaft und Schmuck aufgehen. Nun sieht man in jener Gegend mit Ueberraschung, wie die ärmsten Bhutiaweiber ein förmliches Vermögen zur Schau tragen, jedenfalls ihre und ihrer Männer sämmtliche Ersparnisse; an einer bis weit über die Brust herabhängenden Schnur ist Rupie neben Rupie, eine Silbermünze in der Größe eines Zweimarkstückes, aufgereiht, und häufig umschlingt den Hals noch ein zweites engeres Band aus Halb-Rupiestücken. Eine Arbeiterfrau, die im Monat vier bis fünf Rupien verdient, trägt am Halse nicht selten fünfzig bis hundert Rupien, und mit diesem Schmuck kann sie ungefährdet auf den einsamsten Bergwegen herumwandern. — Die Bhutias sind kräftig und muskulös, von gedrungener, untersetzter Gestalt, und tragen das volle dunkle Haupthaar ausnahmslos in Zöpfen, die Männer in einem, die Frauen in zweien.

In den Dörfern, in welchen der Zug hält, stehen die Kinder dicht an demselben und schreien, indem sie den Takt dazu treten, unabläßig und mit schwer nachahmlicher Schnelligkeit: Slám, Säb, Bóksis! (Säläm, Sähib, Bakhshīsh). Man bewundert die Leistungsfähigkeit dieser kleinen Lungen, wartet aber doch mit Ungeduld auf den Moment, in welchem die Kraft der Schreihälse erschöpft ist. Endlich können sie nicht mehr, aber nur

wenige Sekunden Ruhepause sind den erschütterten Ohren des Reisenden vergönnt. Zwei- oder dreimal schöpfen die Kleinen Athem, und mit neuer Macht beginnt das Stampfen und Schreien: Slám, Säb, Bŏksīs ohne Ende! Noch nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt und den Ort verlassen, dröhnt uns aus der Entfernung das Slám, Säb, Bŏksīs in den Jammertönen unbefriedigter Sehnsucht nach.

Um fünf Uhr Nachmittags langt man in Darjeeling an; es ist der einzige Zug, welcher innerhalb vierundzwanzig Stunden hinaufgeht, wie auch ebenso nur ein korrespondirender Zug täglich hinabfährt. Ich hatte eine Bahnfahrt von drei ganzen Nächten und noch über sechzehn Tagesstunden hinter mir, als ich mich in einer der behaglichen Pensionen Darjeelings einrichtete und zunächst in dem Kamin meines Zimmers ein Feuer machen ließ, an das ich fröstelnd heranrückte. Welch ein Wechsel war das!

Darjeeling gewährt einen vollen Ausblick auf die unermeßlichen Schneeberge im Norden, deren Höhe den Beschauer so überwältigt, daß er erst nach mehreren Tagen sich an den Gedanken ihrer Wirklichkeit gewöhnt; vor allen Dingen auf den stolzen Kinchinjinga, welcher mit seinen mehr als 28 000 Fuß die gewaltigen Nachbarn noch um 3000 Fuß überragt. Die Stadt liegt auf einem ziemlich steil abfallenden Bergrücken vollständig im Grünen; in Europa beginnt in dieser Höhe das ewige Eis, im Himalaya, wenigstens auf dem Südabhange dieses Theiles des Himalaya, liegt die Schneegrenze 17 000 Fuß über dem Meeresspiegel. Der größere Theil von Darjeeling ist europäisch, die meisten Häuser sind von einander durch Gärten, Parkanlagen oder Wald getrennt. Neben dem indischen Aschoka und Deodar (Devadaru), einem prachtvollen Nadelholzbaum in der Form unserer Tanne, übrigens einer Abart der Ceder des Libanon, neben Magnolien, Rhododendren und Gardenien, deren weiße kamelienförmige Blüthen einen berauschenden Duft verbreiten, sieht man europäische Bäume, Sträucher und Pflanzen:

die Theerosen wuchern förmlich, Himbeeren und Brombeeren wachsen wie bei uns an den Rändern der Wege, in den Gärten zieht man Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen und Pfirsiche; doch sind die Früchte nicht sonderlich. Fast alle Wege in Stadt und Umgebung führen steil bergauf oder bergab; Wagen existiren deshalb nicht. Das Fußwandern ist beschwerlich, und zwar, sei es in Folge der dortigen Bergluft oder des vorangegangenen Aufenthalts in der Ebene, auch für rüstige Fußgänger sehr viel beschwerlicher als unter den gleichen Verhältnissen in Europa. Jedermann reitet in Darjeeling auf den stämmigen Bergponies, die mit unglaublicher Sicherheit auf den abschüssigsten Pfaden klimmen; Damen halten sich außer ihrem Pony eine Sänfte (Dandy) und drei Bhutiaträger, deren jeder neun Rupien im Monat bezieht und dafür vollständig im Dienste der Mam Sahib steht. Man blickt mit Vergnügen auf die frischen, freudigen Mienen der Europäer, namentlich auf die rothbackigen Kinder, nachdem man dort unten in dem Höllenkessel nur matte, gelblich fahle und eingefallene Gesichter um sich gesehen. Und doch vergißt man nicht, unter welchen Breitengraden man lebt. Wenn die Sonne scheint, ist es noch immer der mörderische Feind, den man unten in Indien oft des Morgens mit einem Anflug ohnmächtiger Verzweiflung sich drohend erheben sieht. Man darf auch in Darjeeling nicht riskiren, ohne den dicken Hut aus Sholaholz ins Freie zu gehen, und die Bergsteiger berichten, daß auf den höchsten Stätten des Himalaya, die der menschliche Fuß betreten, trotz der eisigen Kälte die Kraft der Sonnenstrahlen und die Gefahr des Sonnenstichs die nämliche sei wie in der Ebene.

Das gesellige Treiben ist in Darjeeling sehr rege. Bei günstiger Witterung sind die Lawn Tennis Grounds jeden Nachmittag von munteren Scharen bevölkert, zweimal in der Woche ist Tanz in den Assembly Rooms; hie und da wird von Dilettanten zu wohlthätigem Zweck Komödie gespielt. Fast täglich werden Picknicks in den nahen Wäldern arrangirt, bei denen es

den Engländern auf alles Andere mehr anzukommen scheint, als auf die großartige Natur. Solche Ausflüge sind kostspielig und erfordern umfassende Vorbereitungen: eine kleine Gesellschaft benöthigt einen förmlichen Troß von Sänftenträgern, Pferdeknechten, Kulis zum Transporte der Speisen und Getränke, des Kochgeschirrs, der Büchsen u. s. w. Wer im Himalaya wirklich Erholung sucht und Darjeeling mit seiner zauberhaften Umgebung zu genießen wünscht, wird gut thun, sich von diesem gesellschaftlichen Leben nach Kräften fern zu halten. Die persönliche Sicherheit erfordert auch bei weiteren Touren kaum den Anschluß an einen größeren Kreis von Gefährten. Wohl gibt es Leoparden, Panther, Tiger und namentlich Bären in jenen Bergen, doch treffen Europäer bei ihren Wanderungen oder Ritten sehr selten wilde Thiere an, und wenn es geschieht, werden sie fast immer unbehelligt gelassen; alle jene Thiere sind in der Wirklichkeit nicht so bösartig wie in der Naturgeschichte. Aus der Zeit meines Aufenthalts in Darjeeling ist mir nur ein einziger Fall erinnerlich, daß ein Bhutia bei Nacht von einem Bären zerfleischt wurde, allerdings in unmittelbarer Nähe des Ortes. Mir ist auch auf den weitesten Ausflügen, die ich theils mit einem Bekannten, theils allein und unbewaffnet oft ganze Tage lang durch Berge und Wälder unternommen, niemals etwas begegnet, das mich hätte beunruhigen können.

Den merkwürdigsten Gegensatz zu meinen früheren Vorstellungen von dem ländlichen Leben in einer Station des Himalaya bildete ein Festball, der am Geburtstage der Königin von dem damaligen Lt. Governor von Bengalen, Sir Rivers Thomson, gegeben wurde. Wer zu dieser hohen Stellung aufrückt, ist in der glücklichen Lage, die heißen Monate hindurch in Darjeeling residiren zu dürfen. In den strahlenden Sälen der schloßartigen Villa, die, wie alle Häuser in Darjeeling, einen besonderen Namen führt — Shrubbery, wegen der buschigen Parkanlagen, von denen sie umgeben ist —, wogte eine europäische Gesellschaft von zweihundert bis zweihundertundfünfzig

Personen. Eine wohlgeschulte Militärkapelle spielte zum Tanz, Champagner und die ausgesuchtesten Delikatessen waren ein matter of course. Die Toiletten der Damen wären selbst für großstädtische Verhältnisse ungewöhnlich elegant gewesen.

Diese Flottheit des Lebens hat natürlich auch in Darjeeling ihre bedenkliche moralische Schattenseite. Viele Damen der höheren Gesellschaftskreise sind monatelang dort oben von ihren Männern getrennt, die in der glühenden Ebene durch ihren Beruf festgehalten werden. Da liefert nun der Verwaltungsapparat, der mit dem Gouverneur von Bengalen hinaufzieht, und ein Offiziercorps, das in dem nahen Convalescent-Depot Jelapahar stationirt ist, den Stab, der in den Mußestunden nur zu bereitwillig ist, den Strohwittwen die Langeweile zu vertreiben. Man spricht dort mit französischer Leichtigkeit von solchen Liaisons, der Ton der Unterhaltung ist ein ungemein freier, und es geschieht wohl mancherlei, was das Licht zu scheuen hat. Die Frivolität der Bergstationen ist bei dem gediegenen Mittelstand in Indien wahrhaft berüchtigt; was ich von Darjeeling sagte, gilt ebenso von Naini Tal, der Sommerresidenz des Lt. Governor der Nordwestprovinzen, und in noch höherem Grade von Simla, wohin der große vicekönigliche Apparat von Calcutta bei Beginn der heißen Jahreszeit übersiedelt.

Ich habe mich oft mit stiller Freude aus dem geräuschvollen Treiben der Gesellschaft in die erhebende Einsamkeit des Gebirges zurückgezogen. Wenn man sich an die gähnenden Abgründe am Rande der schmalen Bergpfade gewöhnt*) und das nöthige Zutrauen zu der Geschicklichkeit seines kräftigen zottigen Ponys gewonnen hat, der mit seinen breiten Hufen über riesige Felsblöcke klimmt, und nicht mehr auf die Steine achtet, die sich unter seinen Tritten loslösen, um in weiten Bogen die Abhänge herunterzuspringen, dann bieten Ritte in der Umgegend von

---

*) Jetzt sind, wie ich aus Calcutta erfahre, sämmtliche Wege in und um Darjeeling durch Geländer gesichert.

Darjeeling dem Naturfreund Genüsse, wie er sie nicht an vielen Stätten auf dieser Erde wiederfinden wird. — Meine Lieblingstour bildete der Weg um den Hügel nordwärts von Darjeeling, den die Engländer Birchhill getauft haben. Der Pfad führt beständig durch Wald, doch ist dieser so ausgeschnitten, daß man fast überall den Blick auf die Vegetation nach unten, oft auch nach oben, und dazu herrliche Fernsicht hat. Aus der Tiefe ragen Bäume mehrere Hundert Fuß hoch über das Buschwerk empor, und von allen den Riesenarmen, die sie ausstrecken, wallen die Schlingpflanzen bis unten herunter und herüber zu den Aesten anderer Bäume, den Charakter der Undurchdringlichkeit dieses wildverschlungenen Waldes noch verstärkend. In dem Gebüsch wechseln starke fußlange Blätter mit dem zartesten hellgrünen Laube ab. Dieser semitropische Urwald birgt nur wenige europäische Baumarten außer dem Ahorn, der Birke und der Kastanie, dagegen erinnern die Pflanzen am Wege in größerer Zahl an die Heimath: Alpenveilchen, rother und weißer Fingerhut, Geranium, das liebliche Maidenhair u. a. Die Eiche des Himalaya ähnelt der immergrünen Eiche Italiens; neben ihr steht der Deodar, der Aschoka, der wilde Feigenbaum, die zum Baum herangewachsene Theestaude und der herrliche, gerade für diese Berghöhe charakteristische Farnbaum (fern-tree), den man aus einiger Entfernung für eine Palme hält: ein schlanker dünner Stamm steigt zwanzig bis dreißig Fuß in die Höhe, und oben breiten sich symmetrisch nach allen Seiten die riesigen Farnblätter aus. Auf den Stämmen und Aesten niederer Bäume wachsen als Parasiten schöndunftende Orchideen; Rhododendren aller Art und Magnolien sind mit Blüthen übersäet. Wahrhaft erstaunlich ist die Fülle der verschiedensten Farnkräuter, von den zierlichen Gold- und Silberfarnen bis zu unseren bekannten Sorten herunter, und wohl selten versäumt ein Sommergast, aus Darjeeling einige Dutzend Varietäten in gepreßtem Zustande mit sich zu nehmen. — Im Walde hört man den Schlag der Amsel, des Rothkehlchens und den heimischen Kuckuckruf, doch

stößt daneben auch der indische Kuckuck (Sanskrit kokila, hind. koïl) seine schrillen Töne aus. Ja, der Kokila gehört auch in das Kapitel der indischen Enttäuschungen. Wie oft habe ich in früheren Jahren, wenn ich in der indischen Lyrik von dem lieblichen Gesange des Kokila las, in einem Gefühl unklarer Schwärmerei den Wunsch gehegt, nur einmal den Kokila singen zu hören! In Benares sollte mir dieses Glück zuerst zu Theil werden. In einer Nacht bald nach dem Hereinbrechen der Hitze schreckte ich dort von meinem Lager auf; denn ein markerschütternder Ton hatte mein Ohr getroffen, den ich zuerst für den Verzweiflungsschrei eines zu Tode geängstigten Menschen hielt, bis die Wiederholungen mich erkennen ließen, daß der Ton nicht von einem Menschen, sondern von einem Thiere herrührte. „Was war das für ein schreckliches Angstgeschrei heute Nacht?" fragte ich am nächsten Morgen meine Diener. — „Das war ein Vogel, Sahib, der Koïl!" — der poetische Kokila mit seinem schmelzenden, melodischen Gesang!

Die merkwürdige Vorliebe der Hindus für die abscheulichen Töne des Kokila erklärt sich durch die musikalische Anlage des Volkes, auf welches selbst die schönste abendländische Musik nicht den geringsten Eindruck macht; mit Entzücken dagegen lauscht der Hindu Stunde auf Stunde den scharfen, schrillen, ewig wiederkehrenden Tönen der eigenen Musik, die den ungeheuerlichsten Instrumenten entlockt wird.

Es fehlt nicht an Zielpunkten für andere lohnende Ausflüge in nächster Nähe von Darjeeling. Der kahle Berg Jelapahar oberhalb des Ortes gewährt eine weite Rundschau, und von dem sechs englische Meilen von Darjeeling entfernten früheren, seit einiger Zeit jedoch als zu kalt verlassenen militärischen Convalescent-Depot Senchal (8610 Fuß hoch) sieht man des Morgens bei klarer Witterung den Mount Everest — oder nennen wir ihn lieber mit dem ehrwürdigen einheimischen Namen Gaurisankar, wenn auch im allgemeinen Sprachgebrauch die Gottheiten Durga und Schiwa, die nach indischem Glauben

auf dem Berge thronten und deren Bezeichnungen in diesem Namen verschmolzen sind, dem trigonometrischen Vermesser haben Platz machen müssen. Uebrigens ist dieser Berg lange Zeit mit Unrecht für den höchsten auf Erden gehalten worden, wie durch den berühmten Bergsteiger Graham vor einigen Jahren auf der Höhe des Kabru (24 000 Fuß über dem Meeresspiegel) festgestellt werden konnte, von wo aus in den unbekannten Regionen jenseits des Gaurisankar noch zwei bedeutend höhere Erhebungen sichtbar wurden.

Auf dem öden Plateau von Senchal, wo es so kalt ist, daß ich selbst bei Sonnenschein meines Ueberziehers bedurfte, bietet sich dem Beschauer ein entzückendes Gebirgspanorama, das bei günstiger Beleuchtung fast alle Farben des Spektrums aufweist. In Senchal befindet sich außer den zerfallenen Fundamenten der Baracken nur ein Traveller's Bungalow, ein Absteigequartier für Reisende, das von einem einsamen Bhutiawächter gehütet wird. Will man sich dasselbe nutzbar machen, hat man nicht nur Speisen und Getränke, sondern auch Bettsachen mit hinaufzuschaffen. Wenn man dort nächtigt und sein Pferd draußen anbindet, muß man übrigens auf dieselbe Ueberraschung gefaßt sein, die unlängst einem Engländer zu Theil wurde, der am nächsten Morgen von seinem Pony nur noch einige Knochen vorfand; ein Tiger hatte, während er schlief, sein Nachtmahl gehalten. Die Anhöhe oberhalb Senchals trägt den bezeichnenden Namen Tigerhill. Die zweite Hälfte des Weges nach Senchal führt durch einen Urwald, der fast ebenso dicht ist, als der eben beschriebene auf Birchhill.

Einen wunderbaren Eindruck macht es in jenen Bergen, die Wölbung eines im Thal stehenden Regenbogens tief unter sich zu sehen. Oft hat man ein Wolkenmeer oben und unten, befindet sich aber selbst in einer ganz klaren Luftschicht von einigen Tausend Fuß. Hellt es sich nach starken Güssen gegen Abend auf, so ist der Anblick der Schneeberge besonders großartig; bei Sonnenuntergang glitzern dann ihre Spitzen silbern,

während die Flächen in hellblauem und mattgrauem Schimmer leuchten; es ist das eine weit schönere Stimmung, als die bei den Engländern besonders beliebte rothe Beleuchtung der aufgehenden Sonne. Sir Joseph Dalton Hooker, ein hervorragender Schriftsteller über den Himalaya, schildert in seinen „Himalayan Journals" den Eindruck, welchen die Gebirgslandschaft jener Gegend auf ihn gemacht, mit folgenden Worten: „Von Darjeeling hat man eine Aussicht, der Nichts zur Seite gestellt werden kann, auf die unbestritten großartigste bekannte Landschaft der Schneegebirge des Himalaya, folglich der ganzen Erde. Die beredtesten Beschreibungen, welche ich gelesen habe, waren nicht im Stande, meinem geistigen Auge die Gestalten und Farben der Schneegebirge vorzustellen oder Gefühle zu erwecken, die sich mit dem vergleichen lassen, was ich empfand, als ich diese erhabene Naturerscheinung in der Wirklichkeit vor mir sah. Es ist besonders die Präcision und Schärfe der äußeren Umrisse des Gebirges, die dem Beschauer auffällt, noch mehr aber das wunderbare Farbenspiel an den schneebedeckten Seiten, das von dem glühendsten Orange, Gold und Rubinroth, welches die von der aufgehenden oder untergehenden Sonne erleuchteten Wolken auf die Berge werfen, bis zu der gespenstischen Bläffe wechselt, die mit der Dämmerung folgt, wenn das Roth vor dem nun an seine Stelle tretenden Grau zurückweicht."

In Darjeeling, wie überhaupt im Himalaya, setzt die Regenzeit viel früher ein und währt länger als in der Ebene; eigentlich beständig ist die Witterung nur von Oktober bis März. Doch kann man auch in der übrigen Zeit des Jahres auf schöne Tage und Wochen rechnen. Des Abends fallen nicht selten sehr dichte Nebel, in denen man eigenthümliche optische Erscheinungen beobachten kann. Ich hatte mich mehrfach über die abergläubischen Bhutias amüsirt, welche mir versicherten, daß es in Darjeeling viele Dämonen (hind. bhût) gäbe, die aber nach guter Gespensterart nur bei Nacht sichtbar wären. Sie zeigten dazu die dolchartigen Instrumente, dreikantige stumpfe Messing-

stößer, mit denen die Lamas, die buddhistischen Priester, symbolische Bewegungen machen, welche den Tod dieser Dämonen herbeiführen sollen. Wenn ich mir einen Scherz darüber erlaubte, wurden die Leute ganz erregt und betheuerten, daß sie oft genug die riesigen menschenähnlichen Ungeheuer im Dunklen gesehen. Da gehe ich eines Nachts von einer Abendgesellschaft nach Hause; mein Wirth entläßt mich mit dem Wunsche: „Hope, you won't meet a bear“ und einem Hinweis auf den ungewöhnlich starken, inzwischen hereingebrochenen Nebel. Derselbe ist in der That so dicht, daß ich trotz der Laterne, welche mein Diener neben mir trägt, nur gerade den Boden unmittelbar vor meinen Füßen erkennen kann. Plötzlich erblicke ich einige Schritte neben mir auf der der Laterne entgegengesetzten Seite mein Abbild dunkelschwarz und mit ganz scharfen Umrissen in vielleicht zehn- bis fünfzehnfacher Vergrößerung in dem Nebel, nicht etwa auf einer Bergwand. Ich machte meinen Diener auf diesen merkwürdigen Reflex aufmerksam und fragte, wie man so etwas auf Hindustani nenne. „Parchâîṅ“ (Schattenbild), erwiderte der aufgeklärte Mohammedaner. „Das ist's, was die Leute hier für Dämonen halten?“ — „Yiḥ hâṅ, dieses ja, Sâhib.“

Sonntag Vormittags ist der große Bazar in dem unteren Stadttheile Darjeelings, auf dem alle Erzeugnisse der Umgegend und mancherlei schlechte europäische Sachen zu haben sind. Hier ist der Früchtemarkt, zu dem beständig aus Calcutta in der heißen Zeit Mangos, Melonen u. s. w. heraufgeschickt werden; dort wird Oel, hier Getreide verkauft, daneben liegen billige Regenschirme aus Manchester und europäische Spielsachen, von denen die Amorcepistolen eine besondere Anziehungskraft für die Bhutiajugend zu haben scheinen. Alles natürlich im Freien auf ebener Erde. Auf einem größeren Platze stehen neben Geflügel Schafe und Ziegen zum Verkauf, die riesigen innerasiatischen Thiere mit ihren großen, starken, gewundenen Hörnern. Nur wenige Händler verstehen außer den Zahlen noch

ein paar Worte Hindustani — die Sprache der Bhutias ist ein tibetischer Dialekt —, aber man verständigt sich trotzdem leicht. Da jedes unwillkürliche oder beabsichtigte Mißverständniß den naturwüchsigen Humor der Verkäufer anregt, hat das bunte Marktgewimmel einen viel liebenswürdigeren Anstrich als unten in Indien. Ein Europäer braucht nur einem Bhutia einen scherzhaften Klaps auf den Rücken zu geben oder sich einen Spaß mit den ausgestellten Waaren zu machen, so strahlen nicht nur die Schlitzaugen des häßlichen nasenlosen Menschenkindes vor Freuden, sondern auch die Umgebung bricht in ein schallendes Gelächter aus, das oft kein Ende nehmen will. Ich habe auf dem Wochenmarkt in Darjeeling merkwürdigerweise von Europäern nur Landsleute angetroffen; die Engländer scheinen gar keinen Sinn für dieses fremdartige Volksthum zu haben. — Zu den beachtenswerthen Erscheinungen in dem Marktgetriebe gehören auch die buddhistischen Bettelmönche, welche den Gemüsefrauen ihre Ständchen bringen. Vier bis fünf schmutzige Lamas pflegen eine einförmige näselnde Melodie abzusingen unter der Begleitung von Handtrommeln, die mit einem Stiel versehen sind und so geschwungen werden, daß zwei Klöppel auf die beiden Felle niederfallen. Sie führen einen Sack mit sich, in welchen der Ertrag der Bettelmusik, das den Faulenzern mitleidig geschenkte Grünzeug, gesteckt wird; doch scheinen sie nicht immer die Herzen der Marktfrauen zu rühren, wenigstens habe ich gesehen, daß einzelne nicht die geringste Notiz von den „verehrungswürdigen Geistlichen" nahmen — wie sie in der buddhistischen Kirchensprache heißen —, obwohl dieselben Gesang und Trommelklang ohne Pause eine Viertelstunde lang erschallen ließen.

Etwa tausend Fuß unterhalb Darjeelings auf dem Ostabhange liegt ein Bhutiadorf, in welchem sich einer der buddhistischen Tempel befindet, mit denen von dort an nach Norden zu alle bewohnten Gegenden angefüllt sind. Ein sehr steiler Zickzackweg führt von Darjeeling nach diesem Dorfe hinunter, so

steil, daß ich gegen das Ende selbst meinem bewährten Pony nicht mehr traute, abstieg und ihn am Zügel hinter mir herführte. Das Dorf selbst machte einen recht dürftigen Eindruck: Häuser aus Holzlatten, mit Stroh gedeckt, wechseln mit Lehmhütten: zwei oder drei massive weiße Gebäude heben sich aus der kläglichen Umgebung heraus. Vor dem Tempel, der sich aus der Entfernung wie ein europäisches Haus ansieht, empfing mich der „kleine Lama" (Unterpriester), um schleunigst in das Dorf zu eilen und den „großen Lama" zu holen, der die Schlüssel zu dem Inneren des Tempels bei sich führt. Inzwischen hatte ich Zeit, mich draußen umzusehen. Der Tempel war im Geviert von dicht neben einander stehenden Flaggenstangen umgeben, an denen lange schmale Streifen aus grauem Zeuge flatterten; auf denselben standen Gebete in tibetischer Schrift. Der Buddhismus jener Gegenden, dessen Priester unter dem Groß-Lama in Lhassa stehen, trägt einen durchaus tibetischen Charakter; das bedeutet eine solche Entfernung von den Lehren, den Gebräuchen und dem Kultus des ursprünglichen Buddhismus, daß man das heutige Produkt der kontinuirlichen Veräußerlichung und Verflachung gar nicht mehr für dieselbe Religion ansehen kann.

Der Buddhismus ist bekanntlich eine reformatorische Religion, welche im fünften Jahrhundert v. Chr. in Nordindien von einem Manne vornehmer Abkunft gegründet wurde und welche im Gegensatz zu dem Brahmanenthum lehrt, daß Jeder ohne Unterschied der Kaste und der Nation zur Erlösung gelangen könne durch vollständigste Weltentsagung und höchste Bethätigung praktischer Liebe seinen Mitgeschöpfen gegenüber. Der Stifter dieser Lehre, der edle Gautama von Kapilavastu, der den irdischen Besitz mit dem Almosennapf und dem Bettlergewand vertauschte, wußte, daß er nach heißem Ringen eine höhere Erkenntniß gewonnen, daß er ein Recht habe, sich Buddha, den Erleuchteten, den Erweckten, zu nennen. Und bald hatten sich Hunderte und Tausende um ihn gesammelt, Hunderttausende

und Millionen zu seiner Lehre bekannt, der Religion der Alles umfassenden Liebe und Milde. Durch Sendboten wurde der neue Glaube nach Hinterindien gebracht, nach Innerasien, nach Japan und China; aber in seinem Heimathlande stand ihm ein trauriges Geschick bevor: auf der vorderindischen Halbinsel ist der Buddhismus durch das Brahmanenthum wieder vernichtet worden, theils durch das Schwert, theils durch eine Art Gegenreformation. Nur auf Ceylon hat er sich erhalten, und nach dem Himalaya ist er von Norden, aus Tibet, später gebracht worden. Dort nun sind aus der alten Zeit Namen und Formeln geblieben, Inhalt und Zweck der ursprünglichen Lehre dagegen völlig verloren. Ganz anders steht es mit dem Buddhismus auf Ceylon, wo derselbe in allen seinen Aeußerungen einen sehr viel vornehmeren Eindruck macht als in den nördlichen Pflanzstätten, und nicht nur den ursprünglichen Charakter in verhältnißmäßiger Reinheit, sondern auch die Sprache des primitiven Buddhismus, das Pali, zu gelehrten Zwecken bewahrt hat.

Um die eben erwähnten Flaggenstangen auf der Außenseite herum wallfahrtete ein gläubiger Bhutia, d. h. er warf sich auf den Boden, rutschte eine Strecke vorwärts, den Kopf zur Erde geneigt, richtete sich dann auf, die zusammengelegten Hände in die Höhe hebend, um sich wieder hinzuwerfen und die Procedur aufs Neue zu beginnen. In der offenen Vorhalle des Tempels fand ich sechzehn stattliche Gebetstrommeln, die, wie Alles in dem Heiligthume, unglaublich schmutzig waren, so sehr, daß sich die ursprünglichen Farben schwarz, roth, grün und die goldfarbigen Buchstaben der außen aufgemalten Gebete kaum mehr erkennen ließen. Diese Gebetstrommeln oder -Mühlen, wie man gewöhnlich sagt, sind eine dem findigen Norden eigene, den südlichen Buddhisten unbekannte Einrichtung: es sind mit Papier, auf welches Gebete gedruckt oder geschrieben sind, angefüllte Cylinder, welche senkrecht zwischen zwei Brettern befestigt und sehr leicht drehbar sind. Durch jede Umdrehung erwirbt der Gläubige dasselbe Verdienst, als wenn er die in dem Cylinder



befindlichen Dokumente heruntergebetet hätte. Man hat auch metallene Handtrommeln ähnlicher Form konstruirt, welche die Bhutias auf ihren Gängen, ja selbst die Sänftenträger, während sie sich unter ihrer Last fortbewegen, in beständiger Drehung erhalten, indem sie dazu eine alte heilige Formel murmeln, deren Bedeutung in jener Gegend auch schon längst unbekannt geworden ist: Om maṇe padme hum. (O, du Edelstein auf dem Lotus, schrumm!) Ich setzte die Mühlen in der Vorhalle des Tempels in Bewegung, und ein altes Bhutiaweib half mir dabei, um, wie ich aus ihrer nachherigen Bitte um Bakhschisch ersah, für mein Seelenheil gegen ein Trinkgeld thätig zu sein. In der Ecke links war eine riesige Gebetsmühle über Menschengröße errichtet, die von einem auf dem Boden sitzenden Beter durch einen Strick mühelos gedreht wurde. Ein Querholz, das an den Klöppel einer Glocke schlug und so einen schrillen Ton erzeugte, war jedenfalls zu dem Zwecke angebracht, das Zählen der Umdrehungen zu erleichtern.

Die beiden in rothen Kitteln steckenden Lamas, die bald eintrafen und mir bereitwillig den ganzen Tempel zeigten, waren von einer Unwissenheit, welche meine sehr niedrig gestellten Erwartungen noch weit übertraf. Sie sprachen zwar ein wenig Hindustani, aber von den beiden alten Sprachen des Buddhismus, dem Pali und Sanskrit, hatten sie nie gehört; die beiden Worte waren ihnen völlig unbekannt. Man denke sich einen katholischen Priester, der die officielle Kirchensprache seiner Religion, das Lateinische, nicht einmal dem Namen nach kennt, und man wird verstehen, welches Maß von Ignoranz jene Unbekanntschaft der beiden Rothröcke mit den Worten Pali und Sanskrit verräth. Ich fragte die Leute, wie die Gebetsmühlen hießen. „Om maṇe padme hum!“ Ich wies auf den draußen wallfahrenden Bhutia und fragte nach dem Namen der Procedur. „Om maṇe padme hum!“ Das scheint Universalname für jede Verrichtung und jedes Utensil des dortigen Buddhismus zu sein. In dem Innern des Tempels stand hinter Glasfenstern eine Anzahl

größerer und kleinerer Buddhabilder. Das größte in der Mitte wurde mir als Buddha, ein kleineres links davon als Schakyamuni (Beiname Buddhas, „der Asket aus dem Hause der Schakya") bezeichnet. Außerdem enthielt dieser Raum noch ein förmliches Arsenal von Lampen, sowie von Trommeln, Flöten und anderen Instrumenten, welche alle gleichmäßig schauerliche Töne von sich gaben. Rechts von den Bildern befand sich an der Wand eine Art Bücherbrett; ich ließ mir einige von den Werken öffnen und fand lauter tibetische Holzplattendrucke: die einzelnen Blätter lagen, wie bei indischen Handschriften, ungeheftet auf einander zwischen zwei Holzdeckeln. Als die Priester sahen, daß ich mir alle diese Dinge genau betrachtete, führten sie mich noch in das obere Stockwerk, wo sich außer den Wohnungsräumen der Lamas noch eine Art religiöser Rumpelkammer befand: von Schmutz starrende buddhistische Bilder an den Wänden, sämmtlich aus Tibet, ein Haufen scheußlicher Masken, die von den Lamas bei festlichen Tänzen getragen werden, hauptsächlich in der Form von Hirschköpfen; daneben an der Hauptwand eine Sammlung von Drucken derselben Art wie in dem eigentlichen Tempel ebener Erde, „sämmtliche Worte Schakyamunis", welche die Lamas behaupteten, in jedem Jahre von A bis Z durchzulesen. Inzwischen hatte sich das halbe Bhutiadorf um mich versammelt, kleine Kinder fingen an mich zu betasten, und so glaubte ich, daß es Zeit sei, aufzubrechen und den Lamas den üblichen Bakhschisch zu spenden. So schrecklich unwissend und schmutzig diese verkommenen Söhne Buddhas auch sind, es läßt sich doch nicht übersehen, daß ihr Betragen ein besseres ist, als das der Hindupriester mit ihrem wüsten Geschrei und ihrer ekelhaften gierigen Zudringlichkeit.

Es befindet sich auch ein Hindutempel in Darjeeling, doch ist kaum etwas an demselben bemerkenswerth; bedeutender als die Gemeinde, die dort ihre Andacht verrichtet — wesentlich Bengalen, die in ziemlicher Anzahl nach Darjeeling hinaufgezogen sind —, ist die Gemeinde der Mohammedaner, welche

ich am 4. Juli 1886 bei Gelegenheit des großen Neumondfestes (Idu 'l fitr) versammelt sah. Wenn ich diesen wichtigen moslimischen Festtag in einem der großen mohammedanischen Centren, in Dehli oder Agra, erlebt hätte, würde derselbe sicher einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht haben, aber auch in dem kleinen Darjeeling war der Kultus und der Ernst, mit welchem er begangen wurde, für mich interessant genug. Der Tag hat für die Moslim seine praktische Bedeutung, denn er endet die einen ganzen Monat währende Fastenzeit. Die Leute nahmen im Juni eine Mahlzeit vor Sonnenaufgang und eine nach Sonnenuntergang ein, in der Zwischenzeit aber tranken sie nicht und aßen keinen Bissen. Da diese Fasten in die heißeste Jahreszeit fallen, kann man sich leicht vorstellen, welche Pein sie den Gläubigen in der Ebene bereiten müssen. Viele Mohammedaner sollen dort alljährlich die strikte Beobachtung der Fastenzeit mit dem Leben bezahlen.

Unter den Dienern unserer Pension herrschte am 4. Juli von früh an eine große Geschäftigkeit und Aufregung; mein Mohammedaner, den ich von Benares mit heraufgebracht, theilte mir gleich Morgens mit: „Mam Sahib (das heißt unsere Wirthin) hat den hukm (Auftrag) gegeben, das Frühstück schon um neun Uhr fertig zu machen. Wir Muselmanleute müssen gleich nach dem Frühstück zur Masjīd (Moschee). Heute ist unser barâ din (großer Tag, hoher Festtag)." — „Kann ich die Sache mit ansehen?" — „Ja, Sahib, von außen."

Die Mohammedaner hatten das Fest erst am 5. Juli erwartet; doch war zu ihrer freudigen Ueberraschung am 3. Abends ein Telegramm aus Dehli gekommen, der Neumond sei dort gesehen. Auf die europäischen Kalender, aus denen die Moslim so einfach den Tag des Neumonds ersehen könnten, verlassen sich dieselben nicht; noch heute gilt bei ihnen das alte Gesetz, daß der Neumond von dem Abend datirt, an welchem er von zwei glaubwürdigen Männern erblickt ist. Wenn übrigens von Dehli aus diese Mittheilung nach jedem indischen Nest, in dem Mo-

hammedaner leben, depeschirt worden ist, muß es eine recht stattliche Anzahl von Telegrammen ergeben haben. Die moderne Technik im Dienste des moslimischen Kultus! Nach dem Frühstück badeten die Mohammedaner und kleideten sich ungewöhnlich sauber an, fast Alle in blendendes Weiß. Um zehneinhalb Uhr strömten sie zur Moschee, einem einfachen, improvisirten Gebäude in der Form eines Schuppens, ohne Minarets, mit einem durch einen Lattenzaun begrenzten viereckigen Vorhof, der an dem festlichen Tage mit Matten und einfachen Teppichen belegt war. Wer zu Hause nicht gebadet, konnte außen seine Waschungen vornehmen: ein großer Zinnkessel und kleinere Gefäße zum Uebergießen waren auch in beständigem Gebrauch. Bevor die Leute eintraten, wurden ihnen von dazu angestellten Dienern die Schuhe ausgezogen; die meisten waren dann barfuß, nur einige Wenige hatten weiße oder rothe Strümpfe an. Im Ganzen waren ungefähr neunhundert Mohammedaner versammelt, vierhundert im Inneren der Moschee, der Rest unter der Veranda und im Vorhof, in langen geraden Reihen. Jetzt kam der Inspector of Police mit einer Handvoll einheimischer Polizisten, um die Umgegend von den Hunderten neugieriger Bhutias zu säubern. Von Europäern hatte sich außer mir nur ein Landsmann und ein Engländer eingefunden. Uns rief der Inspektor zu: „Die Mohammedaner haben nichts gegen Ihre Anwesenheit einzuwenden, ich muß nur die Parias hier fortjagen!“ Das geschah nun in sehr summarischer Weise: die harten Stöcke der Polizisten sausten auf die noch härteren Bhutiaschädel nieder, daß man die Schläge dreißig Schritt weit hören konnte.

Gerade als der mohammedanische Gottesdienst begann, fingen in der nicht fernen christlichen Kirche jenseit einer Schlucht die Glocken an zu läuten, daß es fast klang wie eine Ironie. Innen mußte der Muëzzin gerufen haben, denn auf einen Schlag erhob die ganze Gemeinde beide Hände zu den Ohren und ließ in gedämpftem Tone das berühmte Allahu akbär erschallen (Gott ist groß). Dann neigten die Andächtigen den Oberkörper

zweimal langsam so weit nach vorn, daß ein rechter Winkel gebildet wurde. Nach einer Weile fiel Alles plötzlich auf die Knie und beugte den Kopf zur Erde, um zu beten. Nach Vollendung des Gebets erhoben sie den Oberkörper und blieben eine Zeit lang auf den Knien sitzen. Alle diese Bewegungen wurden in corpore mit solcher Gleichmäßigkeit und Präcision ausgeführt, als ob die Gemeinde von preußischen Offizieren geschult wäre. In einer Viertelstunde war der ganze Gottesdienst vorüber. Wie sehr hätte sich der Geistliche jenseit der Schlucht daran ein Beispiel nehmen können, denn ein englischer Gottesdienst pflegt auch in Indien mehrere Stunden zu dauern! Die Moslim umarmten sich gegenseitig, je zweimal, erst von rechts, dann von links, und darauf verließen sie die geweihte Stätte, indem sie an die Armen unter ihnen Almosen vertheilten.

Wenn man eine solche Menge mohammedanischer, zum größeren Theil recht charakteristischer Gesichter beisammen sieht, ist der Unterschied des Typus von dem der Hindus außerordentlich auffallend; da die Moslim, ebenso wie die einzelnen Kasten der Hindus, nur unter sich heirathen, haben sie sich als selbständige Rasse erhalten. Die große Zahl der ausdrucksvollen energischen Gesichter bestärkte mich in der längst bei mir feststehenden Ueberzeugung, daß, wenn heute der englischen Herrschaft in Indien ein Ende gemacht würde, morgen die der Mohammedaner über die Hindus wieder hergestellt wäre. Dem indolenten Hindu ist es ja fast gleichgültig, unter wessen Herrschaft er steht, wenn er nur in seinen religiösen Gebräuchen und Kastenvorurtheilen geschützt wird und nicht zu viele Steuern zu bezahlen hat. Der Aufstand im Jahre 1857 mit allen seinen Greueln war im Großen und Ganzen nur eine Militärrevolte; wo aber die Bevölkerung sich an demselben betheiligt hat, sind es fast ausschließlich Mohammedaner gewesen.

Seitdem die Regenzeit in der Ebene begonnen, hatten sich auch die Niederschläge oben in Darjeeling sehr verstärkt. Mehrere Tage währten öfter die strömenden Güsse, welche jeden

Ausblick verhüllten und den Sommerfrischler in das Haus bannten. Da leuchtete noch einmal an dem Morgen meiner Abreise der Himmel in seinem reinsten Blau; die Riesengipfel des Himalaya ragten, gekleidet in das blendendste Weiß, so klar, wie ich sie kaum vorher geschaut, in den wolkenlosen Aether empor; in königlicher Majestät thronte über ihnen der Kindhinjinga. Ein letzter Blick und noch einer und immer noch einer! Ich nahm Abschied von dem Gewaltigen wie von einem Freunde, den man nicht hoffen kann, noch einmal im Leben wiederzusehen.

---

7. Erholungsreise nach Ceylon.

„Heute, um ... Uhr, brach der Südwest-Monsun aus.“ — In großen Lettern erscheint dieses Telegramm aus Colombo Mitte Juni an der Spitze der Depeschen in den indischen Zeitungen. Die Nachricht verkündet das Ende der heißen Jahreszeit und den Beginn der bis zum Oktober währenden Regen. Und doch wird sie nicht mit freudigem Aufathmen, sondern mit sorgenvollen Mienen gelesen. „Ist es möglich?“ fragt der Neuling, der die fürchterliche trockene Hitze des vorangegangenen Vierteljahrs in der indischen Ebene kennen gelernt hat, „kann es denn noch unerträglicher werden, als es ist? Muß nicht dieser Wechsel eine Abnahme der Gluth, ein Ende der Leiden bedeuten? Wie lechzt die ganze Schöpfung nach belebendem, erfrischendem Regen!“ „The hot season is perfectly horrible, but the rains are worse,“ gibt ihm der erfahrene Anglo-Indian zur Antwort. Nicht das Ende, nur den Anfang neuer Leiden bedeutet dem Europäer dieser große Wechsel in der Natur.

Bei der außerordentlichen Helle des Lichts, an welche man in der übrigen Zeit des Jahres in Indien gewöhnt ist, hat schon die Melancholie der anhaltenden Regengüsse, mit dem unheimlichen Getöse der öfter drei Tage und drei Nächte andauernden Gewitter, einen verdüsternden und verstimmenden Einfluß. Die Feuchtigkeit der Luft, welche so hochgradig ist, daß Kleidungsstücke, Stiefel und dergleichen verschimmeln und verfaulen, zeitigt ein Insektenleben, welches in diesen Monaten

eine beständige Geduldsprobe ist. Die Mosquitos sind viel zahlreicher und ihre Stiche schmerzhafter als im übrigen Jahre, die Fliegenschwärme von einer so unglaublichen Dichtigkeit, daß man gar nichts genießen könnte, wenn nicht mehrere Diener während der Mahlzeiten mit Handfächern und Tüchern unablässig thätig wären; ein unbedeckter Teller mit Staubzucker ist im Handumdrehen von Ameisen überzogen, welche das Weiß vollständig in Schwarz verwandeln; das Lampenlicht lockt des Abends, da Fenster und Thüren offen stehen müssen, alle Arten von Käfern und Motten, fliegende Ameisen, Heuschrecken und dergleichen in einer solchen Fülle an, daß ich manchmal in heller Verzweiflung aufgesprungen bin, wenn buchstäblich ein Thier neben dem anderen saß, kroch oder flatterte. Dazu pflegen die Schlangen, durch die ungeheuren Wassermassen aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, in dieser Zeit Zuflucht in den Häusern zu suchen. Und bei alledem hält sich die Hitze, wenn sie auch erheblich geringer ist als vorher, immer noch auf einer gleichmäßigen Höhe, wie sie bei uns nicht in den heißesten Sommertagen erhört ist: man kann auch in den Regenmonaten nicht existiren, ohne daß unabläßig, Tag und Nacht, über einem der Pankha gezogen wird. Die Transpiration, die dieses monatelange Dampfbad erzeugt, spottet jeder Beschreibung: man wird in der heißen Zeit geröstet und darauf in der Regenzeit gesotten. Und doch sind alle diese Leiden kaum der Erwähnung werth im Vergleich mit dem blassen Schreckgespenst jener Monate, der gifthauchenden Malaria. Unter den tropischen Regengüssen sprießt aus dürrem Erdreich Gras mit fabelhafter Ueppigkeit hervor, das Laub der Bäume wird undurchdringlich stark, die Gärten verändern sich zu einer wuchernden Wildniß, niedrig gelegene trockene Plätze zu morastigen Sümpfen. Und nun beginnt die warme Nässe ihr Zersetzungswerk in Allem, was Vegetation heißt; scharfe, faulige Dünste erfüllen die Luft, deren Geruch Derjenige, welcher sie einmal hat einathmen müssen, nicht bis an sein Lebensende vergißt.

An Blumenanlagen, deren Pracht mich in den Wintermonaten entzückt hatte, mußte ich mit dem Taschentuch vor der Nase vorübereilen, denn die Umgegend war förmlich verpestet. Diese Fieberdünste der Regenzeit bedeuten für die menschliche Gesundheit eine ungleich viel größere Gefahr, als die Backofengluth der eigentlichen heißen Zeit; denn wenn auch alljährlich so und so viele Europäer derselben zum Opfer fallen, so kann man sich doch verhältnißmäßig leicht durch ein vorsichtiges Leben und sorgsame Benutzung aller landesüblichen Schutzmittel gegen Sonnenstich und Hitzapoplexie behüten, der Malaria dagegen steht man waffenlos gegenüber.

Den Monat Juli 1886 hatte ich in leidlichem Wohlsein bei meiner Arbeit in Benares gesessen und sah guten Muthes den kommenden zwei Dritteln der verhängnißvollen Zeit entgegen. Ich lebte mit der äußersten Vorsicht und suchte mir unter den schwierigen Verhältnissen möglichst viel Bewegung zu schaffen, was die Gesundheit des Europäers in Indien noch weit gebieterischer verlangt als daheim; die Unterbrechungen des Regens (breaks), welche zuweilen acht, ja vierzehn Tage währen können, benutzte ich nach Kräften zu Ritten durch den unergründlichen Schmutz, und während der strömenden Güsse rannte ich meine dreißig Schritt lange Veranda auf und ab, zum größten Erstaunen der ruheliebenden Diener, welche solche Excentricität eines Sahibs mit offenem Munde ansahen. Trotzdem sollte der gefürchtete Kelch an mir nicht vorübergehen; ohne alle Vorboten brach Anfang August das Fieber unter gräßlichen Schmerzen aus und warf mich mit solcher Heftigkeit hin und her, daß das Bett unter mir wankte. Doch will ich keine Krankheits- und Leidensgeschichte schreiben und nur so viel berichten, als dem Leser von typischem Interesse sein kann. Vier lange Wochen habe ich daniedergelegen, ohne daß es der sorgsamen Pflege des trefflichen englischen Regierungsarztes gelang, das Fieber zu brechen; es hat mich in der ganzen Zeit nicht einen Augenblick verlassen und ist nur zuweilen so weit heruntergegangen, daß

ich mich aufrichten und mit zitternder Hand etwas schreiben konnte, um dann wieder bis auf 104 Grad Fahrenheit (gleich 40 Grad Celsius) zu steigen. Die völlige Appetitlosigkeit, mit der man der einzig erlaubten Kost, leichten Milchspeisen, gegenübersteht, der unablässige Chiningenuß, der den Fieberkranken fast besinnungslos macht und ihn zu Zeiten des Gehörs vollständig beraubt, die wüthenden Schmerzen im Kopf, Rückenmark und allen inneren Organen, namentlich in der unförmlich aus dem Körper heraustretenden Leber, die faustgroßen Anschwellungen in den Achselhöhlen, welche jede Bewegung der Arme beschwerlich machen, der Schüttelfrost, bei dem man das Blut wie Eiswasser in den Adern rinnen fühlt, die täglich zunehmende Schwäche und Abmagerung erzeugen schließlich ein unsägliches Heimweh, das durch die fremdartige Umgebung noch gesteigert wird. Mit förmlichem Grauen erinnere ich mich der schlaflosen Nächte, in welchen ich auf die Pflege dreier eingeborener Diener angewiesen war, mit denen sich nicht ein Wort in einer europäischen Sprache reden ließ. Wenn ich nicht delirirte, hörte ich zur Linken außerhalb des Hofes Stunden und Stunden lang das markerschütternde Geschrei unglücklicher Hindus, welche unter Ausgießen von Spenden die Dämonen der Cholera und des Fiebers beschworen, während auf der Straße zu meiner Rechten, die zum Ganges hinunterführte, unablässig der eintönige Ruf der Leichenträger erschallte. Tod und Elend auf allen Seiten! Und dann trat mein persönlicher Diener an mein Bett, um mich zu trösten: „Khoda (Gott) wird Huzur (etwa Ew. Gnaden) nicht sterben lassen. Was für ein Wort ist das! Wenn Huzur stürbe, was sollte dann aus uns armen Dienerleuten werden? Nein, Khoda kann nicht zugeben, daß der Beschützer der Armen*) sterbe; denn woher sollten wir sonst etwas zu essen bekommen?“ Sobald der Mann schwieg, be-

*) Gharib-parvar, eine von indischen Dienern häufig Europäern gegenüber gebrauchte Form der Anrede.

gann der am Boden sitzende, den Pankha ziehende Kuli diese Gebete zu wiederholen, welche ernstlich zu verbieten ich zu schwach war. Ob ich lebe oder sterbe — eine momentane Existenzfrage für einen indischen Kuli und nichts weiter! In den letzten Tagen des August wurde das Fieber heftiger denn je, trotz einer Verdoppelung und Verdreifachung der Chinindosen. Der Arzt ließ Haufen von wollenen Decken auf mich thürmen und verordnete warme Getränke, um die Transpiration auf das höchste Maß zu steigern; nachdem ich zweiundsiebzig Stunden lang zerflossen, stand die Fiebertemperatur höher als vorher, einen Strich unter dem verhängnißvollen Wendepunkt. Darauf folgte eine Nacht, die ich nicht zu überleben glaubte: ich schlug um mich und schnellte im Bett in die Höhe, bis ich besinnungslos zusammenbrach. Am nächsten Morgen erwachte ich — so leicht und wohl, daß ich nicht wußte, was geschehen; ich zählte die Pulsschläge: siebzig anstatt der hundertunddreißig am Abend vorher; ich verlangte den Fieberthermometer: die Temperatur befand sich unter der Normalgrenze. In der Nacht war die Krisis gewesen und das Fieber gebrochen. Der Arzt, welcher behauptete, eine solche Wendung vorausgesehen zu haben, bereitete mir eine neue Ueberraschung an jenem Morgen: „Jetzt ohne Verzug auf zur See und nach Ceylon! Dort gibt es jetzt keine Regen mehr und an der Küste überhaupt keine Malaria! Vor fünf bis sechs Wochen dürfen Sie nicht in diese Gegenden zurückkehren.“ Ich war durch meine wissenschaftlichen Untersuchungen an Benares gebunden und versuchte Gegenvorstellungen, welche der Arzt jedoch mit ernsten Worten zurückwies: „Hier handelt es sich um Leben und Sterben.“ Damit mußte für mich die Sache entschieden sein. Während ich die Zurüstungen zur Abreise treffen ließ, kam mir erst die Thatsache klar zum Bewußtsein: ich sollte Ceylon sehen, das zauberschöne Ceylon, das seit Jahren ein Ziel meiner sehnsüchtigen Träume gewesen. Aber wie sollte ich es sehen! Nicht mit der stürmischen Ungeduld eines Enthusiasten, sondern als ein völlig

entkräfteter Patient, dem die Haut nur noch an den Knochen hing, der sich keinen Schritt vorwärts bewegen konnte, ohne gestützt zu werden. Und ob ich überhaupt das gesegnete Land erreichen sollte?!

In aller Eile meldete ich meinen Besuch in Calcutta bei meinem verehrten Gönner Mr. Tawney an, dem derzeitigen Chef der Unterrichtsverwaltung von Bengalen, welcher mich eingeladen hatte, bei meinem nächsten Aufenthalt in Calcutta sein Gast zu sein. Die neunzehnstündige Bahnfahrt dorthin bei einer erdrückenden, nicht durch den Luftzug des Pankha gemilderten Schwüle wollte kein Ende nehmen; erleichtert athmete ich auf, als Calcutta erreicht war. Schon das Bewußtsein, jetzt nicht mehr fern von dem heilkräftigen Meere zu sein, wirkte belebend, und unter der rührenden Pflege, welche ich bei Mr. Tawney fand, spürte ich deutlich eine Zunahme meiner Kräfte. Drei Tage hatte ich auf den Abgang des nächsten Dampfers nach Ceylon zu warten, der leider ein französischer war, der „Tibre“ der Messageries Maritimes. Ich sage „leider“, obschon ich an Bord desselben mit einer gewissen Rücksicht behandelt wurde, Dank einer Empfehlung unseres gütigen Generalkonsuls in Calcutta, des Herrn Geheimrath Dr. Gerlich, der sich zu dem Zwecke persönlich auf die Bureaus der Messageries bemühte. Anstatt der vornehmen Ruhe eines englischen Dampfers, auf die ich gehofft hatte, empfing mich der nervöse Lärm echt französischen Treibens. Die Schiffsoffiziere liefen mit stampfenden Schritten hin und her, jeden Befehl mit mehreren Flüchen begleitend; denn ohne Schreien und Fluchen kommt anscheinend ein französisches Schiff nicht in Bewegung, während auf einem englischen Dampfer die Vorbereitungen dazu sich lautlos vollziehen. Nur zwei von den Offizieren des „Tibre“ sprachen ein wenig englisch, die übrige Bemannung, namentlich die ganze Dienerschaft, ausschließlich französisch — und das auf einer Linie von Calcutta nach Colombo! Der Steward hieß dort Maître d'hôtel, und man sagte natürlich Monsieur zu ihm.

Der Kommandant, ein wohlbeleibter Herr, der sich die wirklich vortreffliche Kost des Schiffes mit Verständniß munden ließ, klagte, während er eine Auster und ein Glas feinen französischen Weines hinunterschlürfte, über das unselige Erbtheil seiner Abstammung, das auf ihm wie auf allen in der Normandie Geborenen laste, nämlich — unablässig denken zu müssen. Der Arme! Und dabei saß er tagtäglich von früh bis spät am Kartentisch. Schon am ersten Abend machte ich die Bekanntschaft des Schiffsarztes, eines geborenen Dänen von etwa zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, der deutsch sprach und sich als leidenschaftlicher Franzose geberdete. Er behauptete, in Lyon Medizin studirt zu haben, doch konnte selbst ich als Laie nur zu bald merken, wie es mit seinen Kenntnissen bestellt war. Der Mann wußte nicht einmal, mit welchem Temperaturgrade das Fieber beginnt, und als ich ihn um einen klinischen Thermometer bat, erklärte er, deren drei zu besitzen, aber sie seien alle zerbrochen, und in Calcutta gäbe es keine zu Kauf. Ausgezeichnet! Darauf berichtete er mir von den glänzenden Chancen, die sich ihm in Indien geboten und die er leider von der Hand hätte weisen müssen, weil er nach Frankreich zurück wolle, dem einzigen Lande, „in welchem der Mensch leben könne". Erst kürzlich habe ihm die englische Regierung wiederum eine der hochdotirten Stellungen im Medical Department offerirt (die, wie mir bekannt war, nur britischen Unterthanen offen stehen, welche die vorgeschriebenen Examina in England bestanden). Ich unterbrach den Schwätzer und fragte kurz: „Wo?" — „Ah — ah — zwischen Bombay und Calcutta." Das heißt inmitten der ganzen Breite von Indien, die etwa der Entfernung von Königsberg nach Rom gleichkommt. Der Bursche würde mich amüsirt haben, wenn er nicht bald angefangen hätte, Deutschland in der rücksichtslosesten Weise zu beschimpfen, und das einem Kranken gegenüber, den zu behandeln er amtlich verpflichtet war. Er hoffte natürlich mit glühender Begier auf einen baldigen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland und

rühmte seine eigene Verachtung des Todes, dem er mit offenen Augen entgegengehe, da er sich wie zahllose seiner jungen Landsleute (das heißt Franzosen) dem Morphinismus ergeben, um die Langeweile des Lebens ertragen zu können. In der That injicirte er sich nicht nur Abends, sondern auch Vormittags Morphium und verschlief fast den ganzen Tag. Abends um sechs Uhr kam er zum Diner mit schlotternden Gliedmaßen, unfähig etwas zu genießen. Und diesem Menschen, den alle Schiffsoffiziere, wie ich bald merkte, verachteten, blieb nach wie vor das leibliche Wohl von Mannschaften und Passagieren anvertraut. Französische Wirthschaft! Am zweiten Tage früh unterhielt mich der Arzt mit seinen Erfolgen bei den Damen, das heißt mit einer unerschöpflichen Fülle von infamen Liebesgeschichten, deren Opfer fast durchweg deutsche Frauen und Mädchen gewesen seien. Jetzt wurde es mir zu arg. „Sie sehen doch, wie schwach ich bin, und können ermessen, daß Ihre Geschichten mich angreifen, zumal sie den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen, wenigstens soweit deutsche Damen in Betracht kommen."

Der Mensch war durchaus nicht sonderlich beleidigt: „Ah, pardon, ich vergaß, wie sittsam die Deutschen sind oder vielmehr zu scheinen wünschen; wir Franzosen sind offen und ehrlich."

„Ich würde in diesem Zusammenhang ein anderes Adjektivum für Sie haben."

Mit rührender Naivetät: „Ah, Sie meinen schamlos."

„Sehr gut, wenn Sie es selbst sagen; ich dachte nur an frivol."

„Ah, pardon, ich vergaß auch das! Ach ja, das frivole Frankreich, die frivolen Franzosen!" Und damit tänzelte er von dannen, um sein Glück bei einem englischen Rechtsanwalt aus Calcutta, meinem einzigen Mitpassagier, zu versuchen. Vor meinem Arzte hatte ich nun wenigstens Ruhe. Doch sollte dieselbe bald wieder in anderer Weise gestört werden. In Pondicherry, einem sauberen Städtchen, das einen weit freundlicheren

Anblick gewährt, als das öde Madras, kam am fünften Tage nach der Abfahrt von Calcutta eine stattliche französische Reisegesellschaft an Bord, darunter Damen und Kinder, welche als Passagiergepäck Käfige mit Meerschweinen anbrachten und die abscheulichen Thiere den ganzen Tag herzten und küßten. Der Lärm wurde wahrhaft unerträglich, namentlich wenn die Kinder Messe spielten und den Gesang der Priester imitirten. Ich flehte die beleidigten Heiligen an, die spiegelglatte See aufzustören; denn es ist eine auf Dampfern wohlbekannte Thatsache, daß französische Passagiere mit ihren verschlampampten Magen bei der geringsten Bewegung des Meeres seekrank werden. Ich wurde erhört. Als ich mich am nächsten Morgen um fünf Uhr von meiner Matratze auf Deck erhob — man pflegt in jenen heißen Gewässern im Freien zu schlafen — mußte ich mich an einem schräg über mich hinlaufenden Strick festhalten und sah, daß schon fast Alles in die inneren Räume geflüchtet war; das Schiff hob und senkte sich wie eine Nußschale. Eine herrliche kühle Morgenbrise wehte mir entgegen, und soweit das Auge reichte, war das tiefblaue Meer mit weißen Schaumwellen bedeckt, welche der Reflex der aufgehenden Sonne mit einem röthlichen Schimmer überzog. Es war ein prächtiger Anblick. Ich fühlte zum ersten Mal seit fünf Wochen ein gewisses Gefühl des Wohlbehagens meinen Körper durchrieseln und sah fast mit Ungeduld dem Frühstück entgegen. Richtig! Von der ganzen etwa fünfzehnköpfigen französischen Gesellschaft erschienen nur zwei Herren bei der morgendlichen Mahlzeit und nach wenigen Minuten verschwanden auch diese in ihren Kabinen. Mesdames und die lieben Kleinen habe ich bis Colombo nicht wiedergesehen.

Gegen Mittag desselben Tages erschien die Ostküste von Ceylon am Horizont, die Umrisse der Hügelketten wurden immer deutlicher sichtbar, ja stellenweise der Rauch, der aus menschlichen Wohnungen am Ufer aufstieg. In der nächsten Nacht wendeten wir um die Südspitze der Insel herum, und am fol-

genden Tage, dem siebenten und letzten der Reise, traten uns die Palmenwälder, welche das ganze zauberhafte Land wie ein Gürtel umschlingen, immer näher. Am Nachmittag tauchten die Zinnen unseres Bestimmungsortes aus dem Meere auf, ein lebhafter Schiffsverkehr nach Westen und Norden gewährte die erste Vorstellung von dem großartigen Handel der Insel, der sich jetzt fast ausschließlich in Colombo koncentrirt. Noch eine Stunde etwa, und wir lagen in dem herrlichen geschützten Hafen vor Anker.

In Colombo wurde mir in dem Hause unseres Konsuls, Herrn Ph. Freudenberg, dem ich ein Empfehlungsschreiben des Generalkonsuls aus Calcutta brachte, eine Aufnahme zu Theil, für die ich mich stets zu dem herzlichsten Danke verpflichtet fühlen werde. In der herrlichen Villa in dem Küstenstadttheil Colpetty, hart an der brandenden See, fand ich Kraft und Gesundheit wieder. Ob ich sie ohne die wohlthätige Ruhe jenes Hauses, das seit vielen Jahren eine gastliche Stätte für alle Gelehrten und Literaten gewesen, die Ceylon bereisten, und ohne die rücksichtsvolle Pflege, welche ich sowohl dem Herrn Konsul wie seinem liebenswürdigen jüngeren Bruder Walter verdanke, gefunden haben würde, ich bezweifle es sehr. Denn zwei Wochen noch lag ich danieder, unfähig zu jeder Thätigkeit und Bewegung und doch mit wahrer Wonne die prachtvolle Seeluft einathmend, welche mich Tag und Nacht durchwehte. Endlich fühlte ich mich so weit erstarkt, daß ich noch eine Woche benutzen konnte, um Beobachtungen über Land und Leute zu machen, die ich freilich leider nicht so weit ausdehnen konnte, als ich gewünscht hätte. Ueberall leitete mich der sachkundige Rath meiner gütigen Wirthe, welche ich täglich mehr schätzen lernte. Was die beiden Herren in aller Stille gewirkt haben, um das Ansehen des deutschen Namens auf Ceylon zu mehren, welche neue Bahnen sie durch rastlose Thätigkeit dem vaterländischen Handel eröffnet, davon schaffte mir die einstimmige Hochachtung, mit der überall in Colombo und in Kandy der

Name Freudenberg genannt wurde, eine immer deutlichere Vorstellung. Herrn Ph. Freudenberg zeichnet außer vielseitigen Interessen und mehreren Talenten eine seltene musikalische Beanlagung aus; er spielt mit meisterhaftem Geschick eine prachtvolle Orgel, deren rauschende Klänge mich allabendlich aufs Neue entzückten. Und die Orgel ist fürwahr das Instrument, welches die feierlich-majestätische Umgebung des Palmenhains verlangt. Wohl wird der Eindruck, den die gigantische Flora des Himalaya auf mich gemacht hat, sich niemals verwischen; aber ich möchte die unerfaßliche Ueberfülle, die wilde Verschlungenheit derselben mit einem ungeheuren überladenen Bauwerk vergleichen, an dem das staunende Auge kaum einen Ruhepunkt findet; der Palmenwald, in welchem Colombo liegt, ist wie ein griechischer Tempel. Ein in mannigfachen Windungen die ganze Länge der Stadt durchziehender See, an dessen Uferrändern sich Palme an Palme lehnt, erhöht den berückenden Zauber Colombos. Spazierfahrten in der Umgegend zeigen neue Schönheiten der Vegetation: neben der Kokospalme, welche jener ganzen Gegend den Charakter gibt, lenken die kerzengeraden und auffallend dünnen Stämme der Areca-Palme vorzugsweise den Blick auf sich, daneben die australische Akazie mit ihrem dunkelrothen Blüthenflor und den zarten zierlichen Blättern, der Salatbaum (Pisonia alba) mit seinem fast ins Weiße schimmernden Maiengrün u. s. w. Doch will ich nicht versuchen, zu schildern, was Haeckels gewandte Feder in so anschaulicher Weise unserem Publikum vorgeführt hat, und auch aus dem Grunde weiter unten auf eine Beschreibung des weltberühmten botanischen Gartens von Peradeniya (bei Kandy) verzichten. Die Zimmet-, Kaffee- und Theeplantagen der Insel, von deren Anblick der Ankömmling sich etwas Besonderes verspricht, sind nur als Neuheiten von Interesse, besitzen aber keine landschaftlichen Reize.

Ceylon ist nicht nur äußerlich von Indien abgetrennt durch gesonderte Verwaltung, verschiedene Münzen, Briefmarken und

dergleichen; es ist trotz der geographischen Nähe auch thatsächlich ein anderes Land; Volksthum, Religion, Sprache, Kultur, Klima, Vegetation — alle diese Begriffe bedeuten ebenso viel Unterschiede zwischen Ceylon und der Halbinsel. Wie zu erwarten, ist Colombo ein Sammelplatz für die verschiedensten Nationalitäten jener Gegenden: Hindus und Mohammedaner aus allen Theilen Indiens, namentlich von der Bombay-Seite, viele Malayen und noch viel mehr Tamulen mischen sich mit den Landeskindern, den Singhalesen, einer Menschenrasse von elastischem Körperbau. Die singhalesischen Männer sind wegen ihrer Frisur eine zu Anfang höchst auffällige Erscheinung; sie tragen nämlich wie Frauen das Haar geflochten und auf dem Hinterkopf aufgerollt, dazu einen Schildpattkamm auf dem Scheitel. Da sich ferner die Gewandung von Mann und Frau — ein glattes weißes oder graues Zeug, das um den Körper geschlungen wird — nur wenig unterscheidet, ist es in der That recht schwer, die beiden Geschlechter, von der Rückseite betrachtet, auseinanderzuhalten. Die Rasse ist dem Europäer weit sympathischer, als die Hindus mit ihren Kastenvorurtheilen und sonstigen unerfreulichen Charaktereigenthümlichkeiten es werden können. Das Gleiche gilt für die Half-castes von Ceylon, für welche die alte holländische Bevölkerung die Beimischung geliefert hat; es sind zwar nicht schöne, aber kräftige untersetzte Menschen von einer viel größeren persönlichen Tüchtigkeit, als die schlaffen lappigen Eurasier*) des Festlandes. Die Kulturstufe des Volkes ist in den Hauptorten von Ceylon weiter vorgeschritten und der allgemeine Bildungszustand ein höherer als selbst in den großen Centren Indiens. Die Kenntniß des Englischen ist in den Städten der Insel unter den Singhalesen allgemein verbreitet, selbst bei kleinen Händlern, Dienern, Droschkenkutschern u. s. w., kurz in Volksschichten, welche z. B. in Calcutta keine Ahnung von der Sprache ihrer Eroberer zu haben pflegen. Eine un-

*) Siehe oben S. 138.

rühmliche Ausnahme machen die Geistlichen der herrschenden Religion, des Buddhismus, im Großen und Ganzen Männer von einer überraschenden Unwissenheit und schon äußerlich mit ihren gelben Gewändern und den glattgeschorenen Köpfen wahre Musterbilder blöder Einfältigkeit. So sehr viel reiner und ursprünglicher sich die Lehre Buddhas auf Ceylon erhalten hat, als bei den Naturvölkern des Himalaya, ich habe doch an beiden Stellen den gleichen Eindruck gehabt: daß nämlich die Religion der Liebe und Milde vor allen Dingen auch eine Religion der Verdummung ist. Und wer andere buddhistische Länder bereist, wird wahrscheinlich dieselbe Ueberzeugung gewinnen. Was sind diese gutmüthigen, geistesarmen buddhistischen Mönche und Priester im Vergleich zu den gelehrten Brahmanen mit ihrem Scharfsinn und ihren bewunderungswürdigen Kenntnissen!

Eine meiner ersten Ausfahrten in Colombo benutzte ich zu einem Besuche bei dem im Rufe großer Gelehrsamkeit stehenden Oberpriester Sumangala, dem Vorsteher der buddhistischen Schule im Stadttheil Maligahakanda. Ich fand einen alten, ziemlich langweiligen Herrn, der ununterbrochen Betel kaute und den ekligen rothen Saft in riesigen Schüssen in einen zwischen uns postirten Blecheimer spie. An solche unappetitliche Sitten muß man sich im Verkehr mit Eingeborenen eben gewöhnen. Sumangala, der für einen der wenigen Kenner des Sanskrit auf Ceylon gilt, redete mich gleich in dieser Sprache an, da er nur ganz wenig Englisch und ich natürlich kein Singhalesisch verstand. Dabei fielen mir idiomatische Abweichungen auf, die zum Theil auf Rechnung der verschiedenen Religion kommen; z. B. wünschen sich die Buddhisten beim Gruße „Freude" (sukham), die Brahmanen dagegen „Heil" (svasti). Sumangala richtete an mich so thörichte Fragen über den Norden Indiens und speciell über Benares, daß ich immer aufs Neue in Erstaunen gerieth: ob jene Gegenden noch unter selbständigen einheimischen Fürsten ständen oder ob die Engländer auch schon dorthin gelangt wären; ob sämmtliche Lehrer an der hohen

Schule in Benares Deutsche wären, und dergleichen. Im Uebrigen sprach er Sanskrit ganz fließend. Es ist ja immerhin schätzenswerth, daß die Buddhisten auf Ceylon nicht nur ihre heilige Sprache, das Pali, sondern daneben auch Sanskrit, die Sprache aller indischen Wissenschaft, treiben; aber das außerordentlich bescheidene Maß der Leistungen auf diesem Gebiete, von dem ich mich im Gespräch mit erwachsenen Schülern überzeugte, läßt dieses Verdienst doch nur gering erscheinen. — Während meiner Unterhaltung mit Sumangala hatte sich ein großer Kreis gelber buddhistischer Jünger und Diener um uns gebildet, die mich neugierig mit orientalischer Naivetät anglotzten. Der Oberpriester, der an Dysenterie gelitten hatte und noch etwas elend war, winkte dem Bibliothekspriester, als ich den Wunsch äußerte, die Anstalt zu sehen. Die zeltartige, nach allen Seiten offene Schule, in der zu jener Zeit nicht gelehrt wurde, und ein kleiner Tempel mit einem liegenden Buddhabild, vor welchem Blumenspenden dargebracht wurden, sind kaum bemerkenswerth. Dagegen ist die Bibliothek ein hübsches, auch innerlich elegant und nach europäischem Geschmack ausgestattetes Gebäude, fast zu schade für den dürftigen Inhalt: ein paar Schränke mit Palmblätter-Handschriften in singhalesischen oder birmanischen Charakteren und eine lächerlich kleine Sammlung gedruckter Bücher, welche durch Zufälligkeiten sich dort zusammengefunden zu haben schienen. Mein Führer behauptete Sanskrit zu können, handhabte aber dasselbe nach Art der amerikanischen Negersprache; seine Erklärungen bestanden aus Sätzen wie: Buch schwer, Buch gedruckt, Buch geschrieben, und dergleichen. Tempel und Schule haben, wie alle derartigen Institute, Landbesitz, von dessen Einkünften sie sich erhalten.

Colombo besitzt ein Museum mit instruktiven, wenn auch nicht großartigen Sammlungen aus den Gebieten der ceylonesischen Archäologie, Ethnologie und Zoologie. Der freundliche Direktor desselben, Mr. Haly, hatte die Güte, mich in dem schönen luftigen Gebäude anderthalb Stunden herumzuführen.

Von besonderem Interesse war mir die Sammlung der Steininschriften, die vom zweiten bis zum fünfzehnten Jahrhundert datiren, die reichhaltige Bibliothek und die große Zahl der Modelle und Proben einheimischer Manufakturen.

Die letzten Tage meines Aufenthalts auf der Insel verwendete ich zu einem Ausflug nach der alten Hauptstadt Kandy im Inneren des Landes, welche durch eine vierstündige Bahnfahrt von Colombo aus erreicht wird. Die erste Hälfte der Zeit fährt man in der Ebene durch marschigen, mit tropischer, aber nicht übermäßig dichter Vegetation bedeckten Boden; dann beginnt die Steigung, und man passirt schöne liebliche Gebirgsgegenden, die ganz den Charakter unserer mitteldeutschen Berge tragen. Wenn man über die Palmen in der Nähe und über die terrassenförmigen, künstlich bewässerten Reispflanzungen hinwegsieht, könnte man sich stellenweise in den Harz oder nach Thüringen versetzt denken. Die Theeplantagen auf dem Wege machen einen sehr viel dürftigeren Eindruck als die unabsehbaren Pflanzungen des Himalaya. Von sonstigen fremdartigen Gewächsen fallen dem Reisenden auf der Fahrt die unansehnlichen Kaffeebüsche, die halb entschälten Cinchonabäume und die Brotfruchtbäume mit ihrem dichten dunkelgrünen Laube auf.

Von der „alten Königsstadt Ceylons" macht man sich vielfach eine falsche Vorstellung. Kandy ist ein modernes Gebirgsstädtchen mit kaum mehr als einem Rest aus früheren Zeiten, der etwa dreihundert Jahre alten Umfassungsmauer des Königspalastes nämlich, in deren Innerem sich jetzt außer dem heiligsten Tempel der buddhistischen Welt moderne Regierungsgebäude befinden. Die Lage des Städtchens ist überaus anmuthig und gewährt von den umliegenden Bergen einen höchst malerischen Anblick, der durch einen großen künstlichen Teich noch wesentlich verschönt wird. Ich hörte, die europäische Bevölkerung agitire dahin, daß die Palmen und anderen tropischen Bäume der nächsten Umgebung niedergehauen werden, damit man bei dem Blick auf die nahen bewaldeten Berge ganz die Illusion habe,

man sei daheim. Welche Barbarei! höre ich meine Leser sagen, und so dachte ich damals auch. Und doch läßt es sich verstehen, daß ein langer Aufenthalt in der Fremde die Sehnsucht nach unseren herrlichen nordischen Wäldern bis zu einem solchen Grade steigert, daß derartige Wünsche gezeitigt werden. Eine Spazierfahrt auf den wohlgepflegten Gebirgswegen im Osten der Stadt verschafft einen prächtigen Ausblick in das weite Land und das Thal der Mahavali Ganga. Kandy liegt 1600 Fuß hoch und erfreut sich eines durchaus gemäßigten Klimas.

Ich hatte den ersten Tag in dem dortigen Hotel, dessen Wirthin eine Deutsche ist, zugebracht; am folgenden Morgen holte mich ein Beamter der Regierung, Mr. Nevill, der sich in seinen Mußestunden mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in sein Haus, wo ich Gelegenheit hatte, dessen umfassende Privatsammlungen ceylonesischer Alterthümer, Kunstprodukte u. dgl. in Ruhe zu studiren.

Dem eben erwähnten hochberühmten buddhistischen Tempel, welcher eine ansehnliche Bibliothek besitzt, stattete ich drei Besuche ab. Am ersten Abend sah ich den regelmäßigen Kultus, während dessen dort ebenso wie in brahmanischen Tempeln ein heilloser Lärm mit Glocken, Becken und derartigen Instrumenten gemacht wird. Die Verehrer bringen, nachdem sie sich vor dem Buddhabild niedergeworfen, Blumenspenden dar, besonders Rosen und eine weiße, höchst elegante Blüthe, welche von den Engländern temple-flower genannt wird. Für den nächsten Morgen hatte ich mich dem Bibliothekspriester angemeldet, der, wie es hieß, Sanskrit spräche. Um diese Fertigkeit des würdigen alten Herrn in Gelb, dessen Benehmen übrigens höchst gentlemanlike war, stand es nun freilich ähnlich wie bei seinem Kollegen in Maligahakanda. Nach zwei bis drei Worten Sanskrit fiel der Priester immer in die „Magadha-Sprache“ (Pali), sich mehrfach verlegen deshalb entschuldigend. Ich spreche nicht Pali, verstand aber genug, um die Konversation in doppelsprachiger Manier fortzusetzen. Die Bibliothek enthält eine reiche Samm-

lung von Pali-Handschriften, auch solche auf dünnen Kupferplatten; die Abtheilung der gedruckten Bücher liegt auch dort sehr im Argen. Beim Eintritt in den Tempel fällt dem Besucher eine ganze Reihe schauerlicher, nichts Anderes als das unentbehrlichste Requisit aller Religionen, nämlich die Höllenqualen veranschaulichender Gemälde, mit denen die Vorhalle geschmückt ist, in die Augen. Auf allen Bildern waten die Verdammten in Flammen; grüne und blaue Teufel mit weit aus dem Kopfe stehenden Augen, gefletschten Zähnen und Riesenhauern stürzen sich auf ihre Opfer, um sie zu zerhacken, zu spießen, zu zersägen oder zu pfählen; bei der letzten Procedur sind die Häupter der brennenden Sünder nach unten gekehrt und die Beine ebenso kerzengerade in die Luft gerichtet wie der aus dem Rumpfe hervorragende Pfahl. Und dazu machen die Unglücklichen ganz vergnügte Gesichter; der Ausdruck des Schmerzes und der Verzweiflung muß ein für den Pinsel des buddhistischen Künstlers unerreichbarer gewesen sein. Der Anblick dieser naiven Gemälde hat etwas wahrhaft Erfrischendes.

Doch ich darf die Hauptsache nicht vergessen: ich bin begnadet gewesen, das höchste Heiligthum, die berühmteste Reliquie des Buddhismus zu schauen: den Zahn des Allerherrlichstvollendeten. Oft vergehen vier oder fünf Jahre, bis die ehrwürdige Hand des High-Chiefs — den langen einheimischen Titel habe ich vergessen — die Reliquie für wenige Minuten enthüllt. Sie wird dem englischen Gouverneur von Ceylon auf Verlangen gezeigt, und dieser kam gerade an dem zweiten Tage meines Aufenthalts mit seinem Gast, dem Gouverneur von Madras, nach Kandy herauf. Die Priesterschaft schickte mir einen Boten mit der Einladung, das Wunder unmittelbar nach dem Gouverneur in Augenschein zu nehmen. Und so sah ich denn zu festgesetzter Stunde in dem innersten Raume des Tempels nebst einer Menge prachtvoller, von Edelsteinen strotzender Schmucksachen, die sich im Laufe der Zeit im Besitz des Tempels angesammelt, den Zahn, welchen eine vollständige Legenden-

geschichte umgibt, ruhend auf dem Kelch einer goldenen Lotusblume. Es ist ein rundes, gekrümmtes und zugespitztes Stück, das aus irgend einer Hornmasse, vermuthlich Elfenbein, sauber gearbeitet ist, etwas länger als das obere Glied eines männlichen Daumens, und vom Alter gebräunt. Nach einigen Minuten wurde die Reliquie von dem High-Chief, dessen Amtstracht ein pomphaftes dick wattirtes Kostüm ist, wieder in ihre Umhüllungen verpackt, eine Anzahl goldener, mit Juwelen überladener Behälter, von denen der eine immer dicht in den anderen hineinpaßt.

Der Leser möge mir jetzt einen plötzlichen Abstieg aus der fingirten Welt buddhistischer Phantasmen in die des praktischen Lebens gestatten, und mit mir von dem Schauplatz träger Behaglichkeit sich wenden zu dem des rastlosen Fleißes. Ich kann Ceylon nicht verlassen, ohne wenigstens kurz, und soweit es der Mangel aller technischen Kenntnisse gestattet, eine der größten industriellen Anstalten der Insel skizzirt zu haben, welche ein durch seine Mannigfaltigkeit anziehendes Bild von der Verarbeitung der einheimischen Produkte gewährt und nebenbei von den großartigen Erfolgen deutscher Rührigkeit und Umsicht Zeugniß ablegt; ich meine die Freudenbergsche Fabrik in Colombo. Die Ausdehnung der Anlage überstieg alle meine Erwartungen; sie umfaßt zwölf Acres (= etwa fünf Hektar) und beschäftigt im Durchschnitt zwölfhundert Arbeiter. Der größere Theil derselben ist der Gewinnung des hauptsächlichsten Exportartikels von Ceylon gewidmet, des Kokosnußöls, das bei uns zur Seifenfabrikation verwendet wird. Auf unabsehbaren Lagerräumen und Trockenböden sieht man das Fleisch der Nüsse aufgeschichtet und ausgebreitet, viele Tausende von Centnern. Wenn dasselbe durch Sonnengluth und künstliche Wärme knochenartig verhärtet ist, geht es durch verschiedene Pressen, welche mehrere riesige Gebäude anfüllen. Tag und Nacht ergießen sich an einer Stelle der Fabrik zwei klare armdicke Oelströme. Die sich ergebenden Oelkuchen werden in einem Vorraume in Säcke ver-

packt, um nach Deutschland als Viehfutter versandt zu werden. In einem Nebengebäude befindet sich eine Seifensiederei, deren Absatzgebiet vorzugsweise Mauritius ist. Eine andere Abtheilung enthält die Knochenmehlfabrik, in welcher nach einem patentirten Verfahren ein Dungstoff für Kaffeeplantagen hergestellt wird. Ueber Höfe hinweg, in denen man die kolossalen ölgefüllten Fässer (das Stück einen Werth von ungefähr fünfundzwanzig Pfund Sterling repräsentirend) angesammelt sieht und singhalesische Ochsenwagen das Kokosnußfleisch, das mit sieben bis acht Rupien für den Centner bezahlt wird, anfahren, begeben wir uns in eine andere Abtheilung, das Kaffeedepartement. Der Kaffee wird, nachdem das Fleisch der Kirsche auf der Plantage durch Maschinen entfernt worden ist, in der inneren sogenannten „Pergamenthülse" nach Colombo gebracht und daselbst auf großen Flächen an der Sonne getrocknet; eine Mühle zertrümmert dann die Hülsen, und die nunmehr freien Bohnen gehen durch Reinigungs- und Siebemaschinen, worauf sie, nach Form und Größe sortirt, den einigen hundert Beleserinnen übergeben werden, welche die nur durch Handarbeit zu entfernenden schlechten Bohnen ausscheiden. In derselben Abtheilung werden Cacao, Cardamomen u. s. w. zum Versandt bereit gestellt. Die hydraulischen Pressen zum Packen von Kokosgarn und ähnlichen Artikeln stehen in einem anderen Theil des Gebäudekomplexes. Thee kommt nur zur Spedition, nicht zur weiteren Bearbeitung von den Plantagen herein. Durch den Lagerraum, in welchem die gefüllten Kaffeesäcke aufgespeichert sind, gelangt man zur Abtheilung der Chinarinde, die theils lose in ungeheuren Haufen nach der Qualität geordnet, theils in sauberen Ballen von so und so viel Centnern verpackt daliegt.

Fast mehr als die imponirende Großartigkeit des Ganzen bewunderte ich die musterhafte Ordnung, die in dem bunten Getriebe herrscht, und den rührigen Fleiß der einheimischen Arbeiter: da ruht nie ein Arm und keiner ist dem An-

deren im Wege. Die Fabrik stellt ihre Bedürfnisse selbst her: hier befinden sich Schmieden und Eisenwerke, in denen Maschinen, hier eine Küferei, in der Fässer gearbeitet werden, dort eine Korbflechterei u. dgl. m. In einem großen Gebäude werden auf primitiven Webstühlen aus den Fasern, welche die Kokosnuß umgeben, die bekannten dichten und starken Matten gewebt. Und das ist immer noch nicht Alles. Das Exportgeschäft, welches Kaffee, Oel, Zimmt, Thee, Chinarinde, Kokosgarne, Graphit, ätherische Oele, Farbholz u. s. w. umfaßt, sowie das ganze Importdepartement, die Dampfer-, Versicherungs- und Bankagenturen befinden sich in dem Geschäftslokale im Innern der Stadt. Schließlich verdient noch erwähnt zu werden, daß die Firma eines der drei in Colombo existirenden Petroleumlager ihr eigen nennt und die finanzielle Verwaltung einer Anzahl von Plantagen in Händen hat. Herr Freudenberg zahlt seinen Angestellten und Arbeitern zusammen etwa hundertfünfunddreißigtausend Rupien Gehalt und Lohn im Jahre (nach jetzigem Kurse ungefähr zweihunderttausend Mark). Man würde die Größe des Geschäfts jedoch außerordentlich unterschätzen, wenn man sich einfach auf Grund dieser Ziffer eine Vorstellung von derselben bildete und nicht den fabelhaft niedrigen Stand der dortigen Löhne in Betracht zöge. Viele Arbeiter erhalten in Ceylon nur zwanzig Pfennige pro Tag, wie die Pankha-Kulis oben in Indien; bei uns würden sich die entsprechenden Löhne auf etwa das Achtfache belaufen. Ich hätte gern erfahren, wie viel Herr Freudenberg jährlich für Material, d. h. Kokosnüsse, Kaffee-Kirschen, Chinarinde u. s. w., zu verausgaben pflegt; doch wurde mir auf meine Frage lächelnd geantwortet: das zu verrathen sei gegen die Grundsätze des Geschäfts; alles Andere könne ich wissen, dies allein sei ihr Geheimniß.

Am 3. Oktober 1886 fuhr der jüngere Herr Freudenberg mit mir in den Hafen hinaus und lieferte mich unter herzlichem Abschied in good shipping condition an Bord der „Manora“,

eines herrlichen, der British-India St. N. C. gehörigen Dampfers, ab. Doch verzögerte sich die Abfahrt anderthalb Tage, da der von Calcutta kommende Dampfer jener Linie Verspätung hatte und abgewartet werden mußte; denn in dieser Zeit fahren sehr viele angegriffene Europäer, namentlich Fieber-Rekonvalescenten, von Calcutta nach Colombo — oder auch nur nach Madras — lediglich um dort auf einem entgegenkommenden Schiff die Rückreise anzutreten. Vierzehn Tage Seeluft ist die übliche von den Aerzten verordnete Arznei jener Jahreszeit.

Die Passagiere, welche die „Manora“ aus England brachte, bildeten im Aussehen und Wesen einen merkwürdigen Kontrast zu den schon längere Zeit in Indien weilenden Europäern: von Gesundheit strotzende gebräunte Gesichter auf der einen, gelbgraue und müde auf der anderen Seite. Alle Bewegungen waren bei den von Hause Kommenden leicht und elastisch, lachend und scherzend tummelten sie sich herum: die „alten Inder“ an Bord waren auch wohl vergnügt, aber der Lustigkeit fehlte die unmittelbare natürliche Frische; sie schafften sich Bewegung wie die neu Angekommenen, sogar schnelle Bewegung, aber es haftete ein unverkennbarer geschäftlicher Zug an derselben: man sah, daß sie als Pflicht, nicht als Vergnügen empfunden wurde. Und während der Neuling, wenn er der Ruhe pflegt, meistens sitzt, liegt der von der Tropensonne ausgedörrte Europäer fast immer, und zwar mit einer ausgesprochenen Wendung der Füße in die Höhe.

Im Hafen von Colombo führen singhalesische Knaben eine etwas dürftige Wiederholung des oben (S. 21) beschriebenen Treibens der Somalijugend von Aden auf; hauptsächlich bitten sie schreiend um money oder three pence mit der echt orientalischen Anrede good papa, respektive good mama, durch welche die englischen jungen Damen an Bord der „Manora“ immer rasch von der Brüstung hinweggescheucht wurden. Mehr als dieser Lärm fesselte mich der großartige Anblick, welchen das Aufwallen der Wogen auf der Außenseite des Wellenbrechers,

der schönsten und massivsten Mole der Welt, gewährte. Der Südwest war kräftig genug, um die Brandung etwa vierzig Fuß hoch aufzuthürmen; und da die Wassermasse, die sich in Intervallen von ungefähr dreiviertel Minuten erhob und stets ihre Stelle wechselte, von einer noch größeren Breite als Höhe war, machte das Schauspiel einen imposanteren Eindruck, als irgend ein künstliches Wasserwerk ihn hervorrufen könnte. Bei wirklichem Sturm soll das Wasser über die Spitze des Leuchtthurms hinwegspülen.

Die „Manora“, deren Mannschaft und Bedienung fast ausschließlich aus mohammedanischen Bengalen bestand, gewährte allen Komfort eines großen Hotels, nur steht auf allen englischen Schiffen die Verköstigung an Qualität weit hinter der auf deutschen, österreichischen, französischen und italienischen Dampfern gebotenen zurück. Die nach englischer Küche einfach in Salzwasser abgekochten Gemüse werden bei jedem Mangel an Abwechselung bald fast ungenießbar; aber der Brite liebt ja nun einmal sein unadulterated potato so sehr, daß er auf der primitivsten Stufe der Kochkunst stehen bleibt. Mein Nachbar bei Tisch war ein gebildeter, aufgeklärter und vorurtheilsloser Bengale, der von einer Reise nach England zurückkehrte und mir, zumal er auch Sanskrit getrieben und viele Interessen mit mir gemein hatte, eine bessere Unterhaltung bot, als irgend ein Mitglied der europäischen Reisegesellschaft. Yogischandra Dutt — so war sein Name — gehörte einer der hervorragenden bengalischen Familien an, welche ihre Zeit begriffen haben. Sein älterer Bruder, ein Mann von literarischer Berühmtheit, ist in England ausgebildet und bis zum Chef der Verwaltung eines Distrikts in Bengalen gestiegen; ein jüngerer, vorzeitig gestorbener Bruder hatte in Leipzig Naturwissenschaften studirt und fertig deutsch gesprochen. Uebrigens war mein Reisegefährte ein Vetter der berühmten Dichterin Toru Dutt, die nur ein Alter von einundzwanzig Jahren erreicht, aber schon als neunzehnjähriges Mädchen unter Anderem

einen französischen Roman, der Aufsehen machte, verfaßt hatte.

Am 6. Oktober früh Morgens erreichten wir den Hafen von Madras und hatten dort einen anderthalbtägigen Aufenthalt, weil wiederum ein korrespondirendes Schiff von Calcutta abgewartet werden mußte, das uns eine neue Schar seeluftgieriger Passagiere bringen sollte. Die Verzögerung bot die Gelegenheit zur Besichtigung von Madras. Die Boote anbietenden Tamulen benahmen sich zudringlicher und schrieen mit größerer Energie, als ich es sonst im Orient erfahren; etwa ein Dutzend umringte uns an Bord und verfolgte uns auf Schritt und Tritt mit wüstem Gebrüll. Schreien ist nach indischer Ansicht das sicherste Mittel, etwas zu erreichen; „selbst eine Mutter vergißt ihr Kind zu nähren, wenn es nicht schreit," sagt ein bengalisches Sprichwort. Wir warteten unsere Zeit in Ruhe ab, gelegentlich einen der Tumultuanten, der uns zu nahe kam oder gar berührte, handgreiflich zurückweisend, bis die Bootsführer sich von selbst auf die Hälfte des ursprünglich geforderten Preises heruntergehandelt hatten. Dann bestiegen wir, Yogischandra Dutt und ich, eine der dort üblichen großen leichtgefügten Barken, welche von durchschnittlich acht Ruderern bewegt werden. Die Ruder bestehen aus auffallend langen Stangen, an deren unterem Ende eine wunderlich kleine Holzplatte angebunden ist; doch funktioniren sie ebenso gut und schnell als die unserigen. Beim Landen erwartete uns eine Ueberraschung. Die Bootsleute brachten uns nicht an die Landungsbrücke, ein häßliches Gestell aus schwarzem Holzwerk, das etwa zehn Minuten Weges weit in den Hafen hinausragt; sie wußten, daß ein Europäer nach neun Uhr Morgens auch noch zu jener Jahreszeit vermeidet, in dem heißen Madras eine solche Strecke in der Sonne zu gehen. Die Barke fuhr mitten in die Brandung hinein und wurde, als sie dort festsaß, derart hin- und hergeworfen, daß wir uns anklammern mußten. Was nun? Eine Schar nackter Kulis stürmte durch das Wasser zu

uns heran, und ehe wir Beide es uns versahen, saßen wir jeder auf den Schultern zweier Tamulen, indem wir die Beine möglichst wagerecht ausstreckten, denn die Wellen überschlugen sich unter uns in verdächtiger Nähe; doch erreichten wir den Strand, ohne von einem Tropfen benetzt zu sein.

Die europäischen Theile des ungeheuer weit ausgedehnten Madras (400 000 Einwohner) weisen schöne neue Gebäude auf, die Straßen der Nativestadt sind gerade und breit, wie ein derartiger Charakter bei einer so modernen Stadt unter solchen Terrainverhältnissen zu erwarten stand. Madras besitzt ein Museum, das beträchtlich größer und reichhaltiger ist, als das von Colombo. Die Perle der Sammlungen sind die Reste der berühmten Amaravati-Tope, deren Skulpturen über Alles, was sonst auf diesem Gebiete in Indien geleistet ist, hervorragen: die Figuren weisen richtige Proportionen auf, die Gruppen und Aufzüge sind lebensvoll, ja von einer gewissen Frische.

Auf dem Wege vom Museum nach dem großen Krischnatempel im Stadttheil Triplicane passirten wir einen ansehnlichen Theil der Eingeborenenstadt, in der ein überaus buntes und reges Leben herrschte. Es war der Tag des mohammedanischen Muharramfestes, einer Art Karneval für die moslimische Bevölkerung; überall erschallte Musik, Processionen zogen durch die Straßen, namentlich Krieger zu Pferde; Clowns, die als Teufel oder Tiger verkleidet waren, amüsirten die Jugend. Der Farbenreichthum war viel größer als in Nordindien; Dunkelgrün herrschte vor.

Das Ziel unserer Fahrt, der Parsa-Deul genannte Tempel des Krischna, ist in seinem ganzen riesigen Umfang von einer hohen Steinmauer eingezäunt. Als das Bemerkenswertheste erscheint der stockwerkartige Thurmbau in der Form eines Paralleltrapezes am Eingang, ein gutes und echtes Specimen dravidischen Baustils. Die ganze Umgegend gehört noch dem Tempel, vor allen Dingen vis-à-vis ein großer quadratischer Teich, an dessen Ufern sich die Wohnungen für Priester und Tempeldiener

befinden. In nächster Nähe steht unter einem Holzdache der ungeheure Wagen, auf dem das Idol zweimal im Jahre herumgefahren wird. Die vier kolossalen massiven Holzräder erinnerten mich an den Riesenwagen des Jagannatha in Orissa, unter dessen Rädern in früherer Zeit so viele religiöse Fanatiker ihren Tod gesucht und gefunden haben sollen; und in der That ist, wie Dutt mir sagte, dieser Wagen des Krischna in Madras nur um ein Weniges kleiner als das berüchtigte Ungethüm in Orissa. Dem Wagen gegenüber stand das Zugthier desselben, ein großer, an allen vier Füßen mit eisernen Ketten gefesselter Elephant, der sich in seinem halboffenen Stalle schnaubend und mit allen Anzeichen der Wuth hin und her wiegte. Der Eintritt in den eigentlichen Tempel wurde uns verweigert, was im Norden Indiens so gut wie nie geschieht. Die Tempelpriester sind dort im Allgemeinen nur zu froh, einem Bakhschisch zahlenden Europäer ihre Heiligthümer zu zeigen. Hier war es anders. Dutt fragte die Leute ganz erstaunt, warum denn nicht wenigstens er, der doch ein Hindu sei, eintreten könne. Die Idee aber, daß dieser Mann in europäischer Kleidung als Hindu gelten wollte, wurde von dem umstehenden Menschenhaufen mit Gelächter aufgenommen. Kleider machen wirklich Leute in Indien. In heimischer Tracht hätte der braune Bengale mit seinem vollen runden Gesicht, seinem pechschwarzen Haupt- und Barthaar und seinen großen schwermüthigen Augen natürlich anstandslos die Schwelle des Tempels überschreiten können. Nicht Europäer und nicht als Inder anerkannt, wollte der Unglückliche doch wenigstens eine Kategorie für sich haben. „Ja aber, was bin ich denn eigentlich?“ fragte er. Nach einiger Ueberlegung erwiderte ein alter Brahmane: „Anglo-Indian“, und diesmal war nun das Lachen auf unserer Seite.

Am 10. Oktober, um vier Uhr Morgens, bekamen wir an der Mündung des Hugly bei den sogenannten Sandheads, wo eine Lotsenbrigg stationirt ist, einen Piloten, der uns den gefährlichen Fluß hinaufgeleiten sollte. Früher sind im Hugly

zahllose Schiffe zu Grunde gegangen; jetzt werden solche Unglücksfälle durch einen Stab ausgezeichneter Lotsen, die ein großes Gehalt beziehen und sich einer viel höheren gesellschaftlichen Stellung als anderswo erfreuen, vermieden. Die Bodenbeschaffenheit des Hugly verändert sich beständig und muß deshalb ununterbrochen beobachtet werden. Die Schiffe fahren mit der äußersten Vorsicht, und bei großen Dampfern hängt das Vorwärtskommen durchaus von der Fluth ab, die bis Calcutta hinauf deutlich gespürt wird. Der kleine französische Dampfer „Tibre" erreichte das Meer von Calcutta aus in acht Stunden, die riesige „Manora" gebrauchte sechsunddreißig, um dieselbe Strecke in umgekehrter Richtung zurückzulegen. Die Ufer des ungeheuren Stromes werden erst nach einer fünfstündigen Fahrt in demselben sichtbar, doch nimmt dann die Verengung schnell zu, und damit ebenso das Gewimmel der aus- und eingehenden Schiffe, das auf dem Hugly größer ist, als ich es irgendwo in der Welt gesehen. Gegen Mittag mußte der Anker heruntergelassen und die nächste Morgenfluth erwartet werden; wir lagen circa zwanzig Stunden im Flusse fest vor der berüchtigten seichten Stelle, welche die Engländer James and Mary nennen (eine Volksetymologie für hind. Jānmāri, „wo das Leben zu Grunde geht"). Die letzten Stunden vor Calcutta zeigen die wunderbarsten landschaftlichen Bilder auf beiden Seiten des Stromes: zahllose Dattel-, Kokos- und andere Palmen, dichte Bambusstauden auf dem saftigen Grün der Reisfelder und Zuckerrohrpflanzungen, malerische Strohhütten unter buschigen Bäumen. Plötzlich werden dieselben abgelöst durch Petroleumschuppen, rauchende Fabrikschlote, mächtige Häusermassen. Die letzte Station meines Ausflugs war erreicht; mit kräftigem Schritt betrat ich den Boden wieder, den ich vor einigen Wochen mit zitternden Gliedmaßen verlassen, und zwei Tage später saß ich wieder mit frischem Muth bei meiner Arbeit in Benares.

---

8. Leben der Europäer in Indien.

„Glauben Sie etwa, ich sei nach Calcutta gekommen, um die Luft zu genießen?“ erwiderte dem Maler Hildebrandt im Jahre 1863 ein Friseur, dem er sein Erstaunen über den exorbitanten Preis äußerte, welcher für das Haarschneiden verlangt wurde. (Reise um die Erde, 7. Auflage, S. 39.)

An diese Geschichte bin ich während meines Aufenthalts in Indien oftmals erinnert worden. Solche Wendungen wie die obige sind in Aller Munde: Nobody goes to India for a change of air „Niemand geht nach Indien um des schönen Klimas willen.“ Der dortige Aufenthalt gilt dem Europäer als ein Exil; Beamte, Offiziere, Aerzte, Kaufleute und Gewerbtreibende betrachten das Leben in Indien im Lichte äußerer Rücksichten. Wer sich drüben ein Vermögen oder das Anrecht auf eine namhafte Pension erworben, die ihm und den Seinigen in der Heimath eine behagliche Existenz sichert, der segnet den Tag der Heimkehr. Auch den Gelehrten, welche Dienste bei der englischen Regierung genommen, oder denen das besondere Glück eines unabhängigen Studienaufenthalts in Indien zu Theil geworden, ergeht es nicht anders; so hoch interessant ihnen auch die eigene Anschauung des wunderbaren Landes und Volkes ist, und so sehr sie die Wenigen gebotene Gelegenheit zu wissenschaftlichen Erwerbungen und Forschungen, die nur an Ort und Stelle vorzunehmen sind, zu schätzen wissen — das Leben im Lande kann als solches auch ihnen keine Freude sein. Eine

Ausnahme bilden nur die Wenigen, welche durch ihren Beruf oder durch die Zwecke ihres Aufenthalts in eine kühle Gebirgsstation geführt sind, und die wohlsituirten Vergnügungsreisenden, welche in der kalten Jahreszeit von November bis Februar auf der bequemen Heerstraße von einem sehenswerthen Orte zum andern reisen und dann nach ihrer Heimkehr nicht selten berichten, Indien sei ein prächtiges Land und viel besser als sein Ruf; der Europäer lebe dort in großen, schönen Häusern im vollsten Ueberfluß, führe ein höchst luxuriöses Leben, pflege aber trotzdem undankbarer Weise Klagen gegen das herrliche, sonnige Land vorzubringen und von Leiden und Entbehrungen zu sprechen. Niemand sollte sich ein Urtheil über Indien und das Leben in Indien erlauben, der nicht wenigstens eine heiße Zeit und eine Regenzeit im Lande zugebracht hat. Von Mitte März bis Ende Oktober kehrt Indien Seiten heraus, von denen der Tourist der kalten Monate keine entfernte Vorstellung hat: was ihm zu jener Zeit in den europäischen Häusern als Luxus erscheint, das ist in den übrigen zwei Dritteln des Jahres eine absolute Nothwendigkeit. Da ich die Leiden des eigentlichen Sommers und der darauf folgenden Regenzeit in den beiden vorangehenden Aufsätzen zu schildern versucht habe, so will ich hier nicht des Näheren auf das freudlose Leben jener Monate und die Gefahren eingehen, welche vor allem Andern Sonnengluth und Fieber bedeuten. Diese beiden hauptsächlichsten Gefahren werden gewöhnlich von dem Indienfahrer vor Antritt seiner Reise unterschätzt, wenigstens pflegt der Gedanke an dieselben hinter dem unheimlichen Bilde einer züngelnden Schlange zurückzutreten. In Wahrheit aber ist die Schlangengefahr in Indien fast gleich Null, d. h. für den Europäer, der es an der landesüblichen Vorsicht nicht fehlen läßt und weder im Dunkeln ausgeht noch im Hause sich in unbeleuchtete Räume begibt. Die zwanzigtausend Opfer, welche auf der Halbinsel alljährlich der Biß giftiger Schlangen fordert, sind fast ausschließlich Eingeborene. Das Fläschchen Ammoniak, das ich wie manche andere

Reisende in den ersten Wochen meines Aufenthalts in Indien als Gegengift für Schlangenbisse bei mir herumtrug, kann man getrost zu Hause lassen: tausendfach wichtiger als solch ein Mittel ist die Beschaffung der unter den Tropen erforderlichen Kopfbedeckung. Auch in den Wintermonaten bietet ein europäischer Filzhut keinen Schutz gegen die Gefahr des Sonnenstichs, wie leider das Beispiel vieler unvorsichtiger Reisender gelehrt hat. Der Engländer unterscheidet ein touch of the sun, das sich in hitzigem Fieber äußert, von dem eigentlichen, eine Gehirnerweichung hervorrufenden und zu raschem Tode führenden sunstroke. Auch ist es rathsam, sich mit schwarzen Gläsern — und zwar solchen, welche das Auge auch auf der Seite unter der Schläfe beschatten — zu versehen, selbst wenn das Organ kräftig genug ist, die außerordentlich blendende Helle des tropischen Sonnenlichts zu ertragen; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß der Sonnenstich auch durch das Auge vermittelt werden kann. Blaue Augen sind in Indien gefährdeter als andersfarbige. Eine weitere nothwendige Vorsichtsmaßregel ist die Impfung; denn die Pocken grassiren beständig in Indien, namentlich im Monat Februar, und die Gefahr der Ansteckung ist bei den indischen Verhältnissen eine sehr viel größere als in Europa. Täglich und stündlich ist man derselben ausgesetzt, z. B. bei der Benutzung eines Miethswagens, in dem vor wenigen Minuten ein eingeborener Pocken-Rekonvalescent gefahren. Oft liegt in den Häusern der Diener ein Familienmitglied an den Blattern danieder, was diese dem Europäer natürlich aus Furcht die Stelle zu verlieren, verschweigen; sie bringen die Nacht in der inficirten Wohnung zu und kommen des Morgens direkt aus derselben, um die Kleider ihres Herrn zu reinigen. Ich wurde auf diese Zustände erst in Benares aufmerksam gemacht und mußte eilen, dort die vor meiner Abreise versäumte Impfung nachzuholen, obwohl deren Folgen in Indien sehr viel unangenehmer sind als daheim. Der Arm entzündet sich, wenn die Schutzpocken wachsen, und schwillt arg bis unter den Ellenbogen

an; desgleichen die Drüsen in den Achselhöhlen. Diese unerfreulichen Erscheinungen sind von sechs- bis siebentägigem Fieber begleitet, das sich bei Einzelnen bis zum Deliriren steigern soll; und dann vergehen schließlich Wochen, bis sich die durch Vereiterung der Impfstellen entstandenen Wunden vollständig geschlossen haben, da jeder Heilungsproceß bei Europäern in Indien äußerst langsam vorwärtsschreitet. Die Art, wie bei mir die Vaccination, zu der die Lymphe einem Native-Baby entnommen wurde, anschlug, zeigte mir übrigens die Größe der Gefahr, in der ich geschwebt.

Der Engländer, welcher nach Indien reist, kauft sich vorher eine vollständige Ausrüstung en bloc (outfit), in welcher außer der für die verschiedenen indischen Jahreszeiten geeigneten Wäsche und Kleidung alle für die Reise nothwendigen Utensilien enthalten sind. Solch ein outfit ist unverhältnißmäßig kostspielig und durchaus kein Bedürfniß. Es genügt vollkommen, sich bei der Ankunft in Bombay oder Calcutta seinen Bestand an Wollhemden durch eine Anzahl ganz leichter gewebter oder flanellener Hemden zu ergänzen, sich so und so viele Anzüge aus Drill und dünnen Baumwollenstoffen (nur Beinkleid und Jacke) zu bestellen und einige Paar Leinwandschuhe, sowie ein Dutzend gewebter Socken zu kaufen. Man muß, zumal wenn man einen längeren Aufenthalt im Norden der Halbinsel zu nehmen beabsichtigt, sowohl mit der denkbar leichtesten Kleidung für die heiße Zeit, als auch mit ganz warmen Wintersachen ausgestattet sein. Ein dicker Ueberzieher ist für die kalten Monate eine absolute Nothwendigkeit.

Das Hotelleben ist in Indien noch weit unerfreulicher als in Europa. Zwar sind die Preise nicht exorbitant und die Verköstigung meistens reichlich und gut; aber man findet selten in den Hotels die Ruhe, welche man, zumal bei angestrengter Geistesarbeit, in Indien doppelt nöthig hat. Zudem sind alle indischen Hotels ausnahmslos Pensionen, in denen man sämmtliche Mahlzeiten zu bezahlen hat, ob man sie genießt oder nicht.

Die wenigsten Häuser befinden sich im Besitz von Europäern; die Bombayer Hotels gehören Parsis, mit Ausnahme des großen geräuschvollen Esplanade-Hotels; weiter ins Innere hinein sind die Eigenthümer nicht selten Mohammedaner oder Half-castes. Hotels gibt es natürlich überhaupt nur in den größeren Städten auf dem betretenen Touristenwege; an weniger besuchten Orten findet man zur Unterkunft wohl ein sogenanntes Traveller's Bungalow, wie ich ein solches oben S. 165 erwähnt habe; oft genug aber ist der Reisende einfach darauf angewiesen, Gastfreundschaft in europäischen Häusern anzunehmen.

Wenn ich es unternehme, einen europäischen Haushalt in Indien zu schildern, so muß ich naturgemäß von mancherlei Differenzen absehen, die in den lokalen Eigenthümlichkeiten — ob Großstadt, kleinerer Ort oder out of the way place — und in dem Range oder den Vermögensverhältnissen des Hausherrn begründet sind. Der äußere Zuschnitt, namentlich die Anzahl der Diener, ist jedoch bei Europäern, die zur Gesellschaft gehören, im Großen und Ganzen übereinstimmend, soweit Abweichungen nicht durch eine größere Zahl von Familienangehörigen und Hausgenossen bedingt sind. Ich habe bei meiner Darstellung das Hauswesen eines Beamten in einer indischen Mittelstadt im Auge und entlehne die Einzelheiten zum Theil den Notizen, welche ich mir während der zwei schönen Monate gemacht, die ich als Gast in dem Hause des Herrn Dr. Thibaut in Benares verlebte. Ich habe dasselbe mit vielen anderen Haushaltungen zu vergleichen Gelegenheit gehabt, und darf es um so eher für ein indisches Normalhaus ansehen, als die liebenswürdige Gattin Dr. Thibauts über eine seltene Kenntniß einheimischer Zustände verfügt und stets mit großer Umsicht bemüht ist, allen Anforderungen äußeren Dekorums ebenso wie denen der Sparsamkeit zu genügen. Abgesehen von den großen Centren, Bombay, Calcutta, Madras, sind mehrstöckige europäische Häuser sehr selten. Die Bungalows sind große, einfache, massive, weiße Gebäude, um welche von allen Seiten eine

Veranda läuft, gewöhnlich mit Schindeln, aber auch zuweilen noch mit Stroh gedeckt, hie und da mit plattem Dach. Sie gehören im Innern des Landes fast ausnahmslos Eingeborenen und werden von Europäern monatweise gemiethet; ein Haus von sieben bis acht Zimmern kostet dort fünfzig bis hundert Rupien im Monat, in Calcutta oder Bombay jedoch wohl das Drei- oder Vierfache. Das Haus hat außerordentlich wenig Fenster, manchmal gar keine, dagegen um so mehr Thüren, nach der Veranda zu Glasthüren, welche das Licht einlassen und von außen durch grüne Jalousien verschließbar sind. Schlösser lassen sich in indischen Thüren nicht anbringen, weil die fabelhafte Feuchtigkeit der Regenzeit im Verein mit der Hitze alles Holz krumm zieht; sie werden deshalb durch Riegel, hie und da auch durch Querstangen ersetzt. Im Innern des Hauses — in der kühlen Jahreszeit bei Tage auch nach der Veranda zu — stehen die Thüren gewöhnlich der besseren Ventilation wegen geöffnet und werden nicht selten ganz entfernt; an ihrer Stelle sind einfache Portieren so angebracht, daß der obere Theil der Thüröffnung nicht bedeckt wird. Die Zimmer sind achtzehn bis vierundzwanzig Fuß hoch oder höher und, da das Klima Tapeten im Handumdrehen vernichten würde, einfach weiß gekalkt wie die Außenseite des Hauses. Die Decke ist gewöhnlich nicht durch Fachwerk, sondern durch starkes weißes Zeug gebildet, in Folge dessen auf den Gebrauch der nützlichen Bodenräume verzichtet werden muß. Jedes Zimmer belegt man mit einer aus dünnem Rohr geflochtenen Matte, die für den Raum besonders hergestellt wird und häufig Gefängnißarbeit ist. Ich habe nackte braune Sträflinge mit gefesselten Füßen in Privathäusern solche Matten anbringen sehen. Ueber denselben liegt meist ein einfacher, ebenso den ganzen Boden bedeckender Teppich. Neben jedem als Wohnraum berechneten Zimmer befindet sich ein bath-room, das gepflastert und mit einem Loch in der Wand zum Ablaufen des Wassers versehen ist. Dieses Loch läßt eine sorgsame Hausfrau von außen vergittern, weil

dasselbe als ein beliebter Eingang für Schlangen gilt. Die Badevorrichtung selbst ist meistens sehr dürftig; geräumige Stein- oder Zinkwannen habe ich nur in den größten hauptstädtischen Häusern gesehen, und auch dort sind Holzbütten, Zink- oder gar Thongefäße von mäßiger Größe üblich, mit deren Hülfe man das im Orient täglich nöthige warme Bad, so gut es eben geht, durch Ueberspülen oder Begießen sich herzustellen bemühen muß. Die Badezimmer, in mittelgroßen Häusern gewöhnlich vier, sind natürlich in der Zahl der Wohnungsräumlichkeiten nicht einbegriffen. Eine Küche befindet sich nicht in dem Bungalow, da die Gerüche derselben und die Wärme des Herdes sehr lästig werden würden; ihre Stelle vertritt das unfern im Hofe stehende Kochhaus, häufig ein überaus einfaches Gebäude aus Lehm, den Stallungen ähnlich.

Das Mobiliar pflegt in den indischen Haushaltungen mangelhaft und auf das Nothwendigste beschränkt zu sein, nur das drawing-room ist hübsch in der bekannten zwanglosen englischen Manier eingerichtet. Im Uebrigen fragt man nicht nach Eleganz, sondern nach Komfort, dem ersten Erforderniß, welchem alle andern häuslichen Rücksichten untergeordnet werden. Der Europäer empfindet seine indische Wohnung eben nie als ein wirkliches Heim, und darum ist Alles auf die Eventualität eines plötzlichen Abbruchs eingerichtet; schon wenn ein Beamter oder Offizier versetzt wird, lohnt es bei den riesigen Entfernungen fast nie, irgend etwas an Ameublement mit sich zu nehmen. Man kauft und verkauft mit einer Leichtigkeit, die eine deutsche, an ihrer Aussteuer hängende Hausfrau zur Verzweiflung treiben würde. Kleiderschränke, Kommoden, Tische, Stühle wechseln beständig ihre Besitzer und sehen natürlich oft nicht nur sehr altväterisch, sondern auch manchmal recht schäbig aus. Ein verheiratheter Oberst erzählte mir, daß er vor einigen Jahren bei einer Versetzung sein ganzes Mobiliar nebst einem Pferde für zweihundertundzwanzig Mark verkauft habe. Da Glas- und Porzellan-Manufakturen nicht im Lande existiren und deshalb

alles feinere Geschirr sehr theuer ist, nimmt man es mit bestoßenen Tellerrändern nicht sehr genau; auch in den Tischdecken kann man gelegentlich Löcher sehen.

Ein indischer Haushalt wird aus diesen Gründen mit ziemlicher Leichtigkeit in ein anderes Gebäude oder auch in Zelte übertragen. Die letzteren gewähren dem Europäer in den kühlen Monaten einen äußerst behaglichen Aufenthalt und lassen nichts von dem häuslichen Komfort vermissen. Wenn die Beamten auf den jährlichen Inspektionsreisen durch ihren Distrikt von Ort zu Ort ziehen, so werden die Zelte von den Dienern im Nu abgebrochen, sammt ihrem Inhalt auf Wagen geladen, und in wenigen Stunden steht das leinene Haus an seinem neuen Bestimmungsorte genau so wie es an dem vorigen stand. Gewöhnlich wird eine Reihe von Zelten sehr geschickt mit einander verbunden und auf diese Weise eine ganze Anzahl nebeneinander liegender Zimmer hergestellt. Das Leben „in camp“ wird als eine Erholungszeit von dem Beamten begrüßt und nicht selten von der Familie desselben getheilt. Im Sommer wird der Aufenthalt in Zelten durch die Hitze und in den Regenmonaten durch die Niederschläge unmöglich gemacht.

Die europäischen Häuser sind im Innern des Landes von außerordentlich großen Höfen (in Indien compounds genannt) umgeben; mit dem oft mehrere Morgen weit brach liegenden Lande scheint dem Ankömmling eine nutzlose Verschwendung getrieben zu werden. Doch ändert sich auch in dieser Hinsicht die Anschauung, sobald die kurze Spanne der kühlen Jahreszeit abgelaufen ist. In der schwülen Gluthluft der folgenden sieben Monate, in denen man vergebens nach einem erfrischenden Lüftchen lechzt, würde die Beengung durch naheliegende Bauten etwas wahrhaft Erstickendes haben. Auch die im Allgemeinen übliche Kahlheit der Höfe, in denen wohl hie und da ein Baum steht, aber sonst oft weder ein Strauch noch eine Blume dem Auge eine Abwechselung bietet, erklärt sich während der Regenzeit als eine Maßregel von sanitärer Bedeutung: je

weniger Vegetation, desto geringer die Gefahr des Malaria-Fiebers. Gärten sind zu jener Zeit, in der man selbst den Graswuchs mit der Sense nach Kräften niederzuhalten sucht, übelriechende Brutstätten giftiger Miasmen. Wenn aber auf diese Periode der unablässigen, Alles überschwemmenden und zersetzenden Regen die trockene staubige Winterzeit folgt, so fehlt es an der zur Erhaltung der Gärten nothwendigen Feuchtigkeit. Es ist eben in Indien Alles entweder zu wenig oder zu viel. Die Beete der Gärten müssen mehrere Handbreit unter den Fußwegen liegen, damit sie durch Drainagen aus dem Brunnen des Hofes gespeist werden können. Zwei Buckelochsen sind angestellt, um das Wasser aus denselben heraufzubefördern. An einem über eine Winde laufenden Strick ziehen sie den Eimer aus der Tiefe, und langsamen Schrittes kehren sie, ihn wieder hinablassend, zu dem Brunnen zurück. Ende Oktober werden die Gärten in Stand gesetzt, und Mitte November beginnt die Rosenblüthe, welche ihren Höhepunkt um die Wende des Jahres erreicht. In dieser Zeit prangen wohlgepflegte Gärten, wie z. B. die riesigen Anlagen, die das Government College in Benares umgeben, in einem entzückenden Blumenflor; ich dachte an das heimathliche Schneegestöber, als ich an dem warmen Weihnachtsabend 1885 in jenem grünenden, blühenden und duftenden Garten lustwandelte, der uns für ein deutsches Weihnachtsfest einen fruchtschweren Citronenbaum lieferte.

Zu den Nothwendigkeiten des Lebens in Indien gehören für den Europäer Wagen und Pferde, ohne welche sich auch der Aermste nicht behilft und nicht behelfen kann. Ein einzelner junger Mann mag sich auf ein Reitpferd beschränken, doch wird er an den schwülen Sommerabenden die Spazierfahrt in einem bequemen europäischen Wagen schmerzlich vermissen. Auch mit Pferden wird selten in Indien Luxus getrieben, da fremde und edlere Rassenthiere sehr leicht dem Klima erliegen. In den Küstenstädten findet man die großen starkknochigen Australier häufig vertreten, im Innern sind die einheimischen (country-bred)

Pferde durchaus die Regel. Obwohl weder schön noch besonders ausdauernd, sind dieselben doch für alle praktischen Zwecke genügend und haben den Vorzug großer Billigkeit. Man kauft ein gutes junges Pferd zum Fahren oder Reiten für hundertfünfzig Rupien, und die Unterhaltungskosten belaufen sich monatlich auf kaum mehr als vier oder fünf Rupien. Wohl jedes europäische Kind erfreut sich in Indien eines eigenen Ponys; denn solch ein Thierchen ist ein gar insignificant animal, für das die Futterkosten da, wo mehrere andere Pferde gehalten werden, fast gleich Null sind. Viele Ponys sind von einer wahrhaft lächerlichen Kleinheit, nicht viel größer als ein stattlicher Hund, und dann schon für zehn Rupien oder noch billiger zu haben. Während meines Aufenthalts in Benares kaufte ein Missionar für seinen Sprößling einen Pony gar um vier Rupien, allerdings ein entsetzlich dürftiges und verhungertes Thierchen, das vor seiner Krippe stand, ohne das ihm vorgeschüttete Korn zu berühren. Man schickte nach dem Verkäufer und fragte ihn, was dem Pony fehle, daß er nicht fräße. „Er ist nicht an diesen Gebrauch gewöhnt," war die Antwort. Schon die Babys werden im sicheren Sattelstuhl, von der Kinderfrau gehalten, auf den Rücken des Ponys gesetzt, den der Stallknecht am Zügel führt.

Eine große Gefahr droht den Pferden in Nordindien durch die Vergiftung, welche von einer niedrigen Kaste oder vielmehr von einem Outcast-Stamm, den Doms, geradezu berufsmäßig geübt wird. Diese Leute schleichen sich bei Nacht in die Ställe, wo sie den Pferden vergiftetes Brot zu fressen geben, und da sie gleichzeitig das Amt des Abdeckers verwalten*), kommen am folgenden Tage entweder sie selbst oder ihre Komplicen, um

*) Außerdem ist es in Benares ein Privilegium der Doms, den Scheiterhaufen, auf dem der Todte ruht, in Brand zu stecken. Vgl. M. A. Sherring, Hindu Tribes and Castes as represented in Benares (Calcutta, Bombay, London 1872) S. 400—402.

den Leichnam abzuholen, der dann — ich wollte die dort allbekannte Thatsache lange Zeit nicht glauben — von den Doms gegessen wird. Der Tod des Thieres soll durch das von den Schurken angewendete Gift so schnell erfolgen, daß das Fleisch selbst gar nicht von demselben afficirt wird. Wenn man übrigens meint, daß solche Lebensweise die Doms als die untersten aller Parias kennzeichne, irrt man; in Indien ist an Grauen und Ekel erregender Scheußlichkeit mehr zu finden, als in der übrigen Welt. Die niedrigsten aller Parias sind die Aghoris, bei deren Nennung Jedermann in Indien die Haut schaudert (vgl. Sherring, a. a. O. S. 269); denn sie fressen todte Katzen und Hunde, wie überhaupt alle Kadaver, auch menschliche, wenn sie deren habhaft werden können. Da Indien in so wunderbarer Weise seine Gebräuche seit Jahrtausenden bewahrt hat und in dieser Hinsicht das konservativste Land der Erde ist, so verlohnt es sich wohl, an die Nachrichten des Herodot von den menschenfleischfressenden Völkerschaften in Indien zu erinnern. Derselbe erzählt III, 38, daß die Kalatier ihre eigenen Eltern aufzehrten, und weiß III, 99 von dem im Osten wohnenden Volksstamm der Padaeer zu berichten, daß dessen Angehörige sich von rohem Menschenfleisch nährten und nicht nur die alten Leute, sondern auch ihre eigenen Verwandten, wenn sie krank würden, schlachteten, aus Furcht um das Fleisch zu kommen, falls der Betreffende an der Krankheit dahinschwände. Ob das die Stammväter der heutigen Aghoris gewesen sind? Kein Wunder übrigens, daß die Arier schon, als sie in grauer Vorzeit in Indien eindrangen, und später noch mehr, ihrem Abschen vor den Ureinwohnern des Landes den bekannten krassen Ausdruck verliehen, wenn Menschen mit solchen und ähnlichen Sitten ihnen entgegentraten!

Doch ich will von den „indischen Brüdern“ zu dem Hauswesen des Europäers zurückkehren. Außer den Pferden und den oben erwähnten Brunnenochsen muß das lebende Inventar auch einige Kühe umfassen, da die im Bazar verkaufte Milch

von sehr verdächtiger Qualität und oft geradezu schädlich ist. Seitdem man mehr auf diesen und auf ähnliche Punkte achtet und im Allgemeinen ein rationelleres Leben führt als früher, ist der Gesundheitszustand der Europäer in Indien entschieden ein besserer geworden. Rathsam ist es, in Indien verheirathet zu sein, da die indolenten Diener in Allem und Jedem kontrollirt werden müssen, wie es eigentlich nur das sorgsame Auge einer umsichtigen Hausfrau vermag. Erwähnen will ich als ein Beispiel, daß die kupfernen Kochgeschirre, in denen sämmtliche Speisen zubereitet werden, regelmäßig alle vierzehn Tage oder wenigstens alle Monate neu verzinnt werden müssen. Viele Junggesellen sind früher, weil sie diese wichtige Maßregel entweder gar nicht oder nicht genügend beobachteten, an langsamer Grünspanvergiftung zu Grunde gegangen.

Man ißt in Indien gut und reichlich, um sich gegen das aufreibende Klima widerstandsfähig zu erhalten. Der leicht sich einstellenden Appetitlosigkeit wird durch scharfgewürzte, mit Curry zubereitete Speisen entgegengewirkt. Beim Genuß geistiger Getränke ist große Mäßigkeit rathsam, aber völlige Enthaltsamkeit, die von Theoretikern bei uns nicht selten dem Indienfahrer empfohlen wird, ist vom Uebel und führt bei Demjenigen, der an den Genuß von Spirituosen gewöhnt ist, zu baldiger Entkräftung. Das (für den Export stärker gebraute) Pilsener Bier, das man mit 1 Mk. 20 Pf. bis 1 Mk. 50 Pf. pro Flasche bezahlt, hat jetzt die anderen Biere fast völlig aus Indien verdrängt; doch bekommt man in den großen Hafenstädten allerhand andere europäische Sorten, namentlich das im Orient sehr beliebte Dreher'sche Wiener Bier. Mehr als eine Flasche des Tages pflegt man nicht zu sich zu nehmen, da der Genuß des Bieres leicht Unverdaulichkeit hervorruft; und unter den Tropen kann diese wie alle Magenstörungen zu ernsten Erkrankungen führen. Ich persönlich würde deshalb rathen, Bier nur in der kalten Zeit, im übrigen Jahre dagegen täglich eine halbe Flasche Rothwein zu trinken. Auf Abendgesellschaften

pflegt ausschließlich Champagner gereicht zu werden, der wegen des großen Konsums in Indien kaum theurer ist als in Europa. An den namentlich bei jüngeren Männern beliebten „peg“, d. h. Whisky mit Sodawasser, thut man gut, sich nicht zu gewöhnen, da aus dem einen peg gar zu leicht mehrere werden. Ich habe meinen Durst wesentlich mit reinem Sodawasser gelöscht, das überall in Indien zu demselben Preise wie bei uns zu bekommen ist. Mit Ausschluß der kühlen Monate müssen natürlich alle diese Getränke erst durch Eis genießbar gemacht werden; in den größeren Städten sind heut zu Tage Fabriken zu chemischer Herstellung desselben errichtet, nach kleineren Orten wird es von dort mit der Bahn in der Nacht versendet.

In ganz Indien ist die nachstehende Reihenfolge der Mahlzeiten üblich. Wenn man sich des Morgens erhebt, nimmt man das choṭâ hazirî (kleine Frühstück) zu sich, d. h. eine Tasse Thee mit Weißbrot und Fruchtgelee oder rohen Früchten, so gut Indien sie eben in seinen Bananen, Orangen, Mangos u. dgl. zu bieten vermag. Zu den vielen Enttäuschungen, die auf den Reisenden dort drüben warten, gehört auch das Kapitel der Früchte. Der Orient producirt nicht eine einzige Frucht, welche nur annähernd einen Vergleich mit einem guten Apfel oder einer besseren Birnensorte aushält, geschweige denn mit unseren Erdbeeren, Pfirsichen und Weintrauben. Zwischen neun und zehn Uhr folgt das eigentliche haziri, das konsistente Frühstück, das u. A. mehrere warme Fleischspeisen enthält; und zwischen ein und zwei Uhr das Tiffin, die zweite etwas weniger reichhaltig bemessene größere Mahlzeit. Der Nachmittags-Thee gegen vier Uhr ist nicht de rigueur. Um sieben Uhr, in einigen Haushaltungen etwas später, findet das Dinner statt, das baṛâ khânâ, die Hauptmahlzeit, bei welcher eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten selbst in den einfachsten Haushaltungen geboten zu werden pflegt.

Eine nothwendige Vorbedingung für das Wohlbefinden des

Europäers ist, selbst im Sommer, rasche und reichliche Bewegung im Freien, für welche die Zeit nicht fern von Sonnenuntergang und die frühen Morgenstunden zu benutzen sind. Die praktischen Engländer haben in den letzten zehn Jahren das Lawn-tennis-Spiel in Indien eingeführt, das den dortigen Lebensverhältnissen in ausgezeichneter Weise entspricht, um so mehr, als sich die Damen an demselben betheiligen können. In Folge der außerordentlichen Spannung, welche der Verlauf dieses schwierigen Ballspiels erregt, vergißt man fast die fürchterliche Gluth, in der ohne einen solchen stimulus selbst ernste Vorsätze, soweit sie körperliche Uebung betreffen, zu nichte werden. Das Lawn-tennis-Spiel ist für die Bewegung eben, was scharfe Gewürze und Curry für die Mahlzeiten sind. Zwischen den spielenden Europäern, die mit ihren gewandten Bewegungen ein hübsches Bild angeregter Lebhaftigkeit darbieten, laufen die braunen halbnackten Diener hin und her, von denen die niederfallenden Bälle aufgelesen und den Sahibs, Mam Sahibs und Miß Sahibs gereicht werden. Nicht nur in dem Compound fast jeden europäischen Hauses ist jetzt ein Lawn-tennis-ground hergerichtet, auf dem sich die Bekannten einmal in der Woche an einem jour fixe eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang in ihren weißen Flanellanzügen, den Lawn-tennis-Schläger in der Hand, einfinden; auch von Hotels, Offizierkasinos und Klubs werden solche Plätze unterhalten. Ein Lawn-tennis-Abend pflegt einen wohlthuenden Einfluß auf die Nachtruhe zu haben, und das ist in Indien noch weit höher zu schätzen als bei uns. Denn die Nachtruhe gehört auch zu den Schattenseiten des indischen Lebens. Zwar ist das Bett, für welches man übrigens sowohl ins Hotel, als auch in das Haus, in welches man zu Gast geladen wird, Kopfkissen und Decken mitzubringen hat, zum Schutze gegen die Mosquitos mit Vorhängen aus ganz feiner Gaze versehen, die an einem Holzgestell angebunden und sorgfältig unter die Matratze gestopft werden; aber trotzdem finden die entsetzlichen Quälgeister — eine der größten Plagen

des Orients — nur gar zu oft ihren Weg in das Innere, sei es, daß sie gleichzeitig mit dem zu Bett Gehenden hineinschlüpfen, daß sie bei Tage schon in den Falten der Gaze sich versteckten, oder daß sich in derselben ein Loch gebildet hat. Nicht selten wird der Diener, der die Lagerstätte zubereitet, verantwortlich gemacht, wenn er die Revision der Vorhänge gegen Abend nicht sorgfältig genug vorgenommen, und ihm ein Anna (gleich zehn Pfennigen) pro Mosquito am Lohn abgezogen. Aber auch in den Nächten, in denen ihn die Mosquitos nicht zerstechen, wird dem Europäer der Schlaf oft durch schreckliche Unruhe draußen unmöglich gemacht, namentlich wenn es anfängt heiß zu werden und man die Thüren nach der Veranda zu nicht mehr schließen kann.

Das greuliche Geschrei der hungernden Schakale ist die Ouvertüre, dann setzen die Pariahunde ein, nach einer Pause beginnen die Esel mit ihrem grunzenden Gebrüll, und das Alles wird nicht selten, wenn man in der Nähe des Eingeborenen-Viertels wohnt, von den schrillen entsetzlichen Tönen einheimischer musikalischer Instrumente begleitet. Und dazu kommen Katzen, Hunde, Fledermäuse, quiekende Moschusratten und sonstiges Viehzeug ins Zimmer. Im März werden an den Zimmerdecken die Pankhas aufgehängt. Aber wenn schon diese am Tage über der glühenden Stirn schwingen*) (dem Neuling

*) Ich kann bei dieser Gelegenheit eine höchst ergötzliche Geschichte nicht verschweigen, welche in dem Report der London Missionary Society at Benares vom Jahre 1886 als ein Beleg für die Naivetät der in der Missionsschule unterrichteten Hindumädchen von einer dort angestellten Dame, Miß R. Marris, erzählt wird: One little girl whom I had just begun to teach was asked what „angels“ were, and replied: „God's servants who pull the pankha for Him.“ Remember that she has lived all her life in a little mud cottage, in a very hot country where only the comparatively rich can afford the luxury of the pankha. (Ein kleines Mädchen, welches ich kürzlich angefangen hatte zu unterrichten, wurde von mir gefragt, was „Engel“ wären, und antwortete: „Die Diener Gottes, welche für ihn den Pankha ziehen.“ Man bedenke, daß das Kind sein ganzes Leben in einer kleinen Lehmhütte zugebracht, in einem sehr

übrigens in der ersten Zeit trotz der fürchterlichen Hitze allerlei Erkältungen, Halsweh, Augenentzündungen u. dgl. verursachend), sucht man doch das Uebel des Nacht-Pankha, so lange es irgend geht, zu verschieben. Ich bin zuerst mit meinem Bett auf die Veranda hinausgegangen und, als es auch dort unerträglich heiß wurde, unter einen schattigen Baum im Compound, der mein Haupt gegen die gefährliche Berührung des Mondscheins schützte, welche schon manchem Schläfer unter den Tropen das Gesicht verzerrt und gelähmt hat. Dort mußte ich die Nachtlampe — man schläft in Indien nie im Dunkeln — höher hinaufschrauben und näher ans Bett heranrücken lassen, um durch die Helle etwaige Schlangen zu verscheuchen. Aber man gewinnt doch nur eine Galgenfrist. Nachdem man eines Nachts in der beklemmenden, durch die Gaze der Vorhänge noch erhöhten Schwüle keinen Schlaf mehr gefunden, entschließt man sich seufzend, in der nächsten Nacht wieder ins Zimmer hineinzugehen, die Vorhänge vom Bett entfernen und sich den Pankha dicht über der Nase ziehen zu lassen. Es heißt, daß die Mosquitos durch den heftigen Luftzug verscheucht werden, doch können nur Leute, die sich eines beneidenswerth festen Schlafes oder eines wenig wohlschmeckenden Blutes*) erfreuen, diese Behauptung verbreiten. In Calcuttaer Häusern hat man es verstanden, den Pankha mit den Mosquito-Vorhängen zu vereinigen, welche letzteren dann von einer außerordentlichen Größe sein müssen, um dem Pankha und dessen Schwingungen im Innern Raum zu gewähren. Solche das halbe Zimmer füllenden Vorhänge werden an einem Gerüst an der Decke befestigt und unten auf dem Boden durch einen Bleisaum niedergehalten. Die ganze Vorrichtung bedeutet einen sehr großen Fortschritt, doch ist die-

---

heißen Lande, wo nur die verhältnißmäßig Reichen sich den Luxus des Pankha gestatten können.)

*) Am meisten ist der Europäer im ersten Jahre seines Aufenthalts in Indien, wenn sein Blut noch süß und frisch ist, von Mosquitos gequält. Eingeborene bleiben so gut wie ganz verschont.

selbe eben leider nur in der Hauptstadt anzutreffen, und da sie recht kostspielig ist, auch dort nur bei sehr wohlsituirten Familien. Der Pankha über meinem Bett in Benares ist von den dazu angestellten Kulis gleichmäßig scharf nur in ganz wenigen Nächten gezogen worden, und zu Anfang gab es dazu noch einen beständigen Skandal unter den Leuten, die sich über die Ablösungszeiten nicht einigen konnten. Ich habe alles Mögliche versucht, um mir meine Nachtruhe zu sichern, und die Pankha-Kulis bald mit schrecklichen Drohungen einzuschüchtern getrachtet, bald ihnen für gutes gleichmäßiges Ziehen Bakhschisch in Aussicht gestellt. Aber da hilft weder Zuckerbrot noch Peitsche. Sobald die Bewegung in der Nacht erlahmt und die Schwingungen immer langsamer werden, erwacht man schweißtriefend und luftschnappend, auch wenn die Mosquitos nicht, was dann gewöhnlich der Fall ist, in Schwärmen auf ihr Opfer herunterstürzen. In solchen Augenblicken verliert der gutmüthigste Mensch seine Geduld. Im günstigsten Falle ermuntert man den einnickenden Kuli mit dem Rufe: Kîncho! (Zieh!) oder Lambâ hâth karo! (Mach die Hand lang!); meist aber schläft der Pflichtvergessene, wenn man erwacht ist, schon fest wie ein Bär. Viele Europäer, namentlich Offiziere und Soldaten, haben nun die Gewohnheit, für eine solche Eventualität neben dem Bett des Abends das gesammte Schuhzeug aufzustellen und dieses in der Nacht nach dem schlafenden Pankha-Zieher zu schleudern; doch habe ich mich zu solchen menschenunwürdigen Maßregeln nicht fortreißen lassen. Zuerst versuchte ich den Kuli zu wecken, indem ich mich, strömend am ganzen Körper, im Bett aufrichtete, um an dem Strick, dessen Ende der Mann in der Hand hielt, mit einem plötzlichen Rucke zu reißen. Mancher behauptet auf diese Weise den Kuli geweckt zu haben; wann aber immer ich das Experiment machte, kam der Strick, offenbar schon der erschlafften Hand entfallen, einfach auf mich zugeflogen. Rufen ist ganz resultatlos; es hilft also nichts: man muß aufstehen und den Burschen rütteln, bis er sich grunzend erhebt und schlaftrunken

zu seinem Strickende wankt. Unter den obligaten Scheltreden legt man sich nieder, kratzt an seinen Mosquito-Beulen und kann froh sein, wenn der sinnige Vorgang sich nicht noch einmal in derselben Nacht wiederholt. In den zweistöckigen Häusern Calcuttas pflegen sich die Schlafzimmer im oberen Stock zu befinden, von wo der Pankha-Strick über eine Rolle nach dem parterre sitzenden Kuli geleitet ist. Eine mir befreundete Calcuttaer Familie hatte lange Zeit ein einfaches Mittel, den entschlummerten Pankha-Zieher zu wecken, angewendet; es wurde nämlich von der oberen Veranda eine Gießkanne auf den Missethäter geleert. In einer schönen indischen Sommernacht aber fing auch daraufhin der Pankha nicht mehr an zu schwingen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich, daß der Kuli sich eines gesunden Schlafes erfreute — unter dem kräftigen Regenschirme des Hausherrn. Junge Kaufleute erzählen, daß sie ihre Pankha-Kulis regelmäßig vor dem Schlafengehen durchprügeln, das hielte die Leute frisch für die Nacht; ja ein ingeniöser Kopf soll darauf verfallen sein, zur Vereinfachung dieser anstrengenden Thätigkeit seinen persönlichen Diener für das Verhalten der Pankha-Zieher verantwortlich zu machen und ihn am Morgen zu hauen, wenn in der Nacht zuvor die Bewegung des Pankha aufgehört hatte. Der Mann wußte wohl — wenn anders die Geschichte wahr ist —, daß die Prügel mit Zinsen an die richtige Adresse weitergegeben worden sind. Bemerkenswerth ist, daß der Fremde auch in dem Hause, in welchem er gastliche Aufnahme gefunden, der Landessitte entsprechend seine eigenen Pankha-Zieher zu halten und zu bezahlen hat, auch daß er sich dort bei Tisch von seinem mit ihm reisenden Bearer bedienen läßt.

Nichts ist für einen indischen Haushalt so charakteristisch, als die große Zahl der Diener, welche durch die dort zu Lande übliche Arbeitstheilung auch unter einfachen Verhältnissen nöthig wird. Außer den Pankha-Ziehern, die für den dürftigen Tageslohn von zwei Annas ihr einförmiges, geisttödtendes Amt zu

verrichten haben, sind die folgenden Diener in dem Hause des Europäers erforderlich. Ich füge den Monatslohn, wie er in Benares üblich ist, bei, mit dem Bemerken, daß derselbe sich in Bombay und Calcutta um fünfzig bis fünfundsiebzig Procent höher stellt und daß in größeren Haushaltungen noch eine ganze Reihe weiterer Diener außer den in der nachstehenden Liste enthaltenen anzutreffen sind, so der Portier (derwân), der Bureaudiener (deftrî) u. s. w. Also:

1) Koch (bâwarchî) 9 R.

2) Haupt-Aufwärter bei Tisch (khânsâmah) 10 R.

3) Zweiter Aufwärter bei Tisch (khitmutghar) 8 R.

4) Assistent des Kochs, Spüljunge (masalchî) 4 R.

5) Persönlicher Diener des Hausherrn, stets mit dem englischen Worte Bearer bezeichnet, 8 R.

6) Persönliche Dienerin der Hausfrau (âyâh) 8 R. Für jedes etwaige Baby ist eine weitere Âyâh nothwendig; auch pflegt daneben noch eine Unter-Âyâh zur Besorgung der Kinderwäsche gehalten zu werden.

7) Schneider (derzî) 8 R. Nicht selten in zwei Exemplaren vorhanden.

8) Kehrer (mehtar) 5 R. Der Mann gehört einer tief verachteten Kaste an und darf sich erniedrigen — was sonst kein Hindu und auch kein indischer Mohammedaner thut —, von den Speisen, die für den Tisch seines Herrn bereitet werden, etwas zu genießen.

9) Wasserträger (bhistî) 5 R. Derselbe hat nicht nur das Wasser in die Küche und in die Badezimmer zu bringen, sondern auch Kühe und Pferde zu tränken. Man sieht ihn mit seinem Schlauch aus Ziegenfell beladen langsamen Schrittes zwischen dem Brunnen und den Wohnungen hin- und hergehen.

10) Kuhhirt (guâla) 4 R. Außer dem Weiden und Füttern der Kühe gehört auch das Melken und Buttern zu seinem Beruf.

11) Kutscher, mit der englischen Bezeichnung coachman gerufen, 8 R.

12) Stallknecht (sa'is) 5 R. Für jedes Pferd ist ein besonderer erforderlich.

13) Grasschneider (ghasyâra) 4—5 R. Der Mann begibt sich zweimal des Tages, in der Morgenfrühe und gegen Abend, in die Umgegend der Stadt, wo er frisches Gras findet, und bringt dasselbe auf dem Haupte in großen Bündeln zum Füttern der Pferde nach Hause.

14) Wäscher (dhobî) 10 R. Derselbe ist unzertrennlich mit seinem Esel verbunden, der in Indien ein noch freudloseres Dasein führt, als der Esel des Müllers bei uns. Trotz seiner wahrhaft unglaublichen Kleinheit wird der Unglückliche von seinem Herrn nicht nur mit ungeheuren Wäscheballen beladen, sondern dazu noch als Reitthier benutzt; und um ihm Fluchtgedanken unausführbar zu machen, werden ihm in der dienstfreien Zeit die beiden Vorderfüße fest zusammengebunden. Die Anstellung eines Privat-Wäschers ist aus Gesundheitsrücksichten sehr rathsam, weil sonst die Kleidungsstücke an unkontrollirbaren Stellen, z. B. am Rande stinkender Sümpfe, gereinigt und mit der Wäsche ungesunder Eingeborener in Berührung gebracht werden können. Wo man sich nicht der Wohlthat eines eigenen Dhobî erfreut, wird die Wäsche von den öffentlichen Wäschern zu dem geringen Preise von vier oder fünf Rupien für hundert Stück berechnet, wobei es sich völlig gleich bleibt, ob man ihnen Kragen, Manschetten und sonstige Kleinigkeiten, oder Beinkleider, Jaquets u. dgl. übergibt.

15) Bote, Ausläufer (chaprasî) 5 R.

16) Gärtner (mâli) 5 R. Ein einziger Mann der Art reicht nur für ganz kleine Gartenanlagen aus; oft müssen deren mehrere und dazu noch Leute zum Abfegen der Gartenwege gehalten werden.

17) Nachtwächter (chaukîdhâr) 4—5 R. Gewöhnlich, wie

bei uns, ein altersschwacher Mann, der zu andern Dienstleistungen nicht mehr zu brauchen ist.

Alle diese Leute, mit Ausnahme des letzten, begeben sich Abends nach ihrer Wohnung und stellen sich des Morgens wieder im Hause ihres Herrn ein; außerdem erhalten sie noch gegen Mittag einen zwei- bis dreistündigen Urlaub, den sie bei ihrer Familie zuzubringen pflegen. Um die persönlichen Verhältnisse der Diener kümmert sich der Europäer nicht, wie er ja auch weder für die Verköstigung noch für andere Lebensbedürfnisse derselben zu sorgen hat; nur ein warmer Rock ist ein zu Weihnachten übliches Geschenk, und denjenigen Dienern, die, wie z. B. der Kutscher, nach außen zu repräsentiren haben, wird eine Art Livrée aus weißem Zeuge mit buntem Besatz geliefert. Da die Fülle der fremdartigen Namen das Gedächtniß des Europäers zu sehr belasten würde, zumal da die Leute häufig wechseln, ist es in Indien fast durchweg Sitte, die Diener nicht beim Eigennamen, sondern bei der oben in Klammern beigefügten Bezeichnung ihres Amtes zu rufen. Eine vorsichtige Hausfrau achtet darauf, daß unter ihren Dienern verschiedene Kasten vertreten sind, daß namentlich ein Theil derselben aus Hindus und ein Theil aus Mohammedanern besteht. Unter solchen Umständen üben die Leute eine Art von Polizei über einander aus, während sie, wenn sie alle von derselben Kaste wären, unter einer Decke stecken und ihren Herrn arg übervortheilen würden. Man vertraue keinem eingeborenen Diener! Diese Lebensregel wird dem Ankömmling vom ersten Tage an in Indien eingeschärft. Eine beständige Kontrolle wird von den Dienern nicht als eine Verletzung, sondern als etwas Selbstverständliches empfunden. Schickt man z. B. Briefe zur Post, so durchkreuzt man vorher die Freimarken mit Tinte oder Buntstift, wodurch dieselben zu anderem Gebrauche unverwerthbar werden, die Giltigkeit der Frankatur des betreffenden Poststücks jedoch nach den dortigen Bestimmungen nicht aufgehoben wird. Man schützt sich durch diese Maßregel dagegen,

daß der Bote oder irgend ein eingeborener Postbeamter die Marken ablöst und die Briefe entweder unfrankirt befördert oder gar vernichtet. Ebenso ist es rathsam, bei der zweimal des Tages stattfindenden Fütterung der Pferde zugegen zu sein oder wenigstens hie und da unvermuthet bei der Gelegenheit im Stalle zu erscheinen, um sich zu überzeugen, daß der Sa'is das Futterkorn richtig abwiegt und in die Krippe schüttet; denn da es sich um eine auch von Menschen genossene Getreidesorte handelt, liegt die Gefahr sehr nahe, daß der Sa'is das Korn selber ißt und das Pferd hungern läßt oder sich allerhand sonstiger Unterschleife schuldig macht. Von seinem persönlichen Diener pflegt man täglich genaue Rechnungsablegung zu verlangen. Wenn nun aber ein solcher Mann weiß, daß ihm unablässig auf die Finger gesehen wird, und daß jede etwaige Veruntreuung sofort entdeckt werden würde, kann man ihm getrost die Verwaltung seines Inventars und der Geldsummen, die man im Hause hält, überlassen; denn zu einer Unterschlagung in großartigem Stil fehlt es den Leuten an der erforderlichen Courage, es sei denn, daß sie bei einem alleinstehenden Herrn dienen, der erkrankt und dem Tode nahe ist. In einem solchen Falle nimmt Jeder, was er kriegen kann, und verschwindet. Ich selbst habe einen englischen Theepflanzer kennen gelernt, der bei einem heftigen Fieberanfall von seinen Dienern, denen er dem Tode verfallen zu sein schien, in solcher Weise beraubt und verlassen wurde. Da er allein an einem entlegenen Orte lebte, räumte das Personal alles Transportable aus, und auch nicht Einer unter Zwanzig blieb bei dem Todtkranken, der durch einen bloßen Zufall gerettet wurde: ein paar Touristen, die des Weges kamen und durch den Anblick des nicht verschlossenen, aber von Dienern entblößten Bungalows überrascht waren, fanden den Verlassenen im Fieber-Delirium auf dem Boden eines seiner Zimmer liegend. — Es würde jedoch unbillig sein, nicht auch der guten Eigenschaften der indischen Diener zu gedenken. Wer in der Wahl seines Personals Glück gehabt hat

und kein allzu großes Gewicht auf kleine Veruntreuungen legt, wird kaum wünschen, seine indischen Diener gegen europäische zu vertauschen, da ihm diese schwerlich ein solches Maß von Bequemlichkeit verschaffen könnten. Besondere Anerkennung verdient die Geschicklichkeit der Köche, welche es verstehen, selbst mit den geringsten Mitteln Mahlzeiten von mehreren Gängen herzustellen. Auf Reisen in Gegenden, wo die europäische Kultur ein Ende hat, führen dieselben nur einige wenige Geschirre mit sich, improvisiren einen Herd dadurch, daß sie ein paar Löcher in den Erdboden graben, und liefern, wenn nur Hühner, Eier und etwas Vegetabilien aufzutreiben sind, dem Sahib sein Frühstück, Tiffin und Dinner ganz wie zu Hause. Ein guter Bearer lauscht in wenigen Tagen seinem Herrn alle Gewohnheiten ab und weiß sich nicht selten sehr rasch unentbehrlich zu machen — aus eigenem Interesse natürlich: denn der Mann sichert sich dadurch nicht nur eine dauernde Stellung, sondern auch einen solchen Vorrang vor der übrigen Dienerschaft, daß diese häufig zu ihm als ihrem eigentlichen Herrn aufsieht. Auch gewinnt er durch sein intimes Verhältniß zu dem Europäer, wenn dieser ihm eine immer größere Selbständigkeit einräumt, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf Kaufleute und Händler, den er zu Privatzwecken sich nutzbar zu machen versteht. Mir, der ich für viele Eingeborene in Benares nichts Anderes war als „Sobhan's Sahib", wäre der Gedanke, diesen Sobhan, einen Mohammedaner, der mir die ganze Zeit meines Aufenthalts in Indien hindurch diente, zu verlieren und mich an einen andern persönlichen Diener zu gewöhnen, schon nach einigen Monaten ganz unmöglich erschienen. Besonders Junggesellen verwachsen häufig mit ihrem Bearer so, daß eine junge Gattin meist nichts Eiligeres zu thun hat, als diesen Mann zu entlassen. Das wissen solche einflußreichen Bearer auch ganz genau und suchen deshalb, wenn sie den Eindruck haben, daß ihr Herr ans Heirathen denkt, durch Zaubergebräuche die gefürchtete Mam Sahib fern zu halten. Dieser

Zug lehrt schon, mit welchem Maß von Aberglauben und Unwissenheit bei jenen Leuten zu rechnen ist. Den Klassen der Inder, aus denen die Diener der Europäer hervorgehen, fehlt natürlich selbst die elementarste Schulbildung, sie können weder lesen noch schreiben und wissen — was uns Kulturmenschen als höchst originell auffällt — von ihrem Alter nur vermuthungsweise. Diese Unbekanntschaft mit dem eigenen Geburtsjahre theilen übrigens meistens auch die sogenannten „gebildeten Inder"; selbst von den einheimischen Gelehrten des Landes, den Pandits, bekam ich gewöhnlich auf die Frage nach ihrem Alter die Antwort: „Ich bin gegen dreißig Jahre, vielleicht etwas älter" oder dergl.

Die Gespräche mit Dienern tragen oft einen unglaublich naiven Charakter. Als ich einmal meinen Sobhan aufforderte, ein paar von den grünen Papageien zu greifen, welche beständig zu Dutzenden auf meiner Veranda in Benares herumschwärmten, erklärte er sein Augenmerk auf junge richten zu wollen, denn „diese sprechen Hindustani". „Bloß Hindustani?" fragte ich lächelnd. „Nein, auch angrezî (englisch), wenn Huzûr (Ew. Gnaden) es sie lehren." Mir fiel dabei die niedliche, gewiß aus genau demselben Gespräch im vierten Jahrhundert vor Chr. entstandene Geschichte ein, welche Ktesias, der Leibarzt des Artaxerxes Mnemon, von den wunderbaren indischen Vögeln zu berichten weiß, daß dieselben nämlich Indisch sprächen, aber auch Griechisch, wenn sie es gelernt hätten. Diese Naivetät des Ausdrucks wird für unser Gefühl noch durch sprachliche Eigenthümlichkeiten des Hindustani erhöht; besonders merkwürdig muthet uns die weite Ausdehnung an, welche die Pluralbildung mit dem Worte lôg „Leute" gewonnen hat. Schon zwei Pandits z. B. sind Pandit-lôg, und mehrere Kinder bâbâ-lôg „Kinderleute"; aber wirklich komisch wird die Ausdrucksweise erst, wenn es sich um Thiere handelt: die Diener sprechen von den ghôṛe-lôg, den „Pferdeleuten", die angespannt werden sollen, und wer in unwirthlichen Gegenden reist, hört wohl von seiner

Begleitung die Vermuthung äußern, daß in der Nacht die shêr-lôg, die „Tigerleute", kommen könnten.

Hat sich ein Diener den Unwillen seines Herrn zugezogen, so macht dieser sich gewöhnlich in Scheltreden voll orientalischen Schwulstes Luft; nicht nur der Uebelthäter, sondern auch sein Vater und seine Mutter, seine Großeltern und Urgroßeltern werden mit argen Epithetis belegt; einem Mohammedaner erklärt man, daß man das Grab seines Vaters besudeln werde, und einem Hindu wird in Aussicht gestellt, daß er als Moschusratte (cucundarî) in der Hölle solle wiedergeboren werden. Die früher vielgebrauchten Worte: „Sohn eines Schweines" und „Sohn eines Affen" scheinen jetzt außer Kurs zu gerathen, da bei der Anwendung derselben oft ein komischer Effekt erzielt worden sein mag. Denn wenn die Scheltworte des erzürnten Sahibs sich über einen indischen Diener ergießen, pflegt dieser die Hände zu einer Bittgebärde zusammenzulegen und begütigend zu sagen: Huzûr mâ bâp haiñ „Ew. Gnaden sind ja mein Vater und meine Mutter."

In ähnlich summarischer Weise wie mit seinen Dienern verkehrt der Europäer auch mit den Händlern. Da er in Indien schlechthin der ḥâkim ist, d. h. „Derjenige, welcher den Befehl gibt", so schickt er, wenn er Einkäufe machen will, einen Diener in den Bazar und läßt einem Händler den ḥukm, den Befehl, geben, diese und jene Sachen zur Ansicht auf seine Veranda, oder falls er im Hotel wohnt, dorthin zu bringen. Häufig genug erscheinen die Leute mit ihren Waaren auch ohne einen solchen „Befehl" und warten mit rührender Geduld oft ganze Stunden lang, bis das höhere Wesen geruht heraus zu kommen und die Sachen in Augenschein zu nehmen. Will man nicht betrogen sein, so muß man energisch zu handeln verstehen, und doch ist es ohne eine genaue Kenntniß des Marktwerthes der Waaren kaum möglich, sich ganz gegen Uebervortheilungen zu schützen, wenn man auch den geforderten Preis auf die Hälfte oder tiefer herabdrückt. Nach jedem Einkauf beansprucht der

Bearer des europäischen Käufers von dem Händler seine Kommissionsgebühr (hind. dastûri) im Betrage von circa fünf Procent der Kaufsumme, und die gelegentliche Verweigerung oder Verkürzung derselben führt zu heillosem Spektakel oder gar zu Thätlichkeiten.

Außer den Händlern finden sich oft Taschenspieler und Schlangenzauberer (snake-charmers) vor den europäischen Häusern ein. Die letztgenannten sind schon von Weitem an den Säcken oder Körben kenntlich, in denen sie die gewöhnlich durch Entfernung der Giftzähne unschädlich gemachten Reptilien mit sich herumtragen. Die bei den Engländern beliebteste Vorstellung ist der Kampf der Cobra mit ihrem erbittertsten Feinde, dem Ichneumon, das regelmäßig als Sieger aus demselben hervorgeht. Ein bis zwei Fuß hoch aufgerichtet, den platten scheußlichen Kopf vorgestreckt, beobachtet die Cobra jede Bewegung ihres gewandten Gegners, dem es nach wenigen Minuten doch stets gelingt, mit einem geschickten Sprunge den Kopf seines Opfers zu packen und fürchterlich zu zerbeißen. Nahezu todt wird die Cobra den scharfen Zähnen des Ichneumons entrissen, um durch Medikamente ins Leben zurückgerufen und zu neuen Marterungen aufbewahrt zu werden. Interessanter als diese barbarische Quälerei ist der wirkliche Schlangenzauber, d. h. die eigenthümliche Musik, mit der einzelne Leute verstehen, auf die Cobra einen förmlichen Bann auszuüben. Bevor die Körbe geöffnet werden, beginnen dieselben auf einer Art Flöte eine merkwürdige, halb freudige, halb melancholische Melodie zu spielen, mit nicht so schrillen Tönen, wie sie sonst für einheimische Instrumente charakteristisch sind. Wenn die Körbe geöffnet werden, richten sich die Cobras in die Höhe und bleiben theils unbeweglich, theils mit leichtem Wiegen des Kopfes stehen, bis die Töne verklingen; dann legen sie sich in ihr Gefängniß zurück. Einmal hatte ich in Benares Gelegenheit, ein überraschendes Taschenspielerkunststück von einem Schlangenzauberer ausgeführt zu sehen. Der Mann behauptete, aus einer beliebigen Stelle des Erdbodens Schlangen herausziehen zu können.

Er stand vor meiner Veranda mehrere Schritte von seinen Körben entfernt und war nur mit dem üblichen Schurz aus grauem Zeuge bekleidet, den er auch noch an beiden Seiten öffnete. Zuerst etwas einleitender Hokuspokus: Ao, âo, sâmp-lôg „Kommt heran, kommt heran, ihr Schlangenleute!“ Dann ein plötzlicher hastiger Griff mit der Rechten nach dem Erdboden, daß ein wenig Staub aufwirbelte, und dicht vor meinen Füßen wand sich eine dicke Schlange von vier bis fünf Fuß Länge. Die ganze Dienerschaft stand herum und sah mit starren Blicken zu. „Woher hat der Mann die Schlange gebracht?“ fragte ich meinen neben mir stehenden Sobhan. „Zemîn se, gharib-parvar“, „Aus dem Erdboden, o Beschützer der Armen.“ Der Gute war fest von dem Zauber überzeugt. „Noch einmal!“ sagte ich. Der Mann griff wieder nach der Erde und eine Schlange anderer Gattung, etwa zweieinhalb Fuß lang, schlängelte sich an der Stelle. Erst beim dritten Mal, als ich meine Aufmerksamkeit durch den Hokuspokus nicht ablenken ließ, bemerkte ich eine blitzartige Bewegung der beiden Hände nach dem Schurze zu. Noch mehr Schlangen wollte der Mann nicht aus der Erde hervorzaubern; der Vorrath im Schurze war jetzt also erschöpft. Wenn dann die Leute nach beendigter Vorstellung anstatt der geforderten fünf Rupien das übliche Zwanzigstel erhalten haben — und dieses ist den dortigen Verhältnissen entsprechend noch eine sehr anständige Belohnung —, pflegen sie unter fürchterlichem Geschrei zu betheuern, sie seien keine Gaukler, sondern Zauberer; doch wissen sie, daß nur der Neuling sich durch solche Ausbrüche bestimmen läßt, noch einmal in die Tasche zu greifen.

Zu Anfang wird man in Indien durch das selbstgewisse Auftreten der Europäer und durch die Devotion, welche die Eingeborenen denselben zollen, überrascht. Vor einem Post- oder Eisenbahnschalter mögen sich die Massen noch so sehr stauen; sobald ein Europäer naht, weicht Alles respektvoll zur Seite, und der Knäuel schließt sich erst wieder, nachdem das

höhere Wesen sein Geschäft absolvirt hat. Sobald der Europäer die großen Küstenstädte hinter sich hat, machen ihm viele Eingeborene ihren respektvollen Salam, d. h. sie grüßen, indem sie unter zum Theil tiefer Verneigung die Stirn mit den Händen berühren. Namentlich salutiren die Sepoys vor jedem anständig aussehenden Europäer; und am Eingange der Forts, z. B. in Dehli, Agra, Allahabad, tritt die Wache unter das Gewehr — eine Ehrenbezeugung, welche man bald lernt mit nachlässiger Handbewegung entgegenzunehmen. Die Sepoys sind natürlich nur verpflichtet, die englischen Offiziere zu grüßen, aber diese selbst sehen es gern, wenn diese Aeußerung des Respekts auf alle Angehörigen der herrschenden Rasse ausgedehnt wird. Während eines längeren Aufenthaltes auf einer Eisenbahnstation war ich Zeuge eines Vorgangs, der ein typischer Beweis für die Prätension ist, mit der europäische Privatpersonen, natürlich besonders Engländer, auch von eingeborenen Beamten erwarten, daß diese sich als ihre Untergebenen betrachten und ihres Winks gewärtig seien. Ich stritt nämlich mit einem Engländer auf der Plattform jener Station über die Frage, ob von kâghaz „Papier" der reguläre hindustanische Plural kaghazân oder der persische kâghazât üblich sei. In großer Geschäftigkeit sortirte auf dem Perron ein einheimischer Sekretär (Bâbu) die Post und vertheilte eilig Hunderte von Briefen und Poststücken an so und so viele Unterbeamte. Plötzlich ruft mein Reisegefährte: „Bâbu! Wie heißt der Plural von kâghaz?" Die Unterbeamten traten sofort bei Seite, das ganze Postgeschäft wurde unterbrochen und konnte erst wieder seinen Fortgang nehmen, nachdem der Bâbu uns ehrerbietig Auskunft gegeben und eine Reihe sonstiger müßiger Fragen beantwortet, wo er seine Schulbildung genossen u. s. w. Ich suchte mir in dem Augenblick vorzustellen, was für ein Gesicht wohl ein deutscher Postbeamter in der gleichen Situation gemacht haben würde. Alte Anglo-Indier klagen übrigens darüber, daß der Respekt der Eingeborenen vor den Europäern

neuerdings ein sehr viel geringerer geworden sei; in früherer Zeit, da noch nicht so viele Touristen das ganze Land durchschwärmten wie jetzt, die wenigen Europäer aber sich eines distinguirteren Auftretens befleißigten, sei das noch ganz anders gewesen. Während heut zu Tage die meisten Inder den Sahib auf der Straße nicht mehr grüßen, soll dazumal beispielsweise nie ein Eingeborener gewagt haben, an einem Europäer vorbeizureiten, sondern vom Pferde gestiegen sein, um ihm seinen Salam zu machen. Mir ist es nur einmal in der Umgegend von Benares passirt, daß ein Mann nach alter guter Sitte von seinem Wagen abstieg und sich mehrfach bis zur Erde verneigte.

Den beschriebenen Verhältnissen entspricht natürlich auch die Ausdrucksweise, welche die Eingeborenen „den Herrenleuten, den Beschützern der Armen" gegenüber anwenden. Den üblichen pluralis majestaticus hörte ich einmal in einer höchst originellen Uebertragung von einem Manne in Benares gebrauchen, der mir, als ich mich nach der Familie eines ihm bekannten Europäers erkundigte, mittheilte, derselbe habe zwei Söhne. Er wußte, daß sich der Betreffende nur e i n e s Sprößlings erfreute, aber dies zu berichten verbot ihm die Höflichkeit und Ehrerbietung. Der Ausdruck des Dankes wird, in merkwürdigem Gegensatz zu der charakteristischen Thatsache, daß das Vokabular des Hindustani kein Wort für Dankbarkeit enthält, häufig in die aussichtslosesten Wünsche für den Europäer gekleidet, wie z. B. „Möge Gott Ew. Gnaden schleunigst zum Vicekönig machen!" Eine so harmlose Privatperson wie ich bekam öfter die Anrede „Angrezî Bahâdur", „Englische Excellenz", und von den Dienern die Versicherung zu hören, daß sie bei mir ja nicht des Lohnes wegen wären, sondern nur baṛâ nâm ke wâste „um meines großen Namens willen". Auf der Straße hört man die sonderbare Begrüßungsformel: Sâhib kâ topî salâmat râhe, „Friede möge ruhen auf dem Hute des Sahibs!" Der europäische Hut, ohne den die Eingeborenen den Sahib ja nie auf der

Straße sehen, ist nach dem Gefühl der Leute etwas für den Europäer besonders Charakteristisches; für sie kann der Friede offenbar nicht auf dem immer bedeckten Haupte des Sahibs ruhen, sondern nur auf dem Hute desselben!

Der Glaube, daß man mit den Eingeborenen der höheren Klassen in derselben Weise verkehren könne, wie mit Europäern, daß mit ihnen gar ein dauerndes intimes Freundschaftsbündniß zu schließen sei, ist für Denjenigen, der als ein Schwärmer für Indien und die Inder herauskommt, eine Quelle schmerzlicher Enttäuschungen. Beziehungen wahrhaft herzlicher Natur sind zwischen Europäern und Eingeborenen nur in verschwindend wenigen Fällen möglich; am ehesten wird ein Abendländer sein Inneres noch einem Pandit von der guten alten Sorte erschließen. Die zwischen Europäern und Indern bestehende Kluft, über welche die Kastenvorurtheile der letzteren noch immer keine feste Brücke zu schlagen gestatten, ist größer, als man bei uns denkt. Die Thatsache, daß ein Mann, dessen Freund ich sein möchte, bei dem Gedanken, mit mir zu essen und zu trinken, vor Entsetzen schaudert, ist mehr als eine bloße Aeußerlichkeit. Und wenn man, darüber hinwegsehend, einen rein geistigen Verkehr von Mensch zu Mensch unter europäischen Voraussetzungen anbahnen will, so befindet man sich fast immer einem Mangel an Anstands- und Zartgefühl gegenüber, der seine ernüchternde Wirkung nicht verfehlen kann. Höchst charakteristisch für den Standpunkt des Eingeborenen und für seine Beurtheilung des Europäers ist folgende Begebenheit, die sich am Neujahrsmorgen 1886 in Calcutta zutrug. Ein angesehenes Mitglied der dortigen mohammedanischen Gemeinde macht seinen Gratulationsbesuch bei einem Europäer, der eine amtliche Stellung bekleidet und der nach der Meinung des Besuchers in der Lage war, ihm von Amtswegen einen Dienst zu leisten. Um den Herrn für seine Interessen zu gewinnen, bietet der Mohammedaner demselben einen „schon etwas gebrauchten“ Teppich zum Geschenk an.

„Meine Stellung verbietet mir", wird ihm erwidert, „solche Dinge unter den obwaltenden Umständen anzunehmen."

„„Dann werde ich den Teppich im Dunkel des Abends schicken, so daß ihn Niemand sieht.""

„Was wir nicht bei Tage thun, halten wir auch des Abends nicht für erlaubt."

„„Dann bitte ich"", entgegnet der Mohammedaner, der immer noch nicht merkt, wie wenig seine Freigebigkeit an diesem Orte angebracht ist, „„den Teppich morgen im Laufe des Tages durch einen Diener abholen zu lassen und die Angelegenheit so zu behandeln, als ob der Teppich von mir gekauft wäre.""

Um den zudringlichen Patron auf andere Gedanken zu bringen, räth der Gequälte endlich seinem Besucher, den Teppich doch lieber dem Richter C—, den er ja auch kenne, zu schenken.

„„Ja, zu einem Geschenk für den Richter C— ist der Teppich nicht mehr gut genug.""

Die persönliche Sicherheit des Europäers ist, soweit menschliche Angriffe in Betracht kommen, in Indien größer als in den heimathlichen Hauptstädten. Daß hie und da durch besondere Vorfälle der Fanatismus der Bevölkerung erregt wird und zu lokalen Revolten führt, wie z. B. vor etwa drei Jahren in Surat, wo ein wüthender Menschenhaufe, dem von der Regierung der Platz zu einem Tempel verweigert war, die ersten Europäer, die unglücklicherweise des Weges kamen, niedermachte, darüber wird Niemand sich wundern. Aber von solchen wahrhaft verschwindenden Ausnahmen abgesehen, gilt in Indien, trotzdem unter den Eingeborenen viel Mord und Todtschlag herrscht, die Person des Sahibs als geheiligt. Die Leute wissen, daß unwiderruflich gehängt wird, wer die Hand gegen einen Europäer erhebt, und ebenso, daß die hohen für die Anzeige ausgesetzten Belohnungen stets zur Ergreifung der Schuldigen führen. Auch liegt den Eingeborenen noch das schreckliche Gericht in den Gliedern, welches die Engländer nach der Unter-

drückung des Aufstandes im Jahre 1858 gehalten haben. Selbst wenn die Beamten durch ihren Beruf in die uncivilisirtesten Gegenden geführt werden, haben sie für ihre eigene Sicherheit nichts zu besorgen, wohl aber zu befürchten, daß die ungeheuere Angst, welche jene Naturmenschen vor ihnen empfinden, die Ausübung ihrer Pflicht sehr erschwere oder unmöglich mache. Ein höherer, der Regierung von Bengalen angehörender Beamter, dessen Bekanntschaft ich in Darjeeling machte, H. H. Risley, erzählte mir ein paar amüsante Geschichten aus der Zeit, in welcher er den Census unter Aboriginer-Stämmen in Walddistrikten von Bengalen hat aufnehmen müssen. Die Abneigung, welche diese noch auf sehr niedriger Kulturstufe stehenden Stämme gegen Alles, was Volkszählung und Statistik heißt, empfinden, soll durch die unklare Furcht vor irgend einer drohenden schrecklichen Maßregel oft derart gesteigert sein, daß die Einwohner, wenn der Beamte naht, in die undurchdringlichen Wälder fliehen und dieser bei seiner Ankunft die Dorfschaften völlig verlassen findet. In einem solchen verödeten Dorfe, berichtete nun Risley, sei er nach langem Bemühen glücklich eines Mannes habhaft geworden, den er nach dem Grunde der allgemeinen Furcht fragen konnte. „Wir wissen, Sahib," erwiderte derselbe, „daß Ihr eine aus Wilayet (Europa) geschickte Medizin mit Euch bringt, mit der Ihr alle Frauen und Mädchen stempeln wollt (und zwar jede doppelt in sehr charakteristischer Weise); sie Alle sollen dann nach Assam gebracht werden, um dort als Kulis in den Theeplantagen zu arbeiten."

„Unsinn! Hat Euch, als die letzte Hungersnoth hier herrschte, die Regierung nicht Reis geschickt?"

„Ja, Sahib."

„Nun seht, nächstens wird wieder eine Hungersnoth kommen, und deshalb will die Königin genau wissen, für wie viele Personen sie Reis zu schicken hat. Wenn Ihr jetzt so dumm seid und Euch nicht zählen laßt, werdet Ihr Alle verhungern

müssen." Darauf sei umgehend der ganze Stamm aus den Wäldern gekommen und habe sich förmlich dazu gedrängt, die statistischen Fragen zu beantworten.

An einer anderen Stelle begegnete Risley einem ähnlichen Vorurtheil mit der folgenden niedlichen Geschichte, die den Waldmenschen treffliche Begriffe von europäischen Zuständen beigebracht haben wird.

„Ihr habt doch von dem Maharaja von Ruß (dem Kaiser von Rußland) gehört?"

„Ja, Sahib, wir wissen Alles über ihn."

„Also hört! Neulich saß die Maharani von Wilayet (die Großkönigin von Europa, womit natürlich die Königin von England gemeint ist) mit dem Maharaja von Ruß beim Abendbrot zusammen. Als sie sich satt gegessen und zusammen die Hukka (lange Pfeife) rauchten, machten sie eine Wette, wer von ihnen Beiden mehr Unterthanen besäße. Nun hat mich die Maharani geschickt, Euch zu zählen; wenn Ihr aber weglauft und Euch nicht zählen laßt, so muß die Maharani die Wette verlieren, und das wäre doch eine große Schande für uns Alle."

Damit waren die Leute in der wirksamsten Weise bei der Ambition gefaßt; denn alle Inder haben eine außerordentliche Vorliebe für Wetten und Glücksspiele. Das ist also der Ton, in welchem die gewiegten Regierungsbeamten in Indien mit den Leuten des Jungle reden.

Der Charakter der europäischen Gesellschaft, aus der ich gleich diejenigen Typen, welche meine Leser besonders interessiren dürften, d. h. die englischen Offiziere und Beamten, die deutschen Kaufleute und die Missionare, heraussheben und eingehender schildern werde, ist im Allgemeinen durch Eigenschaften ausgezeichnet, welche den Ankömmling wohlthuend berühren: durch große Natürlichkeit des Wesens, freundliches Entgegenkommen, weitgehende Gastfreundschaft, außerordentliche Hülfsbereitschaft und vornehme Behandlung aller pekuniären Fragen. Auf meiner ersten Bahnfahrt in Indien, zwischen Bombay und

Ahmedabad, lud mich z. B. ein Engländer, der die Strecke bis Surat mit mir zusammen reiste, ein, dort auszusteigen und vierzehn Tage als sein Gast mit ihm zu jagen; und doch wußte er weder, wie ich hieß, noch was ich war; denn sich vorstellen oder vorgestellt werden, ist unter den Engländern Indiens auch auf Gesellschaften durchaus unüblich. Solche Einladungen habe ich später mehrfach auf Grund der flüchtigsten Bekanntschaft nach ganz kurzen Unterhaltungen bekommen. Das Gefühl des gemeinsamen Exils führt dort drüben zu rascherem Anschluß, als daheim; und die angebotene Gastfreundschaft bedeutet nicht immer nur eine Wohlthat von Seiten des Einladenden, sondern in vielen Fällen empfinden alleinstehende Europäer, zumal in entlegeneren Orten, den Besuch eines Gastes als eine höchst willkommene Abwechselung.

Das Familienleben leidet in Indien unter der oft herantretenden Nothwendigkeit, die Frau, wenn ihre Konstitution nicht dem Klima gewachsen ist und die Sommerfrische in einer Bergstation sich als eine unzureichende Kur erweist, auf längere Zeit und nicht selten für immer nach Europa zu schicken. Ferner ist es bekanntlich ein unumgängliches Gesetz, daß die Kinder während der ganzen Zeit ihrer Entwickelung dem verderblichen Einfluß des indischen Klimas entzogen werden müssen. Selbst wenn physiologische Gründe den Aufenthalt der Kinder von etwa dem siebenten bis zum siebzehnten Jahre in Indien nicht verbieten würden, könnte man doch denselben drüben nicht die erforderliche Schulbildung zu Theil werden lassen; ja, man darf noch einen Schritt weiter gehen und sagen: es ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, den entsittlichenden Einfluß der eingeborenen Dienerschaft zu paralysiren und in Indien aus einem europäischen Kinde einen anständigen Menschen heranzuziehen. In den ersten Lebensjahren sprechen die Kinder der Europäer fast durchweg nur Hindustani und leben, obschon sie sich im zartesten Alter ihrer gebietenden Stellung bewußt werden und, kaum der Sprache mächtig, diese gleich zum Befehlen gebrauchen, doch ganz in den

asiatischen Begriffen und Vorstellungen, welche sie von den Ayahs und der sonstigen Dienerschaft des Hauses erhalten. Uebrigens sind auch in den Wortschatz der erwachsenen Europäer mancherlei einheimische Elemente übergegangen, wie z. B. tîkâ-ghârî (Miethswagen), chilumchî (Waschnapf), pakka (fest, massiv, auch definitiv), mofussil (das Innere des Landes), dastûr (Sitte, Gebrauch), und arg wird ein puristisch angelegtes Gehör durch allgemein übliche hybride Bildungen beleidigt, wie solar-topî „Sonnenhut" (wohl durch Mißverständniß aus shola-topî „Hut von Schola-Holz" entstanden) oder gymkhânâ „Ort für gymnastische Uebungen" und dann Bezeichnung solcher Uebungen allein. In diesem Worte sind die letzten zwei Drittel von gym-nasium durch das hindust. khânâ „Haus" verdrängt.

Ein charakteristischer Zug der anglo-indischen Gesellschaft, der dem Griffin (d. h. dem Neuling) auffällt, ist die Ablehnung aller Personen, welche nicht rein-europäischer Herkunft sind. Die Mischlinge, die schon erwähnten Eurasians oder East-Indians, sind nicht „in society" zugelassen; schon der bloße, durch einen olivenfarbig angehauchten Teint hervorgerufene Verdacht, daß ein Mensch einen kleinen Procentsatz indischen Blutes in den Adern habe, ist Grund genug, dem Betreffenden mit großer Zurückhaltung zu begegnen. Der Grundsatz scheint inhuman und ist es auch in der Rigorosität, mit der er von den meisten Kreisen der Gesellschaft beobachtet wird, aber er ist nicht unberechtigt; denn die Eurasier sind, achtungswerthe Ausnahmen abgerechnet, in physischer, moralischer und intellektueller Hinsicht nicht der guten europäischen Gesellschaft ebenbürtig. Leider müssen die rühmlichen Ausnahmen dort, wie überall in ähnlichen Verhältnissen, unter dem allgemeinen Vorurtheil leiden. Bald nach meiner Ankunft in Benares wurde die dortige Gesellschaft durch ein trauriges Ereigniß in Erregung versetzt: ein junger, hübscher und vermögender Militärarzt hatte sich mit einer Eurasierin verlobt. Ich selbst hätte der jungen Dame, deren

Vater ein reiner Europäer war, während die Hautfarbe der Mutter allerdings einen unverkennbaren Stich ins Bräunliche aufwies, nicht angesehen, daß sie von zweifelhafter Extraktion war. Zudem hatte dieselbe fast ihr ganzes Leben in England zugebracht und war eben erst nach Indien wieder herausgekommen. Aber die Gesellschaft schüttelte doch den Kopf mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns: „Ach, diese Verirrung des Gefühls! Die armen Eltern! Daß ihnen Dr. — das anthun konnte! u. s. w." „Was ist denn eigentlich so beklagenswerth an der Verlobung?" fragte ich ahnungslos, und im Flüsterton wurde mir erwidert: „Sie ist keine Europäerin, sie hat schwarzes Blut." Allerdings entbehrt auch diese unleugbare Uebertreibung nicht ganz einer thatsächlichen Basis, da die Folgen solcher Ehen hie und da recht unerfreuliche sein sollen; denn an den Kindern und öfter gar erst an den Enkeln kann der eurasische Typus in viel markanterer Weise, ja in förmlicher Mißgestaltung hervorbrechen. Interessante, dunkle, südländische Erscheinungen, welche man bei uns in Deutschland, einer unnatürlichen Geschmacksrichtung zufolge, so viel bewundert, werden gut thun, sich Indien nicht zum Schauplatz ihrer Triumphe auszuersehen. Die Eurasier selbst versuchen gewöhnlich ihre Herkunft abzuleugnen und dem ungläubigen Europäer die Olivenfarbe ihrer Haut durch irische, französische, spanische oder sonstige südeuropäische Abstammung zu erklären; aber wirklich traurig ist es zu sehen, daß die stärker gefärbten Eurasier, welche eine derartige Ableugnung nicht versuchen können, sich gegenseitig verachten nach dem Quantum des europäischen Blutes, welches sie in sich und ihren Stammesgenossen voraussetzen. Man gebraucht in Indien, um den Grad des Eurasierthums zu bezeichnen, das Bild des dortigen Münzsystems, d. h. man drückt denselben durch eine bestimmte Zahl von Annas aus, deren sechzehn auf die Rupie gehen. Ein Mensch von sechzehn Annas ist also der Vollblut-Native, acht Annas kommen auf den Sohn eines europäischen Vaters und einer indischen Mutter, oder umgekehrt, und dann entstehen

durch weitere Zwischenheirathen die mannigfachen Grade von einem bis zu fünfzehn Annas. Wo das indische Element überwiegt, sieht man deutlich, daß die Natur einen Widerwillen gegen die Vermischung der beiden Rassen hat; denn das Produkt sind schlaffe, unproportionirte Menschenkinder, für welche auf dieser Erde kein rechter Platz ist. Sie Alle kleiden und benehmen sich zwar als Europäer und haben die Bedürfnisse derselben, aber nicht ihre Fähigkeiten, so daß sie der Regierung, welche sie nicht zu placiren weiß, ernste Schwierigkeiten machen; man verwendet die stellensuchenden Eurasier als Schaffner auf der Bahn, als Lehrer an Mittelschulen und zu ähnlichen Posten; für verantwortliche Stellungen dagegen sind sie nicht zu gebrauchen.

Was den höheren Beamtenstand Indiens betrifft, so sucht die englische Regierung denselben aus dem bestmöglichen Material zu rekrutiren und stellt dem großen Andrang zu dem lukrativen indischen Verwaltungsdienste, dem bestbezahlten Staatsdienste der Welt*), eine Reihe außerordentlich schwieriger Examina entgegen: eine Tendenz, die in dem kolonialpolitisch-erfahrenen England als selbstverständlich gilt und deren Richtigkeit im Interesse der neuen deutschen Kolonien allmählich auch unser Vaterland allgemein erkennen sollte. In wie vielen heimischen Kreisen aber ist noch die kurzsichtige Anschauung verbreitet, daß

*) Das Anfangsgehalt des indischen Civilians beträgt fünfhundert Rupien im Monat, steigt aber sehr rasch. Wer bis zum Commissioner (Regierungspräsidenten) avancirt, bezieht zwei- bis dreitausend Rupien monatlich; ein Richter nahezu so viel. Die Stellungen an den Obergerichten oder am Board of Revenue sind mit fünf- bis sechstausend Rupien im Monat dotirt, die der höchsten Beamten natürlich noch mit sehr viel mehr. Nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit, die officiellen Urlaubsjahre mitgerechnet, bezieht jeder Civilian, ohne Ansehen des von ihm zuletzt bekleideten Postens, eine jährliche Pension von tausend Pfund Sterling, zahlbar in englischer Münze, obwohl die der Pensionskasse geleisteten Abgaben nur den Anspruch auf die Hälfte rechtfertigen würden; doch dienen viele Beamte über jene Zeit hinaus, namentlich wenn sie zu höheren Stellungen aufgerückt sind.

die neuen Erwerbungen Ablagerungsplätze für die Individuen seien, welche daheim nicht zu gebrauchen sind, während unsere Kolonien doch nur dann zu blühenden Reichen sich entwickeln können, wie sie unter britischem Scepter in der ganzen Welt entstanden sind, wenn die Blüthe der Nation in die Fiebergegenden geschickt wird, die Besten unter den Besten der deutschen Jugend! Jene Kurzsichtigkeit hat ihr Seitenstück in der philisterhaften Art, mit der ein Theil unserer Presse seiner Zeit vereinzelte traurige Fälle benutzt hat, um Propaganda gegen die Kolonialpolitik zu machen und Betrachtungen anzustellen, welche keine englische Zeitung wagen dürfte, ihrem Leserkreise zu bieten, ohne sich dem Fluche der Lächerlichkeit auszusetzen. Die begabtesten und tüchtigsten Söhne der besten englischen Familien sind es, welche sich zu den über einen Zeitraum von drei Jahren vertheilten Prüfungen für den Civildienst in Indien melden, und welche, wenn es ihnen gelungen ist, allen Anforderungen zu genügen, der Eintritt in den indischen Verwaltungsdienst mit gerechtem Stolze erfüllt. In ähnlicher Weise werden auch aus den Avantageuren der englischen Armee die fähigsten für die indischen Regimenter ausgewählt, aber selbstverständlich nicht annähernd so hohe Ansprüche an dieselben gestellt, wie an die Beamten des Civil Service. Der anglo-indische Offizier ist ein offener, frischer, liebenswürdiger Mann, mit dem man gern verkehrt, gewöhnlich allerdings ohne tiefere Bildung und höhere Interessen, aber auch ohne gesellschaftliche Prätensionen. Der schnarrende, näselnde Lieutenant existirt dort nicht (ebenso wenig wie der junge Mode-Jurist, der vor lauter Ueberfeinerung das natürliche Gehen und Sprechen verlernt hat; nach diesen zwei Zierden bestimmter heimischer Salons, die auf Distinktion Anspruch machen, sucht man zum Glück in der anglo-indischen Gesellschaft vergebens). Der Ankömmling pflegt in kleineren Stationen einen Besuch in dem Offizier-Kasino (engl. mess) zu machen, d. h. dort eine Visitenkarte für den Kommandeur und eine andere für das Offizierkorps abzugeben; darauf wird er nach wenigen Tagen

zum Dinner geladen und gewöhnlich zum honorary member der officer's mess gemacht, in welcher Eigenschaft er jeden Abend während seines Aufenthalts am Orte willkommen ist. Ich selbst habe in diesen angenehmen Beziehungen zu dem liebenswürdigen Offizierkorps der XVII. Bengal Infantry in Benares gestanden.

Dem Militär wird in der englischen Gesellschaft nicht wie in der deutschen ein Vorrang eingeräumt; der Offizier steht vielmehr dem amtlichen Range wie der socialen Stellung nach erheblich tiefer als der Verwaltungsbeamte, der Civilian. Und während es bei uns der Ehrgeiz der jungen Damen zu sein pflegt, einen Offizier zu heirathen, richtet sich in Indien gewöhnlich der stille Wunsch des weiblichen Herzens auf das C. S. Der Civilian ist in der That nach jeder Richtung hin die beste Partie, welche ein junges Mädchen in Indien machen kann. Die sociale Macht der beiden Buchstaben C. S. hinter dem Namen ist eine magische, sie sind das Schibboleth, dem sich in Indien alle Thüren und Thore öffnen. Wie sehr ich geneigt bin, an den indischen Civilians die persönliche Tüchtigkeit, Bildung und Feinheit des Wesens anzuerkennen, geht schon aus meinen früheren Bemerkungen hervor; aber die exklusive Stellung, welche die Herren beanspruchen und thatsächlich einnehmen, ist nicht durch die Verhältnisse gerechtfertigt. In Zeitungen, welche als Organe des Civil Service gelten, kann man von „der Bewunderung, mit welcher die ganze civilisirte Welt auf den indischen Beamtenstand blickt", lesen und mancherlei ähnliche Uebertreibungen antreffen. Die in Indien herrschende allgemeine Ordnung und Sicherheit, welche den fremden Reisenden gewöhnlich eine hohe Anerkennung der englischen Verwaltung abnöthigt, bedeutet unstreitig ein Verdienst des Civil Service; doch verringert sich dasselbe beträchtlich in den Augen eines Beobachters, der längere Zeit dort drüben gelebt und den Eindruck gewonnen hat, daß überhaupt kein unterworfenes Land so leicht zu regieren ist als Indien. Denn die englische Verwaltung wird durch zwei Faktoren gestützt, deren Bedeutung nicht hoch

genug angeschlagen werden kann, erstens durch die Sklavennatur der Hindus und zweitens durch die hochgradige Abneigung, welche die einzelnen indischen Rassen gegen einander empfinden, und durch welche die Entwickelung eines allgemein-indischen Nationalgefühls noch für lange Zeit hinaus verhindert werden wird. Ein hervorragender Philologe auf dem Gebiete des Indischen, Professor H. Jacobi, hat sich allerdings vor einigen Jahren im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen; derselbe sagt (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1883, XXXVII. 615): „... in den letzten Jahrzehnten hat sich eine neue Kraft im indischen Volksleben geltend gemacht, die sich gewissermaßen vor den Augen des Beobachters entwickelt hat, der indische Patriotismus. Der Rassengegensatz und das Bewußtsein, von Fremden, wenn auch noch so gut, regiert zu werden, hat unter der Einwirkung politischer Ereignisse und der ungebundenen Presse eine neue Form und eine greifbarere Gestalt angenommen in dem Bewußtsein von der Einheit Allindiens, von der Solidarität der indischen Interessen, wodurch der Tamule dem Bengalen, der Mahratte dem Bewohner des Fünfstromlandes näher gerückt wird.“ Wenn ein derartiger allindischer Patriotismus im Entstehen begriffen wäre, so würde damit eine ernste Gefahr für die englische Herrschaft in Indien gegeben sein; aber ich leugne die Thatsache. Einzelne Agitatoren schreiben jenen Patriotismus auf ihre Fahne, bekennen ihn in öffentlichen Reden und suchen durch ihre Preßorgane die nationale Idee zu verbreiten; aber dafür, daß diese Idee schon irgendwo in Indien breitere Schichten der Bevölkerung ergriffen habe, fehlen durchaus die Anzeichen.

Die Herren vom Civil Service charakterisirt gewöhnlich eine entschiedene Abneigung gegen das Educational Department, die wohl nicht ausschließlich auf der zum Theil berechtigten Ueberzeugung beruht, daß die höhere Erziehung der Eingeborenen staatsgefährlich wirke; und Manche unter ihnen lassen nicht gern die Gelegenheit unbenutzt, einem Unterrichtsbeamten, zumal wenn

derselbe ein renommirter Gelehrter ist, kleinere oder größere Unannehmlichkeiten zu bereiten. Die Mitglieder des Educational Department befinden sich, namentlich wenn sie Chefs höherer Lehranstalten sind, vielfach in einer recht schwierigen Stellung. Denn diese wird nicht nur von dem Civil Service angefeindet, sondern auch von den vorgeschrittenen Eingeborenen und namentlich von der Mission, welche letztere nichts weniger als wählerisch in den Mitteln ist, ihre Konkurrenz-Anstalten auf Kosten der Regierungsschulen zu heben. Dazu sind die Unterrichtsbeamten trotz des gleichen Anfangsgehalts materiell kaum halb so günstig situirt als die der Verwaltung, und haben sehr viel schlechtere Pensionsbedingungen. Für den Außenstehenden ist es unverkennbar, daß die auf den Höhen der Menschheit wandelnden Civilians außer der eben angedeuteten noch eine weitere kleine Schwäche besitzen. Wenn nämlich in einem uncovenanted (d. h. nicht zum Civil Service gehörigen) Department die obersten Stellen der einzelnen Provinzen vakant werden, z. B. die des Director of Public Instruction, des Inspector-General of Police, des Postmaster-General u. s. w., so prüft der Civil Service die vor dem Avancement stehenden Mitglieder der betreffenden Departments und findet gewöhnlich, daß es innerhalb derselben „keine geeigneten Persönlichkeiten für den Posten des Chefs gäbe," ergo derselbe mit einem Mitglied des C. S. zu besetzen sei. Der Civil Service ist nicht nur der Richter in der Angelegenheit, sondern auch der Profitirende; denn die Uebernahme eines hohen einträglichen Postens außerhalb der eigentlichen Verwaltungscarriere von Seiten eines Civilians bedeutet natürlich eine lange Reihe von Beförderungen innerhalb des C. S.

Ein mir befreundeter Civilian, dem ich diese Verhältnisse in dem Lichte, in welchem ich sie hier beschrieben, vorstellte, hatte dafür nur ein Lächeln und die Bemerkung: „There is a good deal of human nature in man." Nun wird man naturgemäß erwarten, daß der Civilian, welcher sich zum General-

Postmeister, Unterrichtsdirektor u. s. w. ernennen läßt, um sich in seiner neuen Eigenschaft einer monatlichen Besoldung von mehreren Tausend Rupien zu erfreuen, doch wenigstens seine Zugehörigkeit zum Civil Service opfere. Weit gefehlt! Wer innerhalb seines Departments zu jenen hohen Stellungen aufrückt, gehört dem Department an, der Civilian, welcher übertritt, nicht; er bleibt in jeder anderen Stellung ein Civilian, setzt stets das stolze C. S. hinter seinen Namen und kann, wenn ihm sein neuer Beruf nicht zusagt, jeden Augenblick in den eigentlichen Verwaltungsdienst zurückkehren.

Während die Stellen der andern Departments schon seit längerer Zeit den Eingeborenen zugänglich waren und in stetig wachsendem Umfange mit Natives besetzt wurden, datirt der Andrang derselben zu den Reihen des Civil Service erst aus der neuesten Zeit; aber schon liegt selbst die oberste Leitung mehrerer Distrikte in den Händen von Eingeborenen. Die Engländer glaubten den Verwaltungsdienst jener zum mindesten nicht unbedenklichen Konkurrenz durch das Gesetz zu verschließen, daß die vorgeschriebenen Examina vor dem zwanzigsten Lebensjahre und in England zu bestehen seien. Diese Bestimmung hat sich jedoch nicht als eine ausreichende Barriere erwiesen; denn diejenigen eingeborenen Familien, welche ihre Söhne dereinst in den einflußreichen Stellungen des Civil Service zu sehen wünschen, schaffen dieselben, wenn sie die nöthige Vorurtheilslosigkeit den Kastenordnungen gegenüber und die erforderlichen Mittel besitzen, im zartesten Alter nach England, um sie dort erziehen zu lassen. Immerhin ist dies nur verhältnißmäßig Wenigen möglich; und deshalb verlangt heut zu Tage die ganze einheimische Presse in stürmischer Weise nach einer Abänderung des Statuts und fordert, daß die Absolvirung der Examina für den Civildienst in Indien selbst zugelassen und das gesetzliche Alter auf zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre normirt werde. Wenn England auch darin nachgibt — und in der anglo-indischen Gesellschaft befürchtet man dies wegen der gefährlichen Konnivenz,

welche seit Jahren die liberale Kurzsichtigkeit des Mutterlandes allen Prätensionen der Eingeborenen gegenüber bewiesen hat —, so dürfte man der englischen Regierung nur noch empfehlen, auch einheimischen Offizieren Kommandos anzuvertrauen: und die britische Herrschaft in Indien wird sich in Wohlgefallen auflösen, noch ehe der Russe an die Pforten des Landes pocht. Dies ist ja in der That das Ideal eines großen Theils der englischen Radikalen.

In den großen Centren, Calcutta, Bombay, Madras, gestalten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse durch das Hinzutreten des Kaufmannsstandes natürlich etwas anders, als ich sie eben darlegte; auch kommt ein Commissioner oder Collector daselbst mit zu vielen Vorgesetzten in persönliche Berührung, um in demselben Maße von seiner Gottähnlichkeit überzeugt sein zu können, wie im „Mofussil", im Innern des Landes, wo er als ein kleiner König residirt. Unter den Kaufleuten der großen Handelsstädte nehmen die Deutschen eine sehr geachtete und theilweise gefürchtete Stellung ein; denn dort wie in andern Ländern gelingt es ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit, den Engländern immer erfolgreichere Konkurrenz zu machen. Die Chefs der großen deutschen Firmen sind ebenso gebildete wie liebenswürdige Männer, die ein Landsmann, der dort drüben ernste Aufgaben zu erfüllen hat — und nicht von allen deutschen Reisenden kann man das sagen — jeder Zeit bereit finden wird, ihn mit Rath und That in allen Fragen des praktischen Lebens zu unterstützen. Jüngere deutsche Kaufleute gefallen sich zum Theil in einer Nonchalance und Familiarität des Wesens, welche sie gut thäten, Leuten gegenüber, die nicht zu ihrem Kreise gehören, ein wenig zu moderiren.

Es bleibt für meine Betrachtung nur noch eine Klasse von Europäern übrig, welche ich erstens deshalb an das Ende stelle, weil deren Angehörige im Allgemeinen nicht zur „Gesellschaft" gerechnet werden können, und zweitens, weil ich in Indien von keinem andern Stande einen so ungünstigen Gesammt-

eindruck erhalten habe, als — von den Missionaren. Um mich von vorn herein dagegen zu verwahren, daß dieses Urtheil der Ausdruck einer antikirchlichen Gesinnung sei, bemerke ich, daß ich eine Massenkonvertirung der indischen Bevölkerung zum Christenthume freudig begrüßen und als die Basis eines gedeihlichen Fortschritts ansehen würde. Ein derartiger Erfolg jedoch steht in Nordindien nicht zu erwarten; unter den dravidischen Völkerschaften in Südindien mögen die Verhältnisse anders liegen. Um wirklich erfreuliche Resultate zu erzielen, müßten die Missionare besser vorgebildet und tüchtiger sein, als sie es im Großen und Ganzen sind, und sich ihrer Aufgabe mit größerem Ernste widmen. Die wenigsten nur mischen sich unter das Volk und predigen an öffentlichen Orten; weitaus in der Mehrzahl wirken sie einfach als Geistliche einer europäischen Gemeinde und führen als solche, wenn auch gerade keine luxuriöse, wohl aber eine sehr bequeme und behagliche Existenz. Im Allgemeinen rufen die Missionare durchaus den Eindruck einer Menschenklasse hervor, welche das Leben nicht von der schwersten Seite nimmt, sich den landesüblichen Vergnügungen mit einer Regelmäßigkeit hingibt, die bei anderen Berufsschichten selten ist, gern Abendgesellschaften besucht und am Nachmittage häufig Picknicks arrangirt, bei denen Herren und Damen sich an munteren Gesellschaftsspielen ergötzen.*) In diesem Lichte erscheint die Mission ganz besonders in Benares, weil der faktische Mißerfolg in zu grellem Kontraste zu der unverhältnißmäßigen Anzahl der dort lebenden Missionare steht; denn jede englische Missionsgesellschaft hält es für Ehrensache, einen oder mehrere Vertreter in jener Hochburg des Heidenthums zu haben. Die deutschen Missionare wirken ungleich viel mehr und kommen dem Ideale eines Missionars näher als die englischen, da sie

---

*) Ein beliebter Ort für solche Unterhaltungen ist das heutige Sarnath bei Benares, der alte „Wildpark“, vor dem einst Buddha begann „das Rad der Lehre zu rollen“, der Lehre von der Nichtigkeit alles Irdischen!

ihrem Beruf mit größerer Selbstverleugnung obliegen, auf Straßen und Plätzen eifrig die Lehren des Christenthums verkünden, ohne gesellschaftliche Prätensionen auftreten und äußerlich weit bescheidenere Existenzen führen. Sie, die einfacheren Männer, werden von ihren englischen Kollegen ein wenig über die Achseln angesehen, und diese mögen in dem Glauben, den Begriff eines Gentleman in sich in höherem Grade verkörpert zu sehen, einen Trost dafür finden, daß sie wohl oder übel die deutsche Mission als more successful anerkennen müssen. Während die fünf wohlfundirten englischen Missionsgesellschaften, welche in Benares repräsentirt sind, dort nur ganz vereinzelte Bekehrungen zu verzeichnen haben, hat sich die deutsche Mission in dem benachbarten Ghazipur aus ganz kleinen Anfängen im Laufe von zwanzig Jahren zu einer der bedeutendsten und erfolgreichsten in ganz Indien entwickelt.

Um zunächst den Verdiensten der Mission gerecht zu werden, ist vor Allem rückhaltslos die Thätigkeit der von den Gesellschaften angestellten Damen zu rühmen, deren Aufgabe es ist, in die Zenanas, d. h. in die von der äußeren Welt abgeschlossenen indischen Gynäceen, Aufklärung zu tragen und die indische Frau durch Elementarunterricht und Anleitung zur Beschäftigung mit Handarbeiten auf eine menschenwürdigere Stufe zu heben. Dieses große Verdienst wird in meinen Augen nicht durch die Thatsache geschmälert, daß die Missionsdamen in den wenigsten Fällen durch religiöse Begeisterung getrieben werden, nach Indien hinauszugehen, sondern gewöhnlich — denn es sind meist unbemittelte Mädchen aus guter Familie — die Anstellung von Seiten einer Missionsgesellschaft für eine Versorgung ansehen, die ihnen eine materiell und social bessere Position verschafft, als daheim eine Lehrerinnen- oder Gouvernantenstelle. Da sich ihnen ferner im Allgemeinen in Indien größere Chancen zur Verheirathung bieten, so hat die öffentliche Stimme vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie auch diesen Umstand als eine Triebfeder zur Wahl ihres Berufes bezeichnet. Ein anderes

unleugbares Verdienst der Mission beruht in der Erhaltung und Erziehung der Waisenkinder, deren viele, und namentlich Mädchen, zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht Aufnahme in den christlichen Waisenhäusern fänden; besonders in Zeiten der Hungersnoth und der Epidemien sind in Indien durch die Mission viele Menschenleben gerettet worden. Aus diesen Waisen rekrutirt sich im Wesentlichen die Gemeinde der Native Christians. Die Mädchen sucht man, sobald sie dreizehn Jahre alt sind, unter die Haube zu bringen, und läßt alle, welche dieses Alter erreicht haben, in Reihe und Glied antreten, wenn ein junger heirathslustiger Inder sich meldet. Dieser trifft seine Auswahl und erhält nicht nur die Frau stehenden Fußes ausgeliefert, sondern dazu noch eine Aussteuer von zwanzig Rupien. Dem Mädchen ist es erlaubt, Nein zu sagen, doch kommt dieser Fall nicht vor. Leider stehen die Native Christians bei ihren europäischen Glaubensgenossen in keinem besonderen Ansehen und gelten im Allgemeinen für unzuverlässiger als Hindus oder Mohammedaner. Selbst Missionare übertragen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen einen Dienerposten in ihrem Haushalt einem christlichen Eingeborenen; und wenn in den englischen Zeitungen vakante Stellen ausgeboten werden, kann man die Annonce mit dem Passus schließen sehen: No christian need apply.

Die Mission fühlt selbst, daß sie in Indien nicht leistet, was sie leisten sollte, und sucht deshalb immer mehr den Unterricht in ihre Hand zu bekommen, angeblich um durch Erziehung das Bekehrungswerk vorzubereiten. Die Regierung leistet diesem Bestreben der Mission Vorschub, weil sie von dem bekannten englischen Standpunkte aus, daß der öffentliche Unterricht unter demselben Gesichtspunkt wie die Anlage eines Kaufladens betrachtet werden und sich selbst bezahlen müsse, mit Freuden jede Ersparniß öffentlicher Gelder begrüßt, und übersieht, daß sie damit dem Gedeihen ihrer eigenen Anstalten, namentlich der höheren Schulen, entgegenwirkt. Wenn die von der Mission

gegründeten Schulen einen gewissen Erfolg aufweisen, dann erhalten die betreffenden Anstalten den Regierungszuschuß (Government grant). Dieser Erfolg wird in den niederen Schulen nun aber durch folgende Maßregeln erzielt. Die Kinder haben erstens nicht nur kein Schulgeld zu bezahlen, sondern erhalten monatlich so und so viele Annas Prämium für regelmäßiges Erscheinen; zweitens werden die eingeborenen Lehrer unter der Bedingung angestellt, daß ihre Klasse eine bestimmte Anzahl von Schülern, etwa fünfzig, aufweise; die glücklichen müssen deshalb einen Theil ihres Gehalts darauf verwenden, in den Straßen mit Kindern in Unterhandlung zu treten und dieselben durch Geschenke zum Besuch der Schule zu veranlassen. Ja, sogar Frauen werden eigens zu dem Zwecke „to collect children" mit kleinen Fonds versehen und besoldet. Diesen, wenn auch etwas eigenthümlichen, aber doch ziemlich harmlosen Mitteln gegenüber erscheint die Agitation bedenklicher, welche die Principals der höheren, die Schüler auf die Examina zur Erlangung des B. A., d. h. des Bachelor of Arts-Grades, vorbereitenden Missionsschulen (Colleges) gegen die im gleichen Range stehenden Regierungsschulen ausüben. Die Mission besitzt einen solchen Einfluß auf die Unterrichts-Verwaltung, daß ungefähr die Hälfte der für jene Prüfungen alljährlich ernannten Examinatoren aus der Reihe der Missionare gewählt werden. Gewöhnlich sind es solche Principals, die dann nicht nur ihre eigenen Schüler, sondern auch die der Regierungs-Colleges zu examiniren haben. Nahe liegt für jene Herren die Versuchung, die Unterrichtsstunden zu benutzen, um ihre eigenen Zöglinge in mehr oder weniger diskreter Weise auf die Fragen des bevorstehenden Examens hinzuweisen und in der Prüfung selbst die aus den Regierungsanstalten kommenden Kandidaten mit etwas geringerem Wohlwollen als ihre eigenen zu behandeln; manche von ihnen aber setzen dieser Versuchung einen so mäßigen Widerstand entgegen, daß es oft genug zu einem öffentlichen Aergerniß kommt, von dem die Presse Notiz nehmen muß.

Der Bestand der Missionare ist in Indien numerisch weit größer, als das Bedürfniß erfordert, wird aber trotzdem von den Missionsgesellschaften fortlaufend vermehrt. Die Herren führen nicht selten ihr vergnügt-beschauliches Leben dort drüben mehrere Jahrzehnte, ja zuweilen ein halbes Jahrhundert lang, ohne das Bedürfniß eines Erholungsaufenthalts in Europa zu empfinden; jedenfalls sehr Viele lange genug, um drei bis vier Lebensgefährtinnen hinter einander zu beglücken.

Ich bin überzeugt, daß die rühmlichen Ausnahmen unter den Missionaren, für die und deren Thätigkeit ich die größte Hochachtung hege, die von mir angeführten Thatsachen nicht ableugnen werden.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

mānas
saprayo
2:7
~~nibodhata~~

samañjasam 3:13
vadhyā 3:28
jñānāloka 3:35
~~...~~ ~~4:44~~
dṛṣṭāntas 4:13 Cest by experience

tridhā tṛptim nibodhatā

jalācala niketas 2:37

nirṇayah: 3:6 disposition

çivā 2:33

dharma 3:1 property law

saṃghāta 3:3 bodily mass
nirdarçanam 3:3

MEMORANDA.

kārya kārana baddhāu tāu
iṣyete viçva tāijasāu

exp. mis.

1:11

MEMORANDA.

dvāitasyāgrahanam tulyam
ubhayoh prājñaturyayoh
bījanidrāyutah prājñah
sā ca turye na vidyate

1:13

para tantra
4:24

viparyāsa 4:26

MEMORANDA.